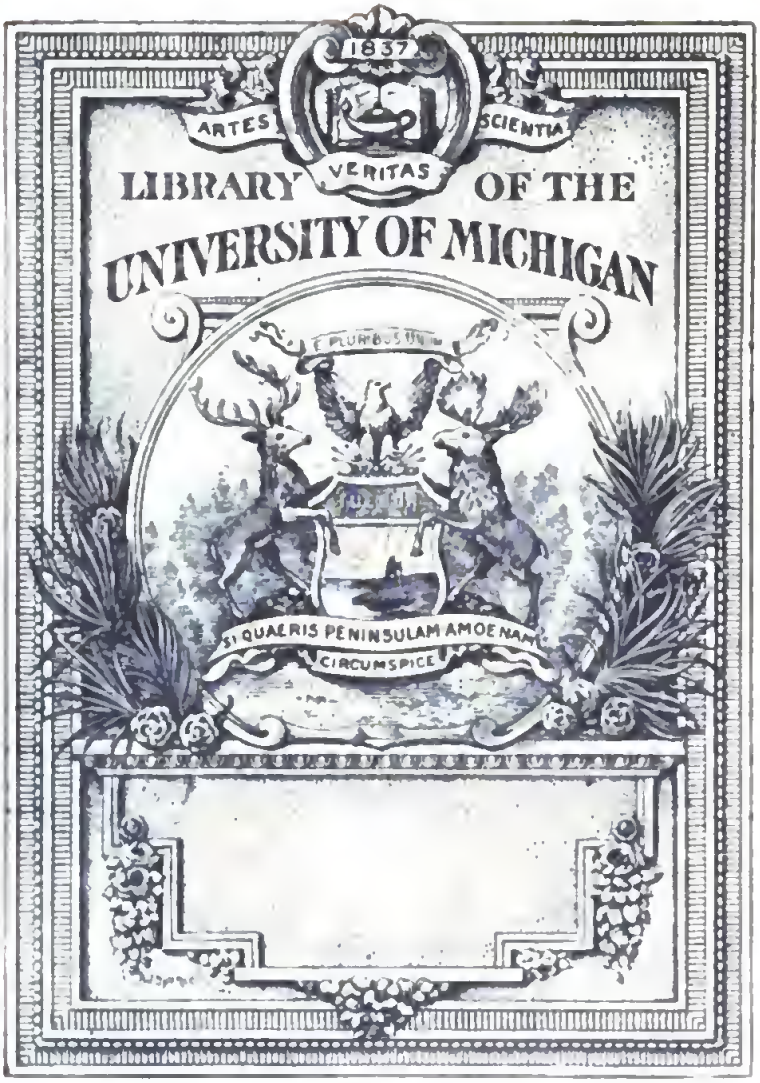
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF

830.6
D58

Digitized by Google



THE GIFT OF

Dr H L. Obetz.

810.6
D58

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

	Seite
Der Fährmann am Kanadian. Roman in drei Abtheilungen von Balduin Möllhausen. (Fortsetzung)	5
In Versuchung. Novelle von Reinhold Ortmann . .	112
Friedrich der Große und die Frauen. Ein Beitrag zur Charakteristik des großen Königs. Von Theodor Winkler	187
Das Neueste über das „Reich der Mitte". Nach den Berichten eines Chinesen. Von Alfred Stelzner	204
Ein Diebstahl und seine Folgen. Ein Kulturbild aus dem Mittelalter. Von A. Oskar Klaußmann	218
Die Geheimnisse der Geberdensprache des Italieners. Ethnographische Skizze von F. Arndt	229
Der Wühler im Pelzrock. Ein Bild aus der Thierwelt. Von Louis Haschert	243
Mannigfaltiges:	
Die Großmutter zweier Königinnen	254
Ein Elephanten-Gelage	255
Eine höchst eigenthümliche Sitte ꝛc.	256
Der Bootbau in seiner Vollendung	256
Ein Normanne	256

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Baldwin Möllhausen.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Dieses Gemach wird zum Schlafzimmer eingerichtet," erklärte der Baron in dem großen Zimmer, indem er die Hand nachlässig im Kreise schwang.

„Ein entsetzlicher Aufenthaltsort," versetzte die Baronin klagend, „der hier herrschende Dunst ist zum Sterben," und matt hob sie das streng duftende Spitzentaschentuch an ihre Lippen.

„So viel ich mich entsinne, der luftigste Raum im ganzen Hause," hieß es mit einer schüchternen Anwandlung von Ungeduld zurück. „Ich beging übrigens einen Fehler, Dich schon jetzt hierher zu führen. Einen anderen Eindruck wirst Du gewinnen, wenn wir erst unseren Einzug hier halten und Haus wie Park, Garten wie Gewächshaus Dir verjüngt entgegen lachen."

Mit den letzten Worten kehrte er sich dem nächsten Fenster zu, dessen Flügel wohl herangedrückt, jedoch nicht verriegelt waren.

„Wunderbar," sprach er weiter, „wie ist das zu er-

klären? Da — die Fensterlade ist mit einem Bindfaden befestigt. Der wurde neuerdings angebracht, oder er wäre verwittert. Hier muß Jemand mit Gewalt eingedrungen sein; die Lade ist eingesplittert und der Haken abgebrochen."

Aufmerksamer prüfte er das Fensterbrett. Auf demselben waren die Spuren schwer benagelter Schuhe sichtbar, und zwar ebenfalls in neuester Zeit gerissen. Noch lagen die abgetrennten Oelfarbenkrümel neben den Schrammen.

Der Baron kehrte sich Blisterchen zu. Diese stand im Schatten, sich leicht an die Mauer lehnend. Er bemerkte daher nicht, daß ihre Gesichtsfarbe sich plötzlich verändert hatte.

„Hier ist unstreitig Jemand eingestiegen," grollte er; „freilich, wo Ungeziefer aller Art haust, mag auch einmal ein Strolch sein Obdach suchen."

Blisterchen hatte sich gefaßt. Auch sie schrieb die Spuren einem dort eingedrungenen obdachlosen Landstreicher zu. Denn hätte ihr Schützling auf diesem Wege das Weite gesucht, so wäre kein Grund für ihn vorhanden gewesen, die Fensterlade sammt dem sie haltenden Haken zu zertrümmern.

„Mag wohl einmal ein Lump hier eingebrochen sein und das Haus auf bequemerem Wege verlassen haben," bemerkte sie auf die mittelbare Frage eintönig, „doch wer es auch war: an den Möbeln vergreift sich schwerlich Jemand; sonst gibt's hier nichts zu holen."

„Immerhin ungehörig," versetzte der Baron tadelnd,

Digitized by Google

„denn wer hier eindringt, befindet ſich auf ſträflichem Wege. Doch wir werden ſolchem Geſindel das Handwerk legen. Es muß eine andere Aufſicht geführt werden.“

Aus Bliſterchen's Augen ſchoß ein feindſeliger Blick; ihre Worte klangen indeſſen ruhig, indem ſie erwiederte: „Soweit mir eine Aufſicht oblag, iſt ſie pünktlich und gewiſſenhaft erfüllt worden. Ueber meine Vorſchriften und Kräfte kann ich nicht hinaus.“

„Gräßlicher Aufenthaltsort,“ warf die Baronin wieder gelangweilt ein, „für eine ſtarke Zumuthung erkläre ich es, hier dem nächtlichen Beſuch von Räubern und Mordbrennern ausgeſetzt ſein zu ſollen.“

„Du wirſt Deinen Widerwillen beſiegen,“ wendete der Baron beſchwichtigend ein, „Du mußt es ſogar. Es iſt nicht genug, unſer Eigenthumsrecht zu erklären, ſondern es muß auch thatſächlich ausgeübt werden.“

„Und dann die Erinnerung an Deinen — an Deinen Verwandten,“ fuhr die Baronin boshaft fort, „wer hier ſchläft, muß nothgedrungen von Kerker und Ketten träumen —“

„Bitte,“ fiel der Baron gereizt ein, „nenne nicht Verwandte, was ſeine Herkunft verleugnete. Wir werden hier einige Monate des nächſten Sommers verleben, und ich bin überzeugt, Du ſcheideſt unlieber von hier, als Du es heute für möglich hältſt.“ Um einer ſchonungsloſen Entgegnung zu entgehen, kehrte er ſich Bliſterchen zu.

„Wir wollen jetzt die oberen Räume in Augenſchein nehmen,“ befahl er, und gefolgt von den Seinigen ſchritt er dem Ausgange zu.

Digitized by Google

Gleich darauf erſtiegen ſie die Treppe und vor ihnen öffnete ſich die Thüre des Speiſeſaales. Bliſterchen war zuerſt eingetreten. Durch einen Blick überzeugte ſie ſich, daß nichts an die Anweſenheit eines Gaſtes im Hauſe erinnerte.

„Grauenhafte Bilder," brach die Baronin das ſeit dem Verlaſſen des unteren Stockwerks herrſchende Schweigen, während der Knabe, die großen blauen Augen auf die Porträts gerichtet, ſich furchtſam an ſie anſchmiegte, „wie kann man ſeine Umgebung durch ſolche Karikaturen verunzieren. Pfui! Weder Kunſt noch Geſchmack verräth ſich in den elenden Sudeleien."

„Sie ſind bisher hoch geachtet und geehrt worden," konnte Bliſterchen ſich nicht enthalten, zu bemerken, und ihre Stimme zitterte vor Wehmuth und Zorn.

„Von Denjenigen, die ſie angingen," ſuchte der Baron förmlich kleinlaut zu vermitteln, „ſind ſie Dir unangenehm, ſo ſollen ſie entfernt werden. Stehen ſie doch in keiner Beziehung zu uns — und dann die Aehnlichkeiten — Du haſt Recht, die ſonſt gewiß recht ehrenwerthe Geſellſchaft muß verſchwinden."

„Herr Baron, die Bilder bleiben da, wo ſie ſeit hundert Jahren gehangen haben," erklärte Bliſterchen nunmehr mit einer Entſchiedenheit, welche den Baron befremdete und die zugleich Zeugniß davon ablegte, daß ſie unter dem Drange ihrer Entrüſtung vorübergehend die Gefahren vergeſſen hatte, welche zu große Offenheit im Gefolge haben konnte, „ſo iſt mir anbefohlen worden in den Tagen, als eine junge Mutter da drinnen" — und

ſie wies nach dem offenen Schlafgemach hinüber — „fürchtete, ihre ſchwere Stunde nicht zu überſtehen. Ich aber gelobte ihr, darüber zu wachen, ſo lange meine Augen offen ſtänden.“

Heimlichen Grimm niederkämpfend, kaute der Baron wieder auf ſeinen Schnurrbart. Sein ohnehin bleiches Antlitz war noch um eine Schattirung lichter geworden. Einige Sekunden ſann er nach, und den Ausdruck grenzenloſer Verachtung gewahrend, mit welchem ſeine Frau die unſcheinbare Geſtalt der erbitterten Alten vom Kopf bis herunter zu den Füßen maß, bemerkte er gelaſſen: „Die Beweiſe Deiner Anhänglichkeit an das Haus meines Vaters tadle ich nicht. Du wirſt Dich indeſſen an eine neue Ordnung gewöhnen müſſen. Ich bin jetzt Herr hier und als ſolcher dringe ich ſtreng auf die Erfüllung meiner Befehle.“

„Meine Anhänglichkeit betrifft nur Diejenige, die Ihrem Vater einſt die Nutznießung dieſes Grundbeſitzes einbrachte,“ erwiederte Bliſterchen feindſelig, „keinen anderen Herrn erkenne ich an, als die Frau des Baron Hans, einer engelsgütigen Dame, und ſollte die geſtorben ſein, deren Kind, und müßte ich dreißig Jahre auf deſſen Kommen warten.“

Boshafte Schadenfreude ſpielte auf den Zügen der Baronin. Erfüllte ſie bisher die Hoffnung, die in Ausſicht ſtehenden zweifelhaften Annehmlichkeiten des Landlebens an dem Widerſtand der Alten ſcheitern zu ſehen, ſo überwog jetzt Zorn über deren Auflehnen gegen die ihr ertheilten Befehle alle anderen Empfindungen.

„Ich begreife nicht die Rückſichten, welche Du der Perſon gegenüber walten läßt," kehrte ſie ſich geringſchätzig dem Baron zu, „um ſo weniger, weil ſie um das alte Eulenneſt ſich augenſcheinlich nicht viel kümmerte."

„Mehr, als Sie ahnen!" rief Bliſterchen drohend aus, und ſie ſchwang ihre Hand in der Richtung nach den Porträts im Kreiſe, „da, betrachten Sie die Herren und Damen der Reihe nach. Die ſind Gebieter hier ſo lange, bis der richtige Erbe ſich einſtellt. Wollen Sie aber den Fluch des Himmels auf ſich und Ihr unſchuldiges Kind herabbeſchwören, ſo verſuchen Sie, auch nur eines der Bilder von ſeinem Nagel herabzunehmen."

Wie vor einer wüthenden Furie prallte die Baronin vor der ergrimmten Alten zurück. Indem aber der Baron, durch deren Leidenſchaftlichkeit förmlich eingeſchüchtert, rathlos Miene machte, ihr mit harten Worten zu begegnen, kehrte ſie ſich dieſem zu.

„Laſſen Sie in Gottes Namen umbauen und im Park aufräumen," ſprach ſie ruhiger, „es hindert Sie Niemand. Was Sie thun, geſchieht für Andere, und das iſt dankenswerth. Sie dürfen auch hier wohnen, nach Belieben, ſo viel ich weiß. Betrachten Sie ſich aber nicht als Herrn hier. Seien Sie eingedenk, daß ich einer engelgleichen jungen Mutter, die nur zu bald vergeſſen wurde, bis zum letzten Athemzuge beiſtand — o, Sie brauchen mir nicht zu drohen, Herr Baron, ausreden will ich und muß ich, damit's klar zwiſchen uns werde, ob ich auch eine elende Büdnerstochter bin — und was die in den Tod Gehende mir anvertraute, das geräth nicht in Vergeſſenheit, und

läge ich zehn Klafter tief in der Erde, dafür sorgte ich bei Zeiten. Vergessen Sie aber nicht, daß Todte zuweilen auferstehen, und wären sie ein dutzendmal in 'nem Spittel zu Grunde gegangen; und gibt's keine Gerechtigkeit auf Erden, so gibt's eine im Himmel, und die weiß zu strafen, wo unschuldig Blut um Ehr' und Reputation gebracht wurde. Freilich, wer sich in's Grab legte, ist sicher gegen alle Anfeindungen, er fühlt sie wenigstens nicht mehr — nein Herr Baron, Ihre bösen Augen fürchte ich nicht. Ausssprechen will ich. Nachher mögen Sie thun und lassen, was Ihnen beliebt; was aber geschieht, geschieht auf Ihre eigene Gefahr."

In seiner wachsenden Furcht schmiegte der Knabe sich fester an seine Mutter an, dadurch deren Entrüstung noch erhöhend. Ihre Blicke suchten geringschätzig in dem bleichen Antlitz ihres Mannes, und um einen Ausbruch seiner verzehrenden Wuth zu beschleunigen, rief sie ihm mit schneidender Schärfe zu: „Was säumen wir und hören auf die tollen Ausschreitungen einer Wahnwitzigen? Bist Du Herr hier, so mache Dein Recht geltend und lasse sie dahin schaffen, wo man es versteht, solche Menschen unschädlich zu machen."

Und bevor der Baron, von Besorgniß erfüllt, noch Böseres zu hören, sich für ein bestimmtes Verfahren entschieden hatte, fuhr Blisterchen wieder leidenschaftlich fort: „Nennen Sie mich immerhin wahnwitzig; es ereignete sich schon öfter, daß Wahnwitzige die Wahrheit zu Tage förderten und auf der Straße ausschrien."

Der Baron holte tief Athem. Doch anstatt, wie seine

Frau erwartete, die Alte in ihre Schranken zurück zu weisen, kämpfte er seine Wuth nieder.

„Komm," sprach er ruhig, indem er der Baronin den Arm bot, „wir dürfen nicht so hart urtheilen. Wer so lange wie sie in denselben Verhältnissen lebte, trennt sich nur schwer von denselben. Wir sind nicht hier, um uns die Laune verderben zu lassen. Begreift Gertrud erst, daß sie im Unrecht, wird sie mit den beabsichtigten Aenderungen am wenigsten unzufrieden sein."

Blisterchen, für welche die beruhigenden Worte gleichfalls bestimmt gewesen, schwieg. Indem die beiden Gatten mit dem Kinde der offenen Thüre des kleinen Schlafgemaches zuschritten, kehrte ihre Ueberlegung zurück und damit die Angst vor allen nur denkbaren Möglichkeiten. Jenen folgend, warf sie einen Blick an ihnen vorbei auf die alte Lagerstätte. Sie selbst entdeckte nichts Verdächtiges, aber wie ein Wetterschlag wirkte es auf sie ein, als der Baron, auf die breite Matratze zeigend, sich ihr halb zukehrte.

„Der Landstreicher scheint es sich bequem gemacht zu haben," sprach er höhnisch, „denn der Eindruck da rührt nicht von alten Zeiten her. Nun ja, auch Landstreicher wollen einmal weich liegen; gespeist hat er ebenfalls, wie die Brodkrumen und das Fleischrestchen hier auf dem Fußboden beweisen," und da Blisterchen, anscheinend störrisch, in der That aber einer Ohnmacht nahe, schwieg, schritt er achselzuckend nach der Tapetenthüre hinüber.

„Hierdurch gelangt man auf eine Treppe, die nach dem Boden und den Giebelzimmern hinauf führt," bemerkte er wie beiläufig zu seiner Frau.

Digitized by Google

„Wo iſt der Schlüſſel?“ wendete er ſich an Bliſterchen, als die Thür vor ſeinem Druck nicht weichen wollte.

„Da fragen der Herr Baron mich zu viel,“ antwortete dieſe in ihrer Noth mürriſch, fügte aber boshaft hinzu: „Hier gehen Geiſter um, daß ich mich Nachts um keinen Preis hierher getraute; die mögen ihn abgezogen haben. Ja, Geſpenſter und Geiſter,“ wiederholte ſie, als ſie mit ſcharfem Blick entdeckte, daß ihre Worte nicht ohne Wirkung blieben, „die Geiſter der Herren und Damen an den Wänden des Speiſeſaales. Jetzt iſt noch einer hinzu gekommen, ein Geiſt mit Maalen von eiſernen Ringen an den Händen —“

„Still, Weib, mit Deinem Rabengekrächz,“ fuhr der Baron heftig auf, „redeſt Du von Geiſtern, ſo ſind es ſolche, die des Nachts einſteigen und wohl gar mit Deinem Wiſſen Unfug treiben.“ Und zu ſeiner Frau, die ſichtbar beſtürzt dareinſchaute, indem er mit ihr und dem Kinde den Rückweg einſchlug: „Ich hätte wirklich beſſer gethan, Dich erſt im Sommer hierher zu führen. Staub und Schutt ſind wenig geeignet, einladend zu wirken.“

„Ich finde es entſetzlich,“ antwortete die Baronin gedämpft, wie in Beſorgniß, die Alte zu neuen unheimliche Kundgebungen zu bewegen, „kleideteſt Du Wände und Möbel in Goldbrokat, ſo würde ich die jetzige Stunde nie vergeſſen.“

„Wir ſind einmal hier, da wollen wir die Beſichtigung wenn auch nur oberflächlich, beendigen,“ nahm der Baron wieder das Wort, „nachher unternehmen wir eine kleine Rundfahrt durch den Park, um zu ermeſſen, in wie weit

die Herstellungskosten dadurch gedeckt werden, daß wir einen Theil des Holzes herunterschlagen lassen und an Stelle der überflüssigen Haine nach englischer Sitte Rasenplätze anlegen."

So lange war Blisterchen den beiden Gatten schweigend gefolgt. Eine Last war durch des Barons Erklärung von ihrer Seele genommen. Sie begriff, daß ihr ganzes Auftreten dazu angethan gewesen, den Besuch der ungebetenen Gäste und damit die Besichtigung abzukürzen. Sobald sie aber vernahm, daß das Todesurtheil über die hundertjährigen Waldbäume ausgesprochen wurde, konnte sie sich nicht enthalten, in bitterem Tone zu bemerken: „Die Bäume möchten Sie umhacken lassen? Fürchten Sie nicht, daß nach jedem Axthiebe Ihnen Blut aus dem alten Holze entgegenspritzt?" und gewahrend, daß der Baron den Arm seiner Frau fester an sich drückte, wie sie ermahnend, der tollen Reden der Alten nicht zu achten, fuhr sie lebhafter fort: „Ja, Blut, Herr Baron, denn die Bäume haben alle ihr eigen Leben, und die wissen zu erzählen von jedem einzelnen Herrn in dem Speisesaal, von jeder einzelnen Dame, und die spielten als Kinder in ihrem Schatten. O, ich habe oft und viel darüber gegrübelt. Die Menschen sind gestorben, aber die Bäume leben noch. Das sagte mir die erste Frau Ihres Vaters wohl hundertmal, wenn wir mit Ihrem Bruder draußen umher wandelten. Sie meinte: ‚Wer unter diesen Bäumen geht, der soll an Die gedenken, die sie pflanzten, in den Bäumen ehren die Verstorbenen, damit ihr Rauschen im Winde ihm nicht zum Vorwurf werde.'"

„Sie iſt verrückt,“ raunte der Baron ſeiner Frau zu, und er ſcheute offenbar, ſich beſchwichtigend an Bliſterchen zu wenden, „vollkommen verrückt. Meine erſte Aufgabe ſoll es ſein, ſie aus unſeren Augen zu ſchaffen. Jetzt aber wollen wir Alles vermeiden, was dazu dienen kann, ſie noch mehr aufzuregen.“

Schweigend, nur hin und wieder eine kurze Bemerkung austauſchend, beendigten ſie ihren Rundgang. Erſt auf dem von vergilbten Linden und Kaſtanienbäumen beſchatteten geräumigen Hofe, wo die kalten Mauern ſie nicht mehr einengten, ſtatt der dumpfigen Atmoſphäre in den ſtaubigen Räumen ſie die reine klare Herbſtluft einathmeten, machte ſich bei Allen eine gewiſſe Erleichterung bemerkbar. —

Anderthalb Stunden waren hingegangen, als ſie endlich wieder auf der Rampe erſchienen. Während Bliſterchen die Hausthür abſchloß, geleitete der Baron ſeine Frau mit dem Knaben zu der ihrer harrenden Poſtkutſche hinunter.

„Ich hoffe, daß beim nächſten Wiederſehen wir uns beſſer verſtändigen!“ rief er der Alten zu, und nachdem er den Seinigen in den Wagen geholfen und den Poſtillon über die durch den Park führenden Hauptwege unterrichtet hatte, ſtieg er ebenfalls ein. Auf ein Zeichen von ihm trieb der Poſtillon die Pferde an und gleich darauf bogen ſie in einen ſchattigen Waldweg ein. So lange der Wagen ihr ſichtbar, hatte Bliſterchen ihm von der Rampe aus nachgeſehen. Sie mochte die Neigung verſpüren, noch einmal in's Haus zurückzukehren; allein auf

Schritt und Tritt ſich beobachtet wähnend, ſtand ſie davon ab. Langſam wandelte ſie um den Raſenplatz herum. Dort, wo die Allee ihren Anfang nahm, ließ ſie ſich auf eine Steinbank nieder. Die furchtbare Spannung der letzten Stunden hatte ſie in einer Weiſe erſchöpft, daß ſie ſich kaum noch aufrecht zu halten vermochte. In ſich zuſammengeſunken ſaß ſie da, wie im Traume vor ſich auf den Erdboden nieder ſtarrend. Erſt als ſie das Rollen vernahm, mit welchem die Poſtkutſche auf mancherlei Umwegen dem Gitterthor zufuhr, ſah ſie wieder empor. Beim Anblick des Wagens glitt ein böſes Lächeln über ihre ernſten Züge.

„Mit der Beſichtigung des Parkes iſt es nicht viel geworden," liſpelte ſie im Uebermaß ihrer feindſeligen Erregung, „um ſo beſſer, um ſo beſſer! Ein fröhlicher Empfang hätte Euch Alles fröhlich erſcheinen laſſen, während jetzt" — ſie lachte höhniſch — „während jetzt in jedem Winkel ein Gewiſſensbiß lauert, wie grauſames Raubgethier. O, die Alte, die verachtete Gertrud verſteht es, Geſpenſter herauf zu beſchwören, die nur Dem grauſig, der eine Schuld mit ſich herum trägt." Drohend ſchüttelte ſie die Fauſt hinter dem Wagen her und noch gehäſſiger folgten ihre Betrachtungen auf einander. „Abholzen möchteſt Du den Wald? In die Rumpelkammer werfen die ſchönen Bilder? O, verſuch's nur und ſieh' zu, ob Du's nicht bereuſt, Du und das hoffährtige Weib — ſchade um den hübſchen Buben, ich hätte ihn lieb gewinnen können."

Schwerfällig erhob ſie ſich und langſam folgte ſie der

Kaſtanienallee nach. Eine kurze Strecke hatte ſie zurückgelegt, als der Wagen durch das Thor fuhr und auf deſſen anderer Seite halten blieb. Sie gewahrte, daß Kunibertus, die Mütze in der Hand, an denſelben herantrat.

Und wiederum lächelte ſie boshaft. Sie wußte, daß der Schmied ſich in ſeinem Pachtkontrakt und in ſeiner Rechtſchaffenheit ſicher fühlte, Ehre gab, dem Ehre gebührte, dagegen unberechtigten Anſprüchen Starrſinn entgegenſtellte.

Geſenkten Hauptes legte ſie den Reſt des Weges zurück. Als ſie bei den Zwillingshäuschen eintraf, war Kunibertus eben im Begriff, das Thor zu ſchließen. Der Wagen war bereits in der Richtung nach der Stadt verſchwunden.

„Von hier fort möchte er mich haben," rief der Schmied ihr grimmig lachend zu, „ich ſolle mich bei Zeiten nach einer anderen Gelegenheit umſehen, rieth er mir; da kann er lange warten, Bliſterchen, denn Sie werden Ihre hundert Jahre alt."

„Fragte er nach Frau und Kind?" forſchte dieſe geſpannt.

„Nicht mit 'ner Silbe. Aber die Unordnung auf dem Hofe tadelte er, als ob's meine Angelegenheit wäre. Nicht 'nen Hammerſchlag auf's kalte, geſchweige denn auf's rothe Eiſen thu' ich für ihn, ſo lange er mit mir redet, wie mit 'nem Hörigen."

Bliſterchen neigte ihr Haupt billigend und ſchritt der

Schmiede zu. Das Schloß des Gitters kreiſchte unter den knochigen Fäuſten. Um ſich zu überzeugen, daß der Riegel in ſeine Haft geſchlagen, rüttelte Kunibertus an den Thorflügeln, als hätte er einen Feind am Kragen gehabt, und gemächlich begab er ſich in die Werkſtatt zurück.

„Nicht für fünfhundert echte Goldſtücke gebe ich die Unica aus den Händen!“ rief die Meiſterin der bei ihr eintretenden Bliſterchen entgegen, und mit der Herrichtung des Mittagsmahls beſchäftigt, wies ſie auf die Kleine, die fröhlich ſpielend auf einem ſie von allen Seiten ſchützenden Kinderſtuhl ſaß, „hätte nimmer geglaubt, daß ſie mich ſo über die Maßen an des Amandus' Wiegenjahre gemahnen würde.“

Bliſterchen war neben das Kind hin getreten und betrachtete es ſinnend. Sie mochte ſich die Erlebniſſe der letzten Stunden vergegenwärtigen, daß ſie ſo ernſt, ſo ſchwermüthig auf das kleine Lockenhaupt niederſah.

„Ein Prachtmädchen, nicht wahr?“ ſtörte die regſame Meiſterin ſie in ihrem Brüten.

„Ja, ein Prachtmädchen,“ beſtätigte die Alte, und nicht ohne heimliche Befriedigung ſuchte ſie in dem kleinen holden Antlitz vergeblich nach einer Aehnlichkeit mit deſſen Vater. Sanft ſtrich ſie die blühenden Wangen der lächelnd zu ihr Aufſchauenden, dann begab ſie ſich in die Werkſtatt hinaus, um Angeſichts des ziſchenden und kniſternden Feuers ihre Gedanken weiter zu ſpinnen. Nur noch kurze Zeit dauerte es, bis ſie und die Anderen von der Meiſterin zum Mittageſſen gerufen wurden.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Nächtliche Störungen.

Die Nacht war hereingebrochen. Still lag die Schmiede, deren Bewohner ſich gewohnheitsmäßig früh zur Ruhe begeben hatten. In Bliſterchen's Behauſung brannte dagegen noch Licht. Die Wanduhr meldete den Anfang der elften Stunde. Bis dahin hatte die Alte eifrig geſponnen. Jetzt erhob ſie ſich, und wie Abends zuvor, nur bedachtſamer, begann ſie auch heute ihren Korb mit Speiſen zu füllen. Sie war eben damit fertig geworden und rüſtete ſich zu dem Gange nach dem Hofe, als es in dem bekannten Takt an das Fenſter des Hinterzimmers klopfte.

Bliſterchen ſah erſchrocken empor. Sie ſchien ſich auf etwas zu beſinnen, zu zweifeln, richtig gehört zu haben. Sobald aber das Pochen dringender wiederholt wurde, eilte ſie hinaus und gleich darauf öffnete ſich die Hinterthür unter ihren Händen.

„Bliſterchen," tönte es ihr gedämpft und mit dem unverkennbaren Ausdruck heftiger Aufregung entgegen und zugleich drängte Scherben ſich zu ihr herein, „Bliſterchen, um Gottes willen, ich muß fort auf der Stelle. Ich konnte Dich nicht mehr erwarten, mußte Dir den Gang erſparen, wollte aber nicht von dannen, ohne Dir Lebewohl geſagt zu haben. Erſchrecke nur nicht — aus dem Fenſter bin ich geſprungen — Gefahr iſt im Verzuge —"

„Komm — komm," fiel die Alte beſtürzt ein, und haſtig verſchloß ſie die Thüre, fügte indeſſen beruhigend hinzu: „Du ſiehſt zu ſchwarz. Dein Bruder iſt ſchon Nach-

mittags abgereist. Er blieb nicht länger in der Stadt, als Zeit dazu gehörte, eine gute Mahlzeit herzustellen und frische Postgäule vor den Wagen zu legen. Auch hat Niemand Deine Anwesenheit in dem Hause gemerkt. Hättest immerhin noch eine Nacht bleiben sollen und einen Tag, um ordentlich Kräfte zu sammeln."

Sie waren in das Wohnzimmer eingetreten; doch anstatt sich in dem durchwärmten Raume des Ueberrockes zu entledigen, blieb Scherben sogar bedeckten Hauptes. Ebenso lehnte er ab, sich niederzulassen. Blisterchen sah ihm schärfer in's Antlitz. Sie entdeckte, daß wahres Entsetzen sich in demselben spiegelte. Ein Ausruf des Erschreckens schwebte auf ihren Lippen, als Scherben dringlich fortfuhr: „Ja, Blisterchen, ich muß von hier verschwinden, oder Alles ist verloren. Denn höre nur, ich war nicht der einzige Bewohner des Hauses während dieser Zeit —"

„O, Du Allerbarmer," unterbrach die Alte ihn klagend, und wie sich vor dem Umsinken bewahrend, stützte sie sich mit beiden Händen auf den Tisch, „Hans — es ist unmöglich —" sie erinnerte sich der Spuren des gewaltsamen Eindringens, und kaum noch ihrer Sinne mächtig, fragte sie entsetzt: „Hans — wer? — wer? — Hans, sprich doch."

„Ich weiß es nicht, Blisterchen," antwortete Scherben fieberhaft erregt, „denn sobald ich entdeckte, daß außer mir noch Jemand in dem Hause weilte, bot ich die äußerste Vorsicht auf, nicht von ihm gesehen, wohl gar erkannt zu werden. Bedenke doch, was auf dem Spiele steht, wenn man Verdacht schöpft und Nachforschungen anstellt. Wäre ich doch gestern Abend schon geflüchtet."

Digitized by Google

„Du ſahſt ihn nicht?“ fragte Bliſterchen förmlich kopflos.

„Nein, wie ich vor ihm, ſo hielt er ſich vor mir verborgen. Aber ich hörte ihn, darüber kann kein Zweifel walten. Ich gewann ſogar den Eindruck, daß er Gelegenheit ſuchte, mich heimlich zu beobachten. Meine letzte Hoffnung begründete ſich darauf, daß er Alles daran ſetzte, ſelbſt unbemerkt zu bleiben. Er befand ſich alſo wahrſcheinlich auf ſträflichen Wegen; da läßt ſich erwarten, daß Furcht ihm den Mund ſchließt, er froh ſein wird, ungeſtört von dannen zu kommen.“

„Die zerbrochene Fenſterlade, die Schrammen auf dem Brett,“ brachte die Alte mühſam hervor, „ich hätt's errathen müſſen — vielleicht ein obdachloſer Landſtreicher.“

„Hoffentlich, Bliſterchen, hoffentlich Jemand, der ſelber froh iſt, ſeinen Weg unbehelligt fortſetzen zu können. Doch was hilft jetzt alles Sorgen. Geſchehenes läßt ſich nicht rückgängig machen; Dir aber rathe ich, um den geheimnißvollen Fremden Dich nicht weiter zu kümmern. Wer weiß, ließeſt Du das Haus durchſuchen und man fände ihn, ſo möchte er dadurch zum Sprechen gebracht werden — doch ich muß fort; ich meine zu erſticken zwiſchen dieſen Wänden. Was zu vereinbaren geweſen, haben wir erledigt — nur das Eine ſage mir noch: Wie iſt das Kind untergebracht?“

„Gut, Hans, ſo gut und ſicher, wie nur möglich. Es hat eine treue Mutter gefunden, auch einen unverfänglichen Namen —“

„Nenne ihn nicht — ich will ihn nicht wiſſen," fiel Scherben ein, „nein, Bliſterchen. Ich gehe jetzt hin, um zu den Todten gezählt zu werden. Hinter mir muß die Vergangenheit verſinken wie ein Traumgebilde. So gebot mir eine Heilige, und was ich ihr gelobte, das ſoll gehalten werden. Du aber wirſt das Kind in meinem Namen ſegnen, wirſt es beſchützen und beſchirmen, wirſt es fern halten jenen Menſchen — doch jetzt nichts mehr davon," fügte er, ſeine auflodernde Wuth niederkämpfend, hinzu, und wieder milder: „Lebe wohl, Bliſterchen. Du biſt die Einzige, die mich nicht verdammt, ohne das zu erwägen, was Andere an mir ſündigten. Lebe wohl, Du gute, treue Seele. Gib mir ein Stück Brod mit auf den Weg" — er lachte mißtönend und bemerkte herbe: „Mir ein Stückchen Brod, mir, dem rechtmäßigen Beſitzer des Hofes — mag immerhin kein Ziegel auf dem Dach unverſchuldet ſein — der auf der Flucht den eigenen Schatten fürchten muß."

Bliſterchen, von Todesangſt geſchüttelt, vermochte kein Wort hervor zu bringen. Aber mit zitternden Händen ſchob ſie aus dem gefüllten Korbe in die Taſchen ſeines Ueberrockes, was nur hinein wollte, bis Scherben ihr endlich ſanft wehrte.

„Ich hätte es wohl kaum gebraucht," erklärte er gerührt, „jetzt dagegen, nachdem ich beobachtet worden, iſt Vorſicht in erhöhtem Grade geboten. In den erſten zwei Tagen wage ich nicht, einen Gaſthof zu betreten. Dann aber bin ich ſicher; fühle ich erſt Schiffsplanken unter den Füßen, ſo gibt es überhaupt keine Gefahr mehr für mich."

Digitized by Google

„Aber Geld, Hans, ich kann Dir mit etwas aushelfen -“

„Nichts da, Bliſterchen, mit Geld bin ich reichlich verſehen. Haſt Du etwas übrig, ſo denke an mein Kind.“

„Für Dein Töchterchen iſt reichlich geſorgt, glaube es mir. Nie wird die leiſeſte Noth es bedrücken — auch nach meinem Tode nicht.“

Sie traten auf den finſteren Flurgang hinaus. Bliſterchen öffnete die Hausthüre, und Scherben hinter ſich laſſend, begab ſie ſich nach der Landſtraße hinüber. Dort lauſchte und ſpähte ſie eine Minute nach allen Richtungen. Dann eilte ſie zurück, und ihre Arme um des Flüchtlings Nacken ſchlingend, zog ſie deſſen Haupt zu ſich nieder.

„Lebe wohl, mein liebes Kind,“ ſprach ſie ſchluchzend, „mag der Himmel Dich auf allen Wegen beſchirmen. Was Du zurückgelaſſen haſt, es befindet ſich in der beſten Obhut. Jetzt fort. Die Straße iſt leer und verödet. Jedes Säumen kann verhängnißvoll werden.“

„Lebe wohl, Bliſterchen,“ raunte Scherben der Alten tief bewegt zu, „wäre ich unter Deiner Obhut herangewachſen, ſo ſtünde es jetzt anders mit mir.“

Er beſchwerte ſich mit der Reiſetaſche, gleich darauf verſchwand er unter den die Landſtraße beſchattenden Bäumen.

Bliſterchen ſpähte ihm nach, ſo lange ſie ſeine Geſtalt zu unterſcheiden vermochte, und ſchwerfällig begab ſie ſich in ihre Wohnung zurück. Förmlich gebrochen durch die ſich gleichſam überſtürzenden Ereigniſſe, ſank

Digitized by Google

ſie kraftlos auf ihren Armſtuhl. Ihre Thränen waren verſiegt; aber im Geiſte begleitete ſie den Flüchtling auf ſeinem dunklen Wege, überwachte ſie ihn und ſuchte ſie die Gefahren von ihm abzuwenden, von welchen ſie ihn auf Schritt und Tritt bedroht wähnte. —

Wie lange ſie dumpf brütend dageſeſſen hatte, ſie wußte es ſelbſt nicht, als abermals auf der Gartenſeite an die Thüre gepocht wurde. Beſtürzt fuhr ſie empor. Ihr erſter Gedanke war Scherben, daß er Veranlaſſung gefunden habe, umzukehren und einen ſeinem Vorhaben günſtigeren Tag abzuwarten. Gleich darauf aber ſagte ſie ſich, daß er dann ſchwerlich den Weg durch den Park gewählt haben würde. Noch ſchwankte ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung, als das Pochen, jetzt aber mit einem Ausdruck von Ungeduld erneuert wurde.

Am ganzen Körper bebend, ging ſie hinaus; doch bevor ſie öffnete, fragte ſie, wer noch ſo ſpät Einlaß begehre.

„Frage nicht lange, ſondern laß mich ein," hieß es rauh zurück, „über das Wer einigen wir uns, wenn wir einander betrachten."

Beim erſten Ton der heiſeren Stimme hatte Todesſchrecken ſich der Alten bemächtigt, daß ſie kein Glied zu rühren vermochte. Einer Ohnmacht nahe, lehnte ſie ſich an die Wand.

„Das iſt zu viel," entwand es ſich leiſe ihren Lippen, als es draußen wiederum hieß: „Worauf warteſt Du noch, Frau Schwiegermutter? Soll ich die Leute in dem anderen Hauſe wach rufen? Mir liegt nichts d'ran, was

d'raus wird. Ob's Dir aber angenehm und dem feinen Herrn, der auf dem Hofe übernachtete, ist eine andere Frage."

Jetzt säumte Blisterchen nicht länger. Wie neu belebt trat sie vor die Thüre hin. Eine unnennbare Angst, daß die fremde Stimme im Hause des Schmieds gehört werden könne und davon das Aergste befürchtend, trieb sie, den Schlüssel hastig zu drehen und den Nachtriegel zurück zu schieben. Nachdem der Fremde eingetreten war, verschloß sie die Thüre ebenso schnell wieder, und an ihm vorüberschlüpfend, eilte sie in ihre Wohnung, wohin jener ihr auf dem Fuße nachfolgte.

„Du wohnst noch immer hier und recht behaglich obenein," redete der späte Gast sie alsbald an, und eine verschossene Mütze auf den Tisch wirbelnd, warf er sich schwer auf den unter seiner Last ächzenden Lehnstuhl. „Aber was stehst Du da und starrst mich an, als wär' ich ein Gespenst? Rühr' Dich, Frau Schwiegermutter, und sorge für 'ne ordentliche Mahlzeit. Halb verhungert bin ich schon, und ich wär's ganz, hätte ein gutes Glück mir nicht die Mittel in die Hand gespielt, Dich gefügig zu machen."

Bis dahin hatte Blisterchen wie gelähmt dagestanden. Starr hingen ihre Blicke an der vierschrötigen Gestalt in dem zerfetzten Arbeiteranzuge; starr an dem gerötheten, breiten Gesicht mit den tückisch funkelnden braunen Augen, welchem ein erst wenige Wochen alter rother Vollbart und kurzes, struppiges, hellblondes Haar einen noch wilderen Ausdruck verliehen. Sobald er aber schwieg, ent-

wand ſich ihren Lippen mit ſichtbarem Widerſtreben: „Galle — ſo haſt Du auf dem Hofe Dich aufgehalten?“

„Zum Satan, was ſoll ich's wiederholen. Wo hätte ich ſonſt einen ſicheren Zufluchtsort gefunden, nachdem ich mir ſelber aus dem Zuchthauſe half? Und die Straßen und Wege wimmelten von Leuten, die ſich 'n Vergnügen d'raus gemacht hätten, durch mein Einfangen 'nen Judaslohn zu verdienen. Verdammt, hart genug ſind ſie mir auf den Hacken geweſen, und 'ne Kleinigkeit war's nicht, ſie auf 'ne falſche Fährte zu lenken, um hier ein paar Tage in Frieden zu leben und mich vor meinem Aufbruch gehörig auszurüſten, ich meine, nicht ſo plunderig, wie bei meinem letzten Beſuch. Hätte ſchon längſt bei Dir angeklopft von wegen etwas Lebensmittel, aber ich traute Dir nicht recht. Das hat ſich indeſſen geändert ſeit geſtern Abend, und ich müßte meine Schwiegermutter nicht kennen, böte ſie nicht ihr Letztes auf, mir geſund über die Berge zu helfen.“

„Ausgebrochen,“ ſprach die Alte beinah tonlos, wie im Traume.

„Zum Henker, ja, ausgebrochen, und fangen ſie mich, ſo bin ich vermuthlich nicht der Einzige, mit dem ſie niederträchtig verfahren.“

„Wen meinſt Du damit?“

„Wen anders, als den Herrn, der vor 'ner Stunde oder zwei in dem alten Hauſe ſeinen Weg durch's Fenſter nahm. Wundern ſollt's mich nicht, hätte er bei Dir vorgeſprochen,“ und argwöhniſch ſpähte der Räuber durch

das Zimmer, um ſich von der Sicherheit der Umgebung zu überzeugen.

„Hier war Niemand,“ verſetzte Bliſterchen, gewaltſam nothdürftige äußere Ruhe erzwingend, „aber Du — wenn Du Jemand ſahſt, mußt Du ihn auch erkannt haben.“

„Ob ich ihn erkannte, kümmert Dich zur Stunde nicht mehr, als das Geſchrei der Satansvögel im Park. Rede alſo nicht davon jetzt. Bedenke, ſeit fünf Tagen habe ich in dem Bau geſteckt und gehungert und gefroren; und für 'nen geſunden Mann iſt's ein ſtark Stück, ſo lange von 'nem harten Kommißbrod und 'ner Flaſche Branntwein und unreifen Aepfeln aus dem Hofgarten zu leben. Kannſt überhaupt von Glück ſagen, daß ich letzte Nacht im Heißhunger Deinen Freund nicht abwürgte, um mir zu dem Fleiſch und Brod zu verhelfen, das Du ihm ſo zierlich in meinem Schlafzimmer aufbauteſt, nachdem Ihr mich zuvor aus demſelben vertrieben hattet. Und noch einmal: worauf warteſt Du noch, während mir der Hunger die Eingeweide zerfrißt? Zuvor ſättige mich; hernach reden wir weiter mit einander.“

Mit den Bewegungen einer Schlaftrunkenen kehrte Bliſterchen ſich ab, um den Forderungen des Zuchthäuslers nachzukommen. Denn mehr noch als deſſen bedrohliche Sprache beängſtigte ſie, daß durch ſein geräuſchvolles Weſen die Nachbarsleute ermuntert und herbeigerufen werden könnten. Und es gab ja ſo Vieles, was ſie fürchten mußte, ſo Vieles, was ſie ſchon allein um ihrer ſelbſt willen um jeden Preis zu verheimlichen gezwungen war.

Schweigend trug ſie an Speiſen auf, was ſie zu bieten

hatte; auch eine Flaſche Bier und ein Glas ſchob ſie vor den unheimlichen Gaſt hin, der alsbald mit thieriſcher Gier darüber herfiel und nicht eher inne hielt, als bis alle Teller leer waren.

„So," ſprach er, zu der Alten aufſchauend, die, neben dem Ofen ſtehend, ihn ſo lange mit ſcharf ausgeprägtem Abſcheu überwacht hatte, und er fuhr mit der Rückſeite der Hand über den kniſternden Bart und die fettigen Lippen, „jetzt fehlen mir nur noch Pfeife und Tabak, um mich herzlich zu fühlen. Aber nach ſolchen Dingen werde ich wohl vergeblich bei Dir anfragen, und ſo wollen wir lieber Eins mit einander plaudern. Denn die Sache muß zwiſchen uns klar werden auf die eine oder die andere Art, und das hat keine Schwierigkeit, weil ich die Hand oben halte und Du gewiß gern ein Uebriges für Deinen Tochtermann thuſt —"

„Ja, Tochtermann," unterbrach Bliſterchen ihn auf dem Gipfel ihrer Verzweiflung, „ſagteſt Du Tochtermörder, kämſt Du der Wahrheit näher."

„Sag's noch 'mal," fuhr Galle wild auf, und er machte Miene, ſich zu erheben.

„Ja, tauſendmal ſag' ich's," verſetzte die Alte in ihrer Erbitterung, „denn warſt Du nicht, ſo lebte ſie heute noch. Sie haſt Du auf dem Gewiſſen, und ihr kleines Kind ebenfalls."

Galle, ſichtbar beeinflußt durch die Unheil verkündende Ruhe, mit welcher Bliſterchen ihre ſchwere Anklage wiederholte, hatte ſich unterdeſſen für ein anderes Verfahren entſchieden.

„Rede, was Du willſt,“ ſprach er mit rohem Lachen, „mir verſchlägt's nicht ſo viel,“ und laut ſchnippte er mit Daumen und Mittelfinger, „wer ſich verheirathet, muß nicht glauben, auf Sammet und Seide gebettet zu werden, ſonſt mag er's bleiben laſſen. Doch ich bin nicht hier, um ſolche Dinge mit Dir zu berathen; ſondern, auf daß Du's weißt: über die Berge ſollſt Du mir helfen, in ein ander Land, womit Dir ſelber am meiſten gedient iſt, und dazu gebrauche ich Geld, viel Geld. Verweigerſt Du mir das, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als ſo lange in der Nachbarſchaft mich herum zu treiben, bis ich wieder eingefangen und zum Reden gebracht werde.“

„Woher ſoll ich ſo viel Geld nehmen, wie dazu gehört, Dich zu befriedigen?“ fragte Bliſterchen gleichmüthig, obwohl ihr das Herz vor Jammer ſtill ſtehen wollte.

„Das Woher iſt mir einerlei,“ hieß es höhniſch zurück, „meinetwegen nimm's in der Kirche vom Altar. Wir müßten ja nicht ſo lange bekannt mit einander ſein, glaubte ich Dir, daß nicht 'ne hübſche runde Summe in irgend einem Winkel dieſes Baues verſteckt liege.“

„Oft genug gab ich Dir Geld, und das letzte Mal mehr, als ich verantworten konnte. Du verſprachſt, über's Meer zu gehen, aber Dein Wort haſt Du nicht gehalten, wie ich's vorherſah. Verpraßt haſt Du's, bevor Du das Meer mit Augen ſahſt; ein neues Verbrechen war die Folge und Zuchthaus auf viele Jahre.“

„Womit Dir am meiſten geholfen war, und beging ich eine Dummheit, ſo hab' ich dafür ſchwer gebüßt. Danken ſollteſt Du mir lieber, daß ich meine Bekannt-

Digitized by Google

ſchaft mit Dir ableuguete, anſtatt ſie zu Deiner Schande auszuſchreien. Aber ich hatte meine eigenen Gedanken darüber. Es ging mir im Kopf herum, daß ich Dich noch einmal gebrauchen könnte, und dieſe Zeit iſt jetzt da. Alſo gib mir Geld, ſo viel, wie Du nur irgend auftreiben kannſt. Verſchaffe mir einen Anzug, mit dem ich mich auf der Straße ſehen laſſen kann — nur nicht allzu fein. Ferner 'nen Kamm nebſt Raſirmeſſer. Dafür leiſte ich das Verſprechen, mich nicht länger im Lande aufzuhalten, als ich Zeit gebrauche, 'ne Fahrgelegenheit über's Waſſer auszukundſchaften."

Bliſterchen neigte das Haupt tief auf die Bruſt. Da Minuten verrannen und ſie immer noch ſchwieg, hob Galle wieder höhniſch an: „Kann mir vorſtellen, wie's Dich wurmt, mich hier zu ſehen. Aber Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und was Du nicht für mich thun willſt, thuſt Du vielleicht für den Herrn, der in voriger Nacht mein Schlafkamerad geweſen. Wäre wohl genauer mit ihm bekannt geworden; aber da führte der Teufel den Baron Joachim und ſeine Sippſchaft in's Haus, und das gab mir 'nen heilloſen Schrecken, daß ich auch dem anderen Herrn nicht traute. Ob der mich ebenfalls ausfindig machte, weiß ich nicht. Denn in den Schornſtein war ich geklettert durch 'n Kamin, und als Du mit Deiner Geſellſchaft vorübergingſt, hörte ich Wort für Wort, wie Du der den Aufenthalt verleideteſt."

„So ſahſt Du den Fremden?" forſchte Bliſterchen, ohne das Haupt zu erheben, und ſichtbar in Furcht vor den auf ihr ruhenden tückiſchen Blicken.

Galle ſann einige Sekunden nach. Er berechnete offenbar die zu ertheilende Antwort, bevor er gedehnt erklärte: „Ich ſah ihn freilich nicht in der Nähe, aber ſo deutlich, wie ich Dich jetzt vor mir ſehe. Eine richtige Baronsgeſtalt" — er ſäumte einen Athemzug, denn der Schauder, welcher Bliſterchen durchlief, war ihm nicht entgangen, und nachdenklich fuhr er fort: „Ja, eine Baronsgeſtalt, daß ich auf den Junker Hans ſchwören möchte —"

„Der iſt todt, geſtorben in der Strafanſtalt," unterbrach Bliſterchen ihn, und plötzlich von einem glücklichen Gedanken beſeelt, richtete ſie ſich etwas höher auf. Sie gewahrte, daß Galle's Blicke ſich ſchärfer zuſpitzten, während ein ungläubiges Grinſen um ſeine Lippen ſpielte, und eindringlicher wiederholte ſie: „Ja, geſtorben im Gefängniß. Du ſchauſt mißtrauiſch, als ob's dem Herrn gelungen wäre, gleich Dir zu entfliehen — da — hier —" und den oberen Kommodenkaſten öffnend, zog ſie die am Morgen empfangene Zeitung hervor, und das Blatt auf dem Tiſch ausbreitend, legte ſie den Finger auf die blau angeſtrichene Stelle, „leſe das, und was Du ſonſt noch glauben oder argwöhnen magſt, kümmert mich nicht."

Unter den mit tödtlicher Spannung forſchenden Blicken der Alten ſenkte Galle die Augen auf den betreffenden Artikel.

„Wunderbar," bemerkte er nachdenklich, „hier ſteht freilich, daß Dein Junker Hans an der Cholera geſtorben ſei." Zweifelnd ſchüttelte er ſein Stierhaupt und weiter ſträubten die buſchigen Brauen ſich über die tief liegenden

Augen hin; „auch das rothe Haar war mir fremd; trotzdem möchte ich noch jetzt darauf schwören, daß ich den Herrn nicht zum ersten Male sah. Perrücken kann sich Jeder über die Ohren streifen, und schon früher hörte man davon, daß in den Listen der Sträflinge Verwechselungen vorgekommen. Auf alle Fälle erscheint die Angelegenheit mir wichtig genug, um etwas genauer verfolgt zu werden. Klar ist sie nicht. Wer weiß, ob's mir nicht 'nen Straferlaß eintrüge, wenn ich den Angeber spielte," und durchdringend sah er in Blisterchen's Augen.

Diese hatte zwar die Farbe gewechselt, besaß aber hinlänglich Selbstbeherrschung zu einem verachtungsvollen, matten Lächeln.

„Spiele den Angeber so viel und so lange, wie es Dir gefällt," sprach sie mit schwer erheucheltem Gleichmuthe, „ob's Dir selber Vortheil einträgt, wirst Du ja erfahren; mich schert's nicht weiter. Was den Gast auf dem Hofe anbetrifft, so bist Du nicht der Mann, vor dem ich Rechenschaft darüber ablegen müßte, und er selber mag wenig darnach fragen, ob ein ausgebrochener Sträfling ihn sah. Willst Du Deine Verwandtschaft mit mir ausschreien, so thu's lieber heut' als morgen. Ich hab's satt, von Dir immer wieder heimgesucht und gepeinigt zu werden. Lieber wär's mir freilich — ich gesteh's — Du verschwändest auf ewige Zeiten aus diesem Lande, und entschlösse ich mich zu einem letzten Opfer, so geschähe es nicht ohne gute Bürgschaft, daß Du wirklich über's große Wasser gingst."

„Versprecke ich etwas ernstlich, so halte ich's," ant-

wortete Galle ſorglos, „und wär' ich damals ſo geſcheidt geweſen, ſo hätte man hier mich längſt vergeſſen gehabt. Jetzt ſollen ſie mir nachpfeifen. Wer weiß, ob ich's da, wohin ich meinen Weg nehme, ſo ſorgenfrei finde, wie im Zuchthauſe, wo mir der Tiſch regelmäßig gedeckt wurde. Aber nach Belieben ſich bewegen zu können, iſt 'ne Wohlthat, und die möcht' ich bis an mein Lebensende genießen. Da haſt Du meine Gedanken, und daraus magſt Du erſehen, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, ließe ich mich wieder einfangen, daß heißt, nachdem Du mir die Mittel vorgeſchoſſen, überhaupt fort zu kommen. Es liegt alſo Alles in Deiner Gewalt. Merke Dir aber: legen ſie wieder die Hand auf mich, ſo hindert mich nichts, bekannt zu geben, daß auf dem Hofe ein Herr logirte, der dem Junker Hans ſo ähnlich, wie zwei Schuhe, die auf denſelben Leiſten geſchlagen und von denen der eine nicht gewichst worden," und um die Wirkung ſeiner Worte zu prüfen, heftete er den Blick fuchsartig lauernd auf die Alte.

Mit niedergeſchlagenen Augen hatte dieſe ſeinen drohenden Worten gelauſcht. In ihr kämpfte es mächtig. Sie begriff, daß es von ihrer Haltung abhängig, ob der in dem Räuber lebende Argwohn zur Ueberzeugung anwuchs, oder er denſelben als eine Sinnestäuſchuug fallen ließ. Zugleich ſann ſie auf einen Ausweg, ſich ſeiner mit voller Sicherheit für alle Zukunft zu entledigen. Da ſie mit einer Erwiederung zögerte, hob Galle wieder an: „Du kannſt Dich nicht entſchließen? Hängſt zähe an Deinem Gelde? Gut, ich bin noch zäher, verlaß Dich d'rauf.

Magſt reden, was Du willſt, die Sache mit dem Fremden iſt nicht richtig, ich ſeh's Dir an."

„So wollen wir nicht d'rum ſtreiten," verſetzte Bliſterchen, ihre ganze Kraft zuſammen raffend, „für Deine Reden über den Fremden gebe ich keinen Pfennig. Du glaubſt mir nicht und bekräftigte ich jedes Wort mit einem heiligen Eide, und welchen Glauben Du verdienſt, weißt Du ſelber am beſten. Beſäße ich wirklich ein paar hundert Thaler, und ich wollte ſie für meine Ruhe d'rangeben, welche Bürgſchaft kannſt Du bieten, daß Du über's Meer gehſt?"

„Wenn ich's ſage, ſo geſchieht's, oder meinſt Du, ich hätte viel Luſt, länger hier zu leben, wie eine Ratte, die keinen Schritt thun kann, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie in eine Falle geräth?"

„Das genügt mir nicht. Nein, ich traue Dir nicht; Du verdienſt kein Vertrauen —"

„So mag das Unglück auf Dich —"

„Laß mich ausreden. Hernach magſt Du thun, was Dir gefällt. Ich fürchte Dich nicht, und müßte ich ſelbſt die Nachbarn herbeirufen, um Dich der Polizei auszuliefern —"

„Das wollteſt Du thun?" fiel Galle drohend ein, und Haß und Wuth ſprühten aus ſeinen plötzlich mit Blut unterlaufenden Augen, „ſo thu's doch in des Satans Namen, dann wollen wir ſehen, wer am ſchlechteſten dabei fährt."

„Laß mich ausreden, ich wiederhol's," entgegnete Bliſterchen mit heimlichem Beben, „und baue darauf,

daß, wenn Du auf meine Bedingungen nicht eingehſt, ich mir kein Gewiſſen daraus mache, noch in dieſer Minute Leute herbei zu rufen — ich brauche nur aus dem Fenſter zu ſchreien, und der Schmied iſt da. Was dann aus Dir wird, magſt Du Dir an den Fingern abzählen."

Sie wartete, bis Galle, um ſeine Beſorgniß zu verheimlichen, ein höhniſches Lachen ausgeſtoßen hatte, und ruhig ſprach ſie weiter: „Ein Jammer iſt's, daß ich zu Dir reden muß, wie zu einem tückiſchen Gethier, aber es gibt keinen anderen Ausweg. Und ſo höre: Ich beſitze noch einige hundert Thaler, über die ich frei verfügen mag, die will ich an Dich wenden, das heißt, auf meine Art. Hier im Hauſe habe ich ſie freilich nicht; Du könnteſt mich morden, und fändeſt nicht ſo viel, wie Du gebrauchteſt, um einen neuen Rock zu kaufen. D'rum ſchreiben geht ebenfalls nicht. Ich muß ſelber hin, um das Geld zu holen. Dazu gebrauche ich vier Tage. Dieſe Zeit kannſt Du noch auf dem Hofe verbringen. So viel Lebensmittel, wie nothwendig, gebe ich Dir obenein. Kehre ich heim, ſo ſuche ich Dich auf. Bis dahin rührſt Du Dich nicht von der Stelle, oder ich ziehe meine Hand von Dir zurück, und das Unglück mag meinetwegen auf uns Beide hereinbrechen."

„Sorge nicht. Gib mir ſo viel, wie erforderlich, mich in Sicherheit zu bringen, und nie wieder ſollſt Du von mir hören," warf Galle ein, und wilde Gier lugte aus ſeinen gerötheten Augen.

„In Deine Hände kommt kein Pfennig, wenigſtens nicht mehr, als gerade ausreicht, Dich nach einer See-

ſtadt zu ſchaffen," erklärte Bliſterchen nunmehr entſchieden, „dort wird dann weiter für Dich geſorgt werden. Wie ich's einrichte, weiß ich ſelber noch nicht, aber ich habe meine eigenen Gedanken darüber. Denn außer Landes ſollſt und mußt Du, und biſt Du erſt auf der anderen Seite des Meeres, ſo wirſt Du Dich beſinnen, jemals wieder dieſe Gegend zu betreten."

„So könnt' ich doch ſchreiben," höhnte der Räuber.

„Ich will nichts von Dir ſehen oder hören."

„Ich meine nicht an Dich, ſondern an Leute, die ſich 'ne Freude d'raus machen, Deinem Geheimniß auf dem Hofe nachzuſpüren."

Bliſterchen ſann eine Weile nach und antwortete anſcheinend gelaſſen: „Du möchteſt auch in der Fremde Deine Erpreſſungen fortſetzen? Nun ja, ſchreibe an wen Du willſt. Aber gut, daß Du mich daran erinnerſt. Vielleicht gelingt es mir, Dir das Schreiben zu verleiden. Ich hörte davon, daß man entſprungene Verbrecher ausliefern laſſen kann. Jetzt gehe. Da ſteht ein Korb mit Lebensmitteln. Der war für den Fremden beſtimmt. Der iſt gegangen, ohne ſich zu verabſchieden; da magſt Du ihn mit Dir nehmen. Morgen Abend trag' ich Dir neuen Vorrath auf vier Tage zu. Ich werde Alles neben die Hausthür ſtellen, da kannſt Du Dir's holen. Wiederſehen will ich Dich nicht; erſt am letzten Tage, wenn ich Dir die Kleider und Mittel einhändige, um Deine Flucht fortzuſetzen. Ja, gehe jetzt, und überlege Dir, daß ich lieber zehnmal geſtorben wäre, als daß ich erlebt hätte, Dich in Schimpf und Schande verſinken zu ſehen."

Galle ſah auf Bliſterchen mit gemiſchten Empfindungen. Doch nur flüchtig ſpiegelte ſich Reue in ſeinen wilden Zügen; dann trat wieder Hohn an deren Stelle. Er erhob ſich, und mit der linken Hand den Korb ergreifend, ſtreckte er die Rechte der Alten entgegen.

„So will ich Dir 'ne gut zu ſchlafende Nacht wünſchen," hob er an, „thu', was Du kannſt, und Du ſollſt mit mir zufrieden ſein. Säßeſt Du nicht in der Klemme, möchte Deine Hilfe lumpig genug ausfallen. Vergiß alſo nicht: ich verſtehe keinen Spaß, und müßten wir Beide d'ran glauben."

Mit einem gewiſſen Gleichmuth beginnend, erhielt ſeine Stimme einen drohenden Klang, als Bliſterchen, anſtatt ſeine Hand zu nehmen, ſchaudernd einen Schritt zurück trat. Sobald er aber endigte, ſprach ſie eintönig: „Geh'; willſt Du aus Dankbarkeit noch etwas für mich thun, ſo ſei es, daß ich hinfort an Dich wie an einen Geſtorbenen denken mag; denn lieber ſteckte ich meine Hand in geſchmolzenes Blei, als daß ich eine andere berührte, die mein eigen armes todtes Kind ſchlug. Geh', ſag' ich Dir, es möchte mich ſonſt gereuen, um Anderer willen, Dir die Luft in meinem Hauſe gegönnt zu haben."

Galle zuckte die Achſeln. Um ſeine Lippen ſpielte ein böſes Grinſen. Aus ſeinen tückiſchen Augen funkelte eine Zuverſicht, welche der Alten wieder alles Blut zum Herzen trieb.

Einige Sekunden ſchien er zu zweifeln, und mit den Worten: „Wir wollen ſehen, wie Alles abläuft," trat er auf den Flurgang hinaus.

Digitized by Google

Bliſterchen nahm die Lampe, um ihm zu leuchten. Galle ſchien es nicht zu beachten. Mit ſicherem Griff ſchob er die Riegel zurück und drehte er den Schlüſſel. Einmal draußen, ſchlug er, ohne ſich umzuſehen, die Richtung nach dem Hofe ein. —

Die Sterne funkelten, die Eulen ließen ihre klagenden Stimmen erſchallen. Still lag die Schmiede, ſtill Bliſterchen's Haus. Sie ſelbſt ſaß noch lange auf ihrem Armſtuhl, die Hände vor ſich auf dem Schoß gefaltet, Thräne auf Thräne rollte über ihre bleichen Wangen. —

Als Bliſterchen folgenden Morgens in dem Hauſe des Schmieds erſchien, erſchraken Alle, ſo übernächtig und hinfällig ſah ſie aus. Es wurde ſogar die Beſorgniß laut, daß wohl eine ſchwere Krankheit im Anzuge ſein möchte. Sie ermunterte ſich indeſſen im Laufe des Tages, und wohlgemuth erklärte ſie, ſchon anderen Morgens eine Reiſe antreten zu wollen, welche ſie vorausſichtlich vier Tage fern halten würde.

Pünktlich traf ſie am vierten Tage des Abends wieder ein. Es war ſchon dunkel, Niemand bemerkte ſie daher, als ſie mit einem großen Packet unter dem Arm ihr Häuschen aufſchloß und in demſelben verſchwand. Ein Stündchen verbrachte ſie noch im Schmiedehauſe, wo ſie anſcheinend fröhlich und guter Dinge ihre Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich der kleinen Unica zuwendete. Dann, nach der anſtrengenden Reiſe Müdigkeit vorſchützend, begab ſie ſich frühzeitig zur Ruhe. —

Um Mitternacht verließ Galle den Hof und damit auch Bliſterchen, die ſich zu ihm begeben hatte, auf Nim-

merwiederſehen. Er war anſtändig gekleidet und bis auf einen ehrbaren Backen- und Kehlbart ſauber raſirt. In der Taſche trug er eine kleine Geldſumme, außerdem einen unſcheinbaren Zettel, welchen an Zahlungsſtatt anzunehmen er ſich anfänglich ſtörriſch weigerte.

Auf demſelben ſtanden nur die genaue Adreſſe eines Bankhauſes in der nächſten Hafenſtadt und eine kurze Reihe hebräiſcher Schriftzeichen.

Die nächſten Tage verſtrichen in ungeſtörter Ruhe. Bliſterchen ſchaute wohl etwas nachdenklicher darein, allein nach Ablauf einer und einer halben Woche und nachdem ein Brief aus der Hauptſtadt ihr zu Händen gekommen war, wurde ſie wieder ganz die Alte. Und doch enthielt das Schreiben weiter nichts, als die beiden von einer Kaufmannshand herrührenden Worte: „Alles geglückt.“

Der Wochen vier gingen noch dahin, da erhielt auch Doktor Haſſelberg einen Brief aus New-Orleans, und zwar mit engliſcher Adreſſe. Derſelbe enthielt die flüchtige Zeichnung einer Windroſe und unterhalb derſelben einen fliegenden Vogel, deſſen Kopf gen Weſten wies. — —

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

Die Nachtwandlerin.

Zwölftes Kapitel.

An der Grenze der Wildniß.

Wo die der Fluthwelle der Kultur vorausschreitenden Pioniere, gleichviel in welchem Erdtheil, im Schweiße des Angesichtes der Wildniß den Boden abringen, da werden ihre Fährten nur zu oft mit Blut gezeichnet. In dem sich stets erneuernden Zusammenstoß der Vorläufer der Civilisation mit den unbändigen Eingeborenen gehören Raub, Brand und Mord nicht zu den Seltenheiten. Unversöhnliche Feindschaft erspießt, wo man das theuerste Gut fortgesetzt gefährdet weiß, sogar in beunruhigenden Träumen der Rassenhaß geschürt wird, Selbsthilfe grausame Urtheilsvollstreckungen gebietet.

So war es einst im Osten des nordamerikanischen Kontinentes, als die strengen puritanischen Pilgrimväter die ersten Kolonien in Neu-England und Massachusetts gründeten; so wiederholte es sich zwei Jahrhunderte später im Süden, als die Einwanderung vom mexikanischen Golf aus im weiten Bogen ihren Weg nördlich nahm; so geschieht es auch heute, wo nur immer der zähe, kampfgerüstete Ackerbauer der nachfolgenden höheren Gesittung mühsam den Boden ebnet. Auf der äußersten Grenze ist die Sicherheit nirgend gewährleistet. Denn wo der braune Ein-

geborene nicht mehr zu organiſirten Ueberfällen ſich emporrafft und dieſelben hinterliſtig einleitet, da nutzen weiße Räuber, vielfach im Verein mit indianiſchen Geſinnungsgenoſſen, die noch herrſchende Ohnmacht der Geſetze aus, um das Eigenthum einſam lebender Anſiedler verbrecheriſch an ſich zu reißen. Und vom Pferdediebſtahl bis zum erbitterten Kampfe, zu Schlinge und Baumaſt iſt oft nur ein kurzer Schritt. Der rauhe Grenzbewohner kennt kein Erbarmen, wenn es der Vertheidigung der ſauer erworbenen Habe gilt. —

Bevor der Red-River in den Staat Louiſiana eintritt, durchläuft er auf weite Strecken das nördliche Texas und die Reſervationen halbciviliſirter Indianerſtämme. Die Beſiedelung des Stromgebietes dieſes Fluſſes fand zum Theil auf dem von ihm ſelbſt bezeichneten Wege ſtatt, zum Theil von der Küſte aus quer über die Grasebenen. Je weiter hinauf, um ſo ſeltener ſtößt man auf die Spuren menſchlicher Betriebſamkeit. Heute mag ſich dort Vieles geändert haben; vor dreißig und einigen Jahren dagegen reichte die Grenze der Anſiedelungen noch nicht über die große Biegung des Red-River hinaus. Etwa zwanzig kleine Farmen, auf einer umfangreichen Fläche zerſtreut und je nach Begünſtigung durch Waſſer und Holz in größeren und mäßigen Zwiſchenräumen von einander errichtet, bildeten daſelbſt eine Art County oder Grafſchaft. Trotz der Entfernungen von Haus zu Haus hielten die Bewohner der Farmen doch gruppenweiſe treu zuſammen, ſowohl zum Schutz gegen räuberiſche Einfälle, wie bei ſolchen Arbeiten, welche durch das Zuſammen-

wirken einer größeren Anzahl von Händen in erhöhtem Grade gefördert werden.

So hatte man sich auch heute, an einem heiteren Frühsommertage, zusammen gethan, um auf einer abgelegenen Wiese, deren Graswuchs ein besonders geeigneter und bis wohin die den Rasen zerstampfenden Pferde und Rinder nicht schweiften, sich mit dem Heuwerben zu beschäftigen. Wie gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten, waren die Nachbarn schon in aller Frühe zu Wagen und zu Pferde, mit Weib und Kind, Speis, Trank und Geräthen nach dem gemeinsamen Ziel hinüber gewandert, um gegen Abend erst wieder heimzukehren. Wie ausgestorben lagen daher die kleinen Gehöfte weit und breit, lautlos und mit ihren aus Blöcken hergestellten Baulichkeiten einander so ähnlich, als wären alle aus einer und derselben Form hervorgegangen. Nicht einmal eine Rauchsäule war oberhalb der kunstlos gefügten Schindeldächer zu entdecken. Nur Pferde, Rinder und Borstenvieh, die für ihre gemächlichen Bewegungen keinen anderen Grund kannten, als den Duft des noch thaufeuchten Grases, brachten sichtbares Leben in die stille Landschaft. Das Bild tiefen Friedens, welches sich nach allen Richtungen weithin ausdehnte, erhielt einen erhöht freundlichen Ausdruck durch Wiesen und Haine und endlich durch den Red-River, dessen in dem schmalen, seichten Bett eilfertig einherrieselnde Fluthen im Sonnenschein glitzerten und funkelten.

Die dem Fluß zunächst gelegene Hütte war kaum fünfzig Ellen weit von dessen Ufer entfernt. Derselben

gerade gegenüber hatte ein weißer Reiher ein geſtrandetes Stück Treibholz zu Raſtſtätte gewählt. Den Hals gekrümmt und eingezogen, ſah er nachdenklich in die ſeine Füße beinahe beſpülenden Fluthen hinab. Man hätte ihn für ſchlafend halten können, ſo regungslos ſtand er als guter Fiſcher da. Plötzlich aber reckte er den Hals lang aus, und den Kopf ſtromabwärts kehrend, ſpähte er nach dem nächſten Ufervorſprung hinüber. Eine halbe Minute verrann. Dann zog er nach Reiherart den Hals ein, und die Schwingen ausbreitend und ſich mit den Füßen abſtoßend, ſchwebte er in geringer Höhe oberhalb des Waſſerſpiegels mit anſcheinend ſchwerfälligem Flügelſchlage ſtromaufwärts. Faſt gleichzeitig trat auf dem ſchmalen Sandſtreifen zwiſchen dem Fluß und dem gegen zehn Fuß hohen Ufer hinter dem Vorſprung ein Mann hervor, der jede andere Bezeichnung eher verdient hätte, als die des Vertrauen Erweckenden. Zerfetzt und unſauber bekleidet, führte er in der rechten Fauſt einen ſchweren Stab, der zugleich als eine gefährliche Waffe gelten konnte. Außerdem trug er im Gurt zwei kurze Piſtolen und ein breites Dolchmeſſer; auf dem Rücken dagegen an hänfenem Strick ein zuſammengeſchnürtes Bündel, welches augenſcheinlich ſeine ganze irdiſche Habe enthielt. Sein ſchwarzbärtiges Geſicht war das eines Vierzigers. Durch Witterungseinflüſſe gebräunt und vernarbt, im Ausdruck von thieriſcher Roheit, belebten zwei dunkle Schweinsaugen daſſelbe unheimlich.

Beim Anblick des aufgeſtörten Reihers trat an Stelle der bisherigen von Argwohn getragenen Scheu eine ge-

wisse Zuversicht. Er mochte sich sagen, daß der Vogel schwerlich dort geweilt haben würde, wäre er von der Sicherheit der Umgebung nicht überzeugt gewesen. Ein Weilchen sann er nach, dann nahm er den formlosen grauen Filzhut von dem schwarz und buschig behaarten Haupte, und nachdem er ihn einige Male rückwärts geschwungen hatte, nahm er mit etwas beschleunigten Schritten seine Bewegung am Uferabhange hin wieder auf.

Als er die Stelle erreichte, wo von den Bewohnern der Hütte ein Weg zum Wasser hinab ausgestochen worden, folgte er diesem so weit aufwärts, bis er eine freie Aussicht auf das kleine Heimwesen gewann. Abermals lauschte und spähte er mißtrauisch. Unterdessen war ein zweiter Mann um den Ufervorsprung herumgeglitten, und zwar eine Erscheinung, welche der des ersten an häßlicher Wildheit nichts nachgab. Einen längst ausgedienten grauen Filzhut trug er ebenfalls; unter demselben hervor aber sah ein verwittertes, breites, aufgedunsenes Gesicht, auf welchem ein zu hoher Grad von Verworfenheit sich ausprägte, als daß derselbe durch die Merkmale des herannahenden Alters in dem struppigen, hellblonden Haar und dem wirren rothen Vollbart hätte gemildert werden können. Auch er führte in der rechten Faust einen keulenartigen Stock, dagegen außer einem langen Bowiemesser keine weiteren Waffen. Den verschlissenen Rock hatte er um die breiten Schultern gehangen und dessen Aermel auf der Brust zusammen geknotet. Unter demselben bauschte sich häßlich hervor ein verblichenes rothes Flanell-

hemde, um die Hüften zuſammengehalten durch abgetragene mexikaniſche Reithoſen.

Als er, um den Vorſprung herumbiegend, den Gefährten nicht mehr ſah, verſchärfte ſich der Blick aus den von gelblichen Brauen überdachten tückiſchen Augen zu einem böſen Funkeln des Mißtrauens. Seine Bewegungen ſtellte er indeſſen nicht ein, bis er ebenfalls vor dem Tränkwege eingetroffen war.

„Brody," redete er den dort vor ihm Stehenden in einem Engliſch an, welches den Deutſchen verrieth, „was für Ausſichten da vorne? Ich muß eſſen, oder mir iſt's einerlei, wie bald mich der Teufel holt."

„Ich denke, reine Luft," antwortete Brody über die Schulter, „mir ergeht's nicht anders. Dies iſt die letzte Farm; liegt die hinter uns, gibt's nur noch Fröſche und Heuſchrecken, und die mag der Henker zu 'ner Mahlzeit röſten."

„Dann vorwärts," rieth der Andere grimmig, „ich kenne die Manieren der Grenzer; ſind die zum Heuwerben ausgezogen, ſchaffen ſie bis in die Nacht hinein. Glückt's uns hier nicht, ſo mögen wir ebenſo gut uns gegenſeitig eine von Deinen Knallbüchſen vor den Kopf brennen."

Brody ſchlich nach oben, ſchrak aber zurück, als ein Haushahn in geringer Entfernung von ihm ſeine Familie mit lautem Kollern warnte.

„Vorwärts, in des Satans Namen," rieth der Gelbhaarige wiederum, und er trat neben den Gefährten hin, worauf Beide, fortgeſetzt um ſich ſpähend, auf die Hütte zuſchritten.

Digitized by Google

Hatte das Kollern des Hahns die beiden Strolche erschreckt, so war es auch im Inneren der Hütte nicht unbeachtet geblieben. Denn es verstummte kaum, als eine junge Frau, die infolge einer Fußverletzung von der Heufahrt zurück geblieben, von ihrem Stuhl aus durch das aus nur vier kleinen Scheiben bestehende Fenster in's Freie hinauslugte. Beim Anblick der beiden Räuber schien sie zu erstarren. Sie hätte indessen keine westliche Farmerfrau sein müssen, um den Kopf leicht zu verlieren. Hastig ergriff sie eine neben ihr an der Wand hängende Büchse, und ängstlich hinter sich lauschend, hinkte sie nach der zu einem taubenschlagartigen niedrigen Bodenraum hinaufführenden Leiter hinüber, welche sie ohne Säumen zu ersteigen begann. Sie hatte eben die Leiter zu sich heraufgezogen und sich so niedergelegt, daß sie zwischen den Decksparren hindurch die sich unten in dem Gemach abspinnenden Ereignisse zu überwachen vermochte, als auch schon die Stimmen der beiden Räuber in der Nähe der Thüre laut wurden und ihr alles Blut zum Herzen trieben.

„Du, Thomas, da liegt ein guter Sattel," erklärte Brody, „Zäume hängen daneben; die warten nur darauf, ein paar fixen Mähren übergestreift zu werden. Verdammt, wenn das kein gutes Glück ist, gibt's überhaupt keins in der Welt."

„Zum Henker mit Mähren und Zäumen," erwiederte Thomas polternd, „zuvor will ich essen, und müßt' ich mit dem Teufel mich um 'ne Brodrinde schlagen, hernach ist's früh genug, daran zu denken, wie wir von dannen kommen."

Unter ſeinem Druck wich die Thüre knarrend nach innen. Sie nicht verſchloſſen zu finden, befremdete weder ihn noch Brody; entſprach es doch der Landesſitte, indem man Hausdiebe nicht zu fürchten hatte, für wirkliche Einbrecher dagegen Schlöſſer kein Hinderniß geweſen wären.

Nach dem erſten Schritt über die Schwelle befanden die beiden Räuber ſich in dem einzigen, von den vier Blockwänden umſchloſſenen Gemach. Vertraut mit allen Einrichtungen derartiger Häuslichkeiten, brauchten ſie alſo nur flüchtig Umſchau zu halten, um das zu entdecken, wonach zunächſt ihr Sinn ſtand. Es dauerte daher nur kurze Zeit, bis ſie vor dem mit Speiſevorräthen bedeckten Tiſch ſaßen und dem geräucherten Speck, Syrup, Mais- und Weizenbrod nach Herzensluſt zuſprachen, wozu ſie aus einer mit Whisky gefüllten Korbflaſche in langen Zügen tranken. Und ſo vertieft waren ſie in dieſe Beſchäftigung, daß ſie kaum ein Wort mit einander wechſelten, ahnungslos, daß von oben herab entſetzenvolle Augen ihnen gewiſſermaßen die Biſſen in den Mund zählten, ebenſo ahnungslos, daß auch von außen ihre Bewegungen aufmerkſam überwacht wurden. Denn ſie hatten kaum den Tränkweg verlaſſen, als eine kurze Strecke ſtromaufwärts zwei ſchwarz behaarte Scheitel oberhalb des Uferrandes emportauchten, und zwar gerade hoch genug, daß die zu denſelben gehörenden dunklen Augen die bei der Hütte ſtattfindenden Vorgänge zu beobachten vermochten.

Eine Viertelſtunde hatten die beiden Strolche bei

ihrem von Heißhunger gewürzten Mahl verbracht, dann erklärte Thomas sich befriedigt.

„Solch' feine Gelegenheit finden wir nicht zum zweiten Mal," erklärte er, mit der Rückseite der knochigen Faust über die breiten Lippen fahrend, „und die muß ausgenutzt werden bis auf den letzten Strohhalm."

Er erhob sich und trat vor das einfache Plankengerüst hin, welches die Stelle eines Schrankes vertrat. Dessen Verschluß bildete eine vorhangartig niederfallende Decke. Diese riß er von den sie haltenden Nägeln, dann trug er Alles, was ihm an Speisevorräthen als begehrenswerth erschien, nach dem Tisch hinüber, wo es von dem Genossen ebenso schnell in zwei Bündel zusammengeschnürt wurde.

Und wiederum stand er vor dem Gerüst, als seine gierig spähenden Augen einen geborstenen irdenen Topf streiften, welchem ein festgeschnürtes Stück Linnen als Verschluß diente. Mehr aus Neugierde, vielleicht auch Kaffeebohnen in demselben vermuthend, ergriff er das Gefäß. Prüfend schüttelte er es. Zugleich leuchtete wilde Raubgier in seinen Augen auf. Einen Unheil bergenden Blick sandte er zu dem Genossen hinüber. Dieser hatte ebenso genau, wie er selber, das Klirren harten Geldes erkannt. Einen lästerlichen Fluch ausstoßend, warf er die gerade in seinen Händen befindlichen Gegenstände auf den Tisch und beinahe ebenso schnell befand er sich an des Gefährten Seite.

„Halb Part!" rief er ihm mit einer Stimme zu, deren eigenthümliches Röcheln Zeugniß von der in ihm

erwachten unbezähmbaren Habgier ablegte, „halb Part!“ wiederholte er drohend, als Thomas das Gefäß auf den Rücken hielt und nichts weniger als Neigung verrieth, auf eine Theilung einzugehen.

„Wenn Du eines fremden Mannes Gaul zwiſchen die Kniee klemmſt, ſo gehört das Vieh Dir allein,“ hieß es mit ebenfalls veränderter Stimme zurück, und ſcharf überwachten die tückiſchen Augen des Gefährten Bewegungen.

„Bei der blutigen Verſöhnung!“ ſchnaubte Brody, „mit Geld iſt's ein Anderes. Das mag man theilen bis auf den letzten Cent. Halb Part, ſag' ich nochmals, wenn ich Dich nicht für den elendeſten Schurken erklären ſoll, der je einen aufrichtigen Kameraden betrog.“

Thomas grinste höhniſch.

„Auf 'ne Kleinigkeit ſoll's mir nicht ankommen,“ erklärte er zögernd, „aber nicht hier — wir müſſen fort. Viel iſt's überhaupt nicht.“

„Haſt Du's gezählt?“ fragte Brody zähneknirſchend, und wie zufällig legte er die Hand auf den einen Piſtolenkolben.

„Gezählt nicht,“ antwortete Thomas, während es in der tiefſten Tiefe ſeiner Augen unheimlich zu glühen begann, „aber am Gewicht fühl' ich's. Es kann nicht ſo viel ſein, daß zwei gute Freunde ſich d'rum verfeinden dürfen.“

„Ja, zwei gute Freunde,“ wiederholte Brody, und in immer längeren Zügen entwand der pfeifende Athem ſich ſeinen Lungen. „Ja, gute Freunde, die beide da

unten mit genauer Noth 'ner hänfenen Halsbinde entrannen und seitdem Einer für den Anderen standen auf Tod und Leben. Da wär's die verdammteste Niedertracht, wollte Einer die Theilung des gemeinsamen Gewinns verweigern."

Thomas sann einige Sekunden nach. Er mochte fühlen, daß er in Todesgefahr schwebte, denn seine wilden Züge glätteten sich und in gleißnerisch versöhnlichem Tone hob er an: „Was streiten wir da und wissen nicht, ob's überhaupt Geld, was da drinnen," und zur Probe schüttelte er das Gefäß nunmehr vor sich, „mögen Knöpfe, Scheere und Fingerhut sein; da wär's 'ne Dummheit, auch nur ein böses Wort d'rüber zu verlieren. Verdammt, komm da an den Tisch, da wollen wir's gemeinschaftlich untersuchen, und der Satan über den Schurken, welcher 'nen guten Kameraden übervortheilt."

Durchdringend sah Brody in des Gefährten Augen. Dessen plötzlich veränderte Stimmung schien ihm nicht minder bedrohlich, als diesem die Pistole. Im Bewußtsein, scharf überwacht zu werden, und zwar von Jemand, der ihm an Kräften weit überlegen, zog er die Hand von dem Kolben zurück und neben einander schritten sie nach dem Tisch hinüber. Keiner sprach ein Wort. Ob sie auch vor sich sahen: die Bewegungen des Einen konnten der gespannten Aufmerksamkeit des Anderen nicht entgehen. Im Gefühl hatten sie es, daß der Tod über ihnen schwebte, es nur darauf ankam, wessen Auge das sichrere, wessen Hand die schnellere. Braunroth waren die Gesichter vor der hinter ihnen tobenden zügellosen Raubgier angelaufen.

Aehnlich in's Feuer gegossenem Oel wirkte in den Köpfen der genossene Branntwein. Wie in Besorgniß, die eigenen Empfindungen zu verrathen, scheute Jeder, seine Züge den Blicken des Anderen preiszugeben; selbst dann noch waltete diese Vorsicht, nachdem sie vor den Tisch hingetreten waren.

„Wenn's dennoch Knöpfe wären," bemerkte Thomas, und er hielt das Gefäß mit dem klirrenden Inhalt oberhalb des Tisches in der Schwebe.

„So mach'," keuchte Brody, „schütt's auf den Tisch, dann hat die liebe Seele Ruh'. Vorwärts, Mann, in der Hölle Namen, oder der Teufel schickt uns noch 'n halb Dutzend Farmer auf den Hals."

„Ausschütten?" fragte Thomas gedehnt, und gewahrend, daß des Genossen Faust wieder den Pistolenkolben suchte, legte er selbst die Hand an den Griff seines Messers. „Ausschütten? Da —" und er ließ den Topf fallen, daß er in Scherben sprang und eine Anzahl Silber- und Goldstücke sichtbar wurden. Höchstens auf zweihundert Dollars mochten die Ersparnisse des dort hausenden Grenzers sich belaufen, für ihn ein Vermögen, weil es den Werth mühsam aufgezogener, jüngst an einen Viehtreiber verkaufter Rinder darstellte; für die beiden Räuber ein Einsatz, über dessen Besitz blutige Würfel entscheiden sollten. Noch rollten einige Münzen zwischen den Speisevorräthen umher, da bohrten bei gleichzeitiger Kopfbewegung die Blicke der beiden Genossen sich blitzschnell in einander.

„Zähle selber," sprach Thomas röchelnd, „oder Du

glaubst trotzdem, daß ich 'nem guten Kameraden seinen Antheil nicht gönne."

„Wie Du plötzlich willig geworden bist," höhnte Brody, „hängen will ich, wenn's Dir ernst damit ist," und leise schoben die Finger sich um den Pistolenkolben.

„Willig, weil ich 'nen herzigen Freund mir erhalten möchte," hieß es zurück, „ich bedenke nämlich, daß ich lieber das Ganze d'rangebe, als meine Flucht mutterseelenallein durch die Wildniß fortsetze — ich meine, wenn wir uns verfeinden und von einander gehen sollten."

„Die verdammteste Lüge, die je ihren Weg zwischen Deinen Zähnen hindurch fand," erklärte Brody mit verkürztem Athem, „denn gäbst Du mir das Geld bis auf den letzten Kupfercent, so bliebe es nicht länger in meiner Tasche, als bis Du mir im Schlaf die Kehle durchgeschnitten hättest."

Feindselig grinste Thomas. Feinen Blitzen ähnlich sprühte es aus seinen blutunterlaufenen Augen.

„So? Meinst Du?" fragte er unter dem vollen Einfluß unbezähmbarer Raubgier zischend. „Nun ja, wir kennen einander. Mir traust Du zu, was Du selber thun möchtest. Kalkulirst, Einer von uns wäre zu viel auf der Welt. Ein feiger Lump bist Du, oder anstatt uns hier gegenseitig länger anzuknurren, wie zwei bissige Hunde, säßen wir jetzt auf guten Gäulen. Wie Du im Angesicht Dich veränderst — verdammt! Einmal muß es ein Ende hier nehmen — damit Du siehst, daß ich besser von Dir denke —" und den Blick auf den Tisch

ſenkend, begann er mit der linken Hand die Münzen zuſammen zu ſchieben.

Brody, durch den Genoſſen getäuſcht, hielt nunmehr den Zeitpunkt zur Ausführung ſeines hinterliſtigen Planes für gekommen und riß die Piſtole aus dem Gurt. Doch Thomas war auf ſeiner Hut; denn bevor deren Hahn knackte, oder Brody einen Schritt von dem ſich ihm dicht zur Seite haltenden Gefährten zurückzuweichen vermochte, hatte dieſer ſein Meſſer gezogen und ihm bis an's Heft in die Bruſt geſtoßen. Das einzige Lebenszeichen, welches Brody noch von ſich gab, beſtand darin, daß er die Augen wie im Erſtaunen weit aufriß, dann ſank er lautlos zu Boden.

Unter dem Eindruck eines jähen Schreckens erbleichend, ſtarrte der Mörder auf den entſeelten Raubgenoſſen nieder.

„Beſſer Du, als ich," ſprach er gedämpft über ihn her, „Einen mußte es treffen;" damit kehrte ſeine Beſonnenheit zurück. Bedachtſam ſäuberte er das blutige Meſſer, bevor er es in die Scheide ſteckte, und ſich zu dem Todten niederbeugend, nahm er zunächſt deſſen Piſtolen nebſt Schießbedarf an ſich.

„Du kannſt es nicht mehr gebrauchen, und mir iſt's vielleicht von Dienſten," offenbarte er, wie um ſich dadurch von der letzten Unruhe zu befreien, ſeine Gedanken vernehmlich, „war ich nicht flinker und pfiffiger, als Du, ſo läge ich ſelber an Deiner Stelle mit 'nem offenen Schädel da."

Sein Geſicht hatte allmählig die frühere Farbe und

Digitized by Google

den bedrohlichen Ausdruck kaltblütig überlegender Verworfenheit zurück erhalten. Sich vollständig sicher wähnend, schob er das Geld, nachdem er es zuvor in einen Zeugstreifen eingeknotet hatte, in die Tasche seiner Reithosen, und eiligst begab er sich an's Werk, die Verpackung der Lebensmittel zu vervollständigen. Er war noch mit dem Verschnüren des zweiten Bündels beschäftigt, als in der Oeffnung der Zimmerdecke, welche den niedrigen Bodenverschlag über die ganze Breite der Hütte hinweg in zwei Hälften theilte, sich eine leise Bewegung vollzog. Die Mündung einer Büchse hatte sich nämlich um Handbreite in die Oeffnung hinaus geschoben und drehte sich langsam in der Richtung nach dem Tisch hinüber. Bevor sie aber auf den Kopf des Räubers wies, verdunkelten sich zwei der kleinen Scheiben, infolge dessen sie zunächst zum Stillstand gelangte, dann aber mit unverkennbar hastigem Griff ganz zurückgezogen wurde.

Der Räuber dagegen, nichts weniger erwartend, als in seinem Unternehmen gestört zu werden, fühlte kaum den Schatten über seine gesenkten Augen hingleiten, als er, wie bereits von einer Kugel getroffen, von dem Tisch zurücktaumelte. Wähnend, daß seine letzte Stunde gekommen, blickte er scharf nach dem Fenster hinüber, zugleich riß er beide Pistolen aus dem Gurt, und deren Hähne spannend, schickte er sich an, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Doch anstatt in das Antlitz eines weißen Ansiedlers, sah er in die braunen Gesichter zweier Indianer, die, soweit es angänglich, durch die Scheiben hindurch Umschau in dem Gemach hielten, bis

ſie endlich auch den Leichnam Brody's entdeckten. Bis dahin hatte der Rothbärtige ſeine Faſſung zurück gewonnen. Er errieth, daß die beiden Eingeborenen ähnliche Zwecke wie er ſelbſt verfolgten, von ihnen alſo wenig zu fürchten ſei. Schnell entſchloſſen, die Piſtolen noch in den Händen, trat er in's Freie hinaus, und vor ihm ſtanden zwei ſchlanke Burſchen, deren Haltung ſeine letzen Beſorgniſſe alsbald verſcheuchte. Nur mit Ledergamaſchen und Schurz bekleidet, hatten ſie lange Fangleinen um die Hüften geſchlungen, ein ſicheres Zeichen, daß ſie ſich auf der Jagd nach Pferden befanden. Staub bedeckte die nackten Oberkörper und das ſchwarze Haar, ebenſo die wohlgefüllten Köcher mit daran befeſtigtem Bogen, die an breitem Otterfellband auf ihren Rücken tief herabhingen. Ein Kundiger würde aus ihrem Aeußeren ſofort herausgeleſen haben, daß ſie von ſehr weit hergekommen waren, vielleicht ſchon ſeit Wochen in der Nachbarſchaft ſich verborgen hielten, um einen Zeitpunkt zu erſpähen, der geeignet, mit einigen Pferden der Anſiedler davon zu gehen. Wie die beiden weißen Räuber, hatten auch ſie das Flußbett, welches ihnen mehr Schutz gewährte, zum Wege erkoren, und wie jene, begrüßten ſie den Tag des Heuwerbens als eine ihrem Vorhaben günſtige Gelegenheit.

Bevor Thomas ſich für irgend eine Art der Verſtändigung mit den beiden Steppenräubern entſchied, redete der Aeltere ihn in gebrochenem Engliſch an.

„Zwei Männer gingen in das Haus hier," begann er mit der unſchuldigen Miene eines Kindes, „ein

Mann kommt heraus. Will mein Freund den anderen rufen?"

Thomas ſchob die Piſtolen in den Gurt zurück und antwortete gelaſſen: „Der liegt drinnen und ſchläft."

„Wird er aufwachen? Ich ſah viel Blut," verſetzte Jener, und in die offene Thüre tretend, betrachtete er den Leichnam gleichmüthig.

„Schwerlich," erklärte der Räuber grinſend, „doch das iſt Nebenſache. Jetzt heißt's, das Weite ſuchen, oder wir hören Büchſenkugeln fliegen, bevor wir ein gut Stück Weges hinter uns legten."

„Die Männer hier herum haben Pferde. Die laufen ſchneller, als mein Freund," erwiederte der Indianer lauernd.

„So hindert uns nichts, ihnen zuvor zu kommen," erklärte Thomas zuverſichtlich, denn er hegte keine Zweifel mehr über die Zwecke, welche die beiden braunen Räuber dorthin geführt hatten, „nicht weit von hier weiden ein halb Dutzend Gäule, die tragen uns ſchnell genug von dannen. Hernach mögen die Leute hier herum uns nachpfeifen."

Der Indianer nickte zuſtimmend. Der Anblick des todten Strolches hatte ihn überzeugt, daß dem Mörder der Boden unter den Füßen brannte und von ihm kein Verrath zu befürchten ſei.

„Welchen Weg nimmt mein Freund?" fragte er.

Thomas wies gen Norden und fügte hinzu: „Nach dem Kanadian hinauf will ich. Bis dahin wird mir ſo leicht Keiner folgen."

„Gut," hieß es zurück, „das ist mein Weg. Wir können zusammen reisen."

„Dann vorwärts, Mann," versetzte Thomas, „jede verlorene Minute mag mehr werth sein, als ein Dutzend Pferde."

Sie waren in die Hütte eingetreten, wo er alsbald das noch offene Bündel verschnürte. „Lebensmittel," fuhr er lebhaft fort, „denn der Teufel mag mit 'nem leeren Magen reiten. So — die Korbflasche nehmen wir ebenfalls mit — aber trinkt zuvor, das gibt Kräfte."

Der braune Wortführer lehnte die Einladung ab.

„Giftwasser," sprach er geringschätzig, „brennt's auf der Zunge, werden Männer zu Kindern. Wir müssen die Augen offen halten."

„Um so besser, Mann. Trinke den Stoff ebenso gern selber aus. Da, nehmt Jeder ein Bündel. Ich trage die Flasche und draußen den Sattel, den ich mir aussuchte. Zäume für uns Alle liegen daneben. Möchte aber zuvor Feuer an den Bau legen und den Mann hier — nebenbei ein niederträchtiger Schurke — in Asche verwandeln. Was kümmert's die Leute, ob hier Jemand zu Grunde ging."

„Die Luft ist still, der Rauch steigt hoch," erwiederte der Indianer, „will mein Freund die Männer hier herum auf seine Fährten lenken?"

„Verdammt, Mann, Du redest ein vernünftiges Wort," versetzte der Strolch, „mögen sie zusehen, wo sie mit dem Halunken bleiben. Aber vorwärts jetzt," polterte er, als die beiden Indianer noch hierhin und dahin huschten und

ſich mit Decken und ſonſtigen Gegenſtänden beluden, die ihnen des Mitnehmens werth erſchienen, und ihnen voraus verließ er die Hütte.

Draußen nahm er Sattel und Reitzeug auf die Schultern, den Indianern anheimgebend, ſich mit Zäumen zu verſehen, und haſtigen Schrittes begaben ſie ſich nach der Wieſe hinüber, wo die Pferde und Rinder mehrerer Nachbarn ſich zu einer Heerde vereinigt hatten. Leicht gelang es ihnen, fünf Pferde einzufangen. Zwei davon kamen auf jeden Indianer, wogegen Thomas ſich mit einem begnügte. Ein Apfelſchimmel war es, ein ſchönes, kräftiges Thier, welches er auf den erſten Blick als das beſte der Heerde erkannte. Wohl riethen die beiden Raubgenoſſen ihm, der weithin leuchtenden weißen Farbe wegen ein anderes auszuwählen, allein er berief ſich darauf, daß Schnelligkeit und Ausdauer jede Farbe aufwögen, und ging eiligſt an's Werk, es zu ſatteln und zu bepacken. Ebenſo verſchmähte er, um weniger behindert zu ſein, ſich ein zweites Pferd anzueignen. Hielten doch ſelbſt die beiden Indianer für rathſam, um die Schnelligkeit der Flucht nicht zu beeinträchtigen, jeder nur ein Pferd am Laſſo mitzuführen, mochte es ihnen immerhin ſchwer genug werden, von einer größeren Ausnutzung der ſelten günſtigen Gelegenheit abzuſtehen.

Eine halbe Stunde höchſtens hatte es gedauert, nachdem ſie den Weideplatz betreten, als die drei Raubgenoſſen ſich auf die Reitthiere ſchwangen und in ſcharfem Schritt die nördliche Richtung verfolgten. Und noch eine halbe Stunde, da waren ſie in weiter Ferne hinter Baum und

Strauch verſchwunden. Munter und guter Dinge waren ſie nach dem Gelingen des gefährlichen Unternehmens, am meiſten Thomas. Hatte er doch in den braunen Reiſegefährten ſichere Führer gewonnen, außerdem bürgte die weiße Farbe ſeines Pferdes dafür, daß ſie um deſſen Beſitz keinen Verrath an ihm begingen. —

Erſt um die Mittagszeit wagte die Farmerfrau ſich aus ihrem Verſteck. Der Anblick alles deſſen, was ſich in faſt unmittelbarer Nähe von ihr abſpann, hatte ſie bis zum Tode erſchöpft. Unabläſſig wirkte in ihr das Entſetzen, welches die Beobachtung der grauſigen Mordſcene ihr einflößte. Ein Schrecken hatte den anderen gleichſam gejagt. Alle aber wurden überwogen durch die Todesangſt, welche ſich ihrer bemächtigte, als ſie, eben im Begriff, den frechen Mörder niederzuſchießen, der über Alles gefürchteten Indianer anſichtig wurde. Was auch immer ſie an ſchwer zu erſetzendem Eigenthum verloren haben mochte: glücklich pries ſie ſich, von ihrer Waffe nicht früher Gebrauch gemacht zu haben, was gleichbedeutend mit ihrem eigenen Ende geweſen wäre.

Obwohl eine Rückkehr der Räuber nicht mehr zu befürchten, verlebte ſie den Reſt des Tages in wahrer Verzweiflung. Die Hütte, wo der todte Strolch in ſeinem Blute ſchwamm, hatte ſie verlaſſen. Um ein wenig früher mit den Ihrigen zuſammen zu treffen, ſchleppte ſie ſich mühſam ihnen entgegen. Es dunkelte bereits, als ſie die heiteren Stimmen der zu Pferde und zu Wagen Zurückkehrenden in der Ferne unterſchied. Lieder ertönten und luſtige Jauchzer nach dem heißen Tagewerk. Ihr armes

Digitized by Google

Herz zitterte bei dem Gedanken, wie bald Schrecken und schwere Sorgen an Stelle des übersprudelnden Frohsinns treten sollten. — — —

Dreizehntes Kapitel.

Die Fähre.

Gleich hinter der Stadt Fort Smith überschreitet man die genau von Norden nach Süden laufende Grenze des Staates Arkansas. Von hier bringen zwei Tagereisen am Arkansas hinauf an den Vereinigungspunkt dieses Stromes mit dem südlicheren Kanadian, welcher letztere Fluß in früheren Zeiten seiner westlichen Richtung wegen von Expeditionen und Karawanen, deren Ziel die Handelsstadt Santa Fé in Neu-Mexiko, gewissermaßen als Wegweiser dem aus mehr nördlicher Richtung kommenden Arkansas vorgezogen wurde.

Von Fort Smith aus, wo die ununterbrochene Urwaldung ihr Ende erreicht, bis noch eine gute Strecke über jenen Vereinigungspunkt hinaus, dehnen sich nach allen Seiten wahrhaft paradiesische Landstriche aus. Paradiesisch durch die wunderbare Abwechselung von Wald, Wiese, kleineren fließenden Gewässern und vereinzelten malerischen Gebirgsgruppen. Bewohnt sind diese Länderstrecken von den Stämmen der Choctaws, Chickasaws, Cherokesen, Delawaren, Kreeks und Schawanoes, welche nach Abtretung der ursprünglichen Jagdgründe an die vereinigte Staaten-Regierung, hier ihre unveräußerlichen Reservationen angewiesen erhalten haben.

Digitized by Google

Die landſchaftlichen Schönheiten gewinnen durch die Anſiedelungen der genannten Indianer. Dieſelben rücken nämlich nicht gern in Kolonien zuſammen, ſondern leben familienweiſe, durch kleine und größere Zwiſchenräume von einander getrennt, je nachdem Prairieland, Waldung und nie verſiegendes Waſſer in ihrer Gemeinſamkeit nicht nur ihrem Geſchmack entſprechen, ſondern auch dem Ackerbauer und Viehzüchter Vortheil verſprechen. Und ein freundlicherer Schmuck iſt kaum denkbar, als die grauen Blockgehöfte und die mittelſt geſpaltener, im Zickzack übereinander geſchichteter Holzriegel einfach hergeſtellten Einfriedigungen. Pferde und Rinder beleben die ausgedehnten Wieſen, braune, ſchwarzhaarige Menſchen die Umgebung der ſchattig gelegenen Heimſtätten. Letztere ſind in einer Weiſe bekleidet, welche man als eine Vermiſchung des indianiſchen Geſchmackes mit dem der Weißen bezeichnen möchte. Namentlich gelangt bei ihnen die Vorliebe für grelle Farben zum Ausdruck, gerade als gelte es, einen recht auffälligen Kontraſt zu der heiter grünen üppigen Vegetation wie den grauen Baulichkeiten herzuſtellen.

Die verhältnißmäßig zahlreichen Ackerwirthſchaften und die davon abhängige Verwerthung der Erzeugniſſe haben zunächſt Veranlaſſung zur Herſtellung von Verkehrswegen gegeben. Bei deren Anlage gelangte allerdings kein anderer Maßſtab zur Geltung, als eben die Bodengeſtaltung. Sie ſind daher krumm und gewunden, je nachdem die erſten Bahnbrecher Richtungen verfolgten, in welchen die Wagenräder am leichteſten rollten. Nur in der Nachbarſchaft der Kreuzungspunkte größerer Gewäſſer, namentlich

des Kanadian und Arkanſas, mußte von dieſer bequemen Art der Straßenherſtellung Abſtand genommen werden. Auch Fähren wurden hier und da angelegt, und die beſtanden aus plump gebauten Prahmen, die mittelſt Laufſchlingen an ein über den Strom geſpanntes Tau befeſtigt, durch eine einfache Vorkehrung es Jedem ermöglichten, ſich ſelbſt überzuſetzen. Fährleute waren alſo überflüſſig.

Nur auf einer Stelle, ungefähr zwanzig engliſche Meilen oberhalb der Vereinigung des Kanadian mit dem Arkanſas, wo auf beiden Ufern des erſteren zahlreiche Wege und Fährten zuſammenſtießen, hatte ſich auf deſſen linkem Ufer ein Fährmann niedergelaſſen. Doch ob Wagen, Reiter oder Fußgänger übergeſetzt zu werden wünſchten: für das Eine wie für das Andere mußte in Ermangelung eines Bootes der Prahm in Benutzung genommen werden.

Eine etwas geräumiger und ſorgfältiger erbaute Blockhütte bildete die Wohnung des Fährmanns. Ein Blockſtall gewährte zur ungünſtigen Jahreszeit zwei Kühen und drei Pferden eine Zufluchtsſtätte; außerdem für gewöhnlich zahlreichen Hühnern, Enten und Perlhühnern. Ein mäßig großer, feſt eingefriedigter Garten mit kräftigen jungen Obſtbäumen und Gemüſebeeten, dieſe zierlich abgegrenzt durch Blumenrabatten, ſtieß hart an die Rückſeite des kleinen Heimweſens; an den Garten dann wieder ein größeres Maisfeld, auf welchem, bei dem unerſchöpflichen Reichthum des Bodens, Jahr für Jahr das erforderliche Futter für den Viehſtand, auch wohl etwas dar-

über zum Verkauf gewonnen wurde. Und zur Feldarbeit blieb dem Fährmann ja Zeit genug, indem oft Tage vergingen, an welchen der Prahm nicht ein einziges Mal in Anſpruch genommen wurde, mochten immerhin andere Tage den Ausfall wieder begleichen. Es erzeugte überhaupt den Eindruck, als ob der Fährmann ſein Gewerbe als eine Nebenbeſchäftigung betrachtete, oder vielmehr als ein Mittel, nicht gänzlich ohne einen beſtimmten Zweck dahin zu vegetiren. Auf alle Fälle war bei Gründung des Fährhauſes die wilde und doch liebliche Naturumgebung maßgebend geweſen. Und lieblich war ſie durch die wunderbar ſchönen Gruppen, zu welchen mächtige Nußbäume, Eſchen, Tannen und Sykomoren ſich auf den Ufern, den nahen Hügeln, wie auf einer etwas ſtromabwärts gelegenen Inſel zuſammendrängten, während Haſel-, Sumach- und Saſſafrasgeſträuch, durchwebt mit wilden Reben, das Unterholz bildete. Lieblich auch durch den glänzenden Spiegel des ſchnell fließenden Kanadian und die zahlreiche kleine Vogelwelt, die aller Enden ſang und zwitſcherte, wie in dem Bewußtſein, am wenigſten durch Menſchen in ihrem ſorgloſen Treiben geſtört zu werden. Das Wilde der Scenerie beſtand dagegen aus den durch Hochwaſſer und Regengüſſe zerriſſenen hohen Ufern, auf deren Abhängen nur ſtellenweiſe dorniges Gerank ſeine Wurzeln in das feſte Erdreich zu ſenken vermochte; ferner aus geſtrandeten Treibholzſtämmen mit perrückenähnlichem Grasbehang auf den emporſtarrenden ſchwarzen Aeſten und Zweigen.

Ein Hohlweg führte zu der Fähre hinab. Die dazu

gehörende Hütte lag gegen dreißig Fuß höher, als der Stromesſpiegel, und weit genug von dem Uferrande zurück, um eine durch mehrere von der Axt verſchont gebliebene Waldbäume beſchattete grüne Raſenfläche als Vorplatz frei zu laſſen. Eine gewaltige Sykomore, vom Sturm gelockert, war daſelbſt ſo niedergebrochen, daß der Stamm, noch von einigen Wurzeln gehalten, zur Hälfte auf dem Vorplatz raſtete. Der übrige Theil mit dem Wipfel, von welchem bis auf den Hauptaſt das ganze Gezweig entfernt worden, ragte dagegen weit auf das Strombett hinaus. Da nun, wo der Stamm ſich urſprünglich theilte und der Reſt eines Aſtes es begünſtigte, war das über den Strom reichende Tau befeſtigt worden, an welchem der Prahm hinüber und herüber lief. —

Ein heißer Sommertag neigte ſich ſeinem Ende zu; die Sonne hatte indeſſen immerhin noch einige Stunden zu ſcheinen. Es war eben die Zeit eingetreten, in welcher die Wärme nicht mehr läſtig iſt und alle Geſchöpfe gewiſſermaßen aufathmen. Das Fährhaus lag ſtill; ſtill, wie die nähere und weitere Umgebung; ſtill wie jedes Blatt in der vollſtändig regungsloſen Atmoſphäre. Sogar die Vögel ſäumten noch mit ihren Abendliedern. Nur vom Kanadian herauf tönte es wie behagliches Murmeln und Erzählen, indem deſſen Fluthen zwiſchen einem aus verworrenem Treibholz zuſammengeſchwemmten Riff ihren Weg hindurch ſuchten und dabei einen mit Raſen- und Schilfbehang geſchmückten federnden Zweig nach Art eines Sägers in lächerlich regelmäßiger Bewegung erhielten. Schweigſam ſchritten auf dem Vorplatz mehrere Hühner

umher und haschten, wie zum Zeitvertreib, hier und da nach einer Fliege. Ein lange Reihe Enten war in dem Hohlwege zum Fluß hinabgewandert, um vor dem Schlafengehen sich noch ein Weilchen mit Baden und Tauchen zu vergnügen. Sie hatten eben begonnen, schwimmend mit den Flügeln zu schlagen und plätschernd sich gegenseitig die unsinnigsten Dinge zuzuschnattern, als auf der anderen Seite des etwa zweihundert Ellen breiten Stromes das von einer heiseren Stimme ausgestoßene „Hol über!“ erscholl.

Die Enten schwiegen mißtrauisch; die Fährhütte und deren Umgebung blieben still, und abermals hieß es durchdringend, jetzt aber mit einem Ausdruck der Ungeduld: „Hol über!“ und nach kurzer Pause in unverkennbar fremdländischem Englisch: „Hol über in des Henkers Namen, wenn das Fährhaus überhaupt noch 'nen Strohhalm mehr werth ist, als 'ne Vogelscheuche!“

Wiederum verrann eine Minute in Schweigen, und der Fremde, auf einem schönen, kräftigen Apfelschimmel beritten, war eben im Begriff, eine neue Aufforderung hinüber zu schreien und dieselbe wahrscheinlich mit noch ernsteren Schmähungen zu begleiten, als hinter der Hütte hervor vom Garten her eine schlanke Mädchengestalt auf den Vorplatz trat. Ihr auf dem Fuße folgte ein ungewöhnlich großer schwarzer Bär so bedächtig, als hätte er getrachtet, die breiten Tatzen genau in die Fährten seiner Herrin zu stellen. Anstatt sich in dem Hohlwege nach dem Wasser hinunter zu begeben, schritt sie nach dem Uferrande hinüber. Kurz vor demselben schwang sie sich

gewandt nach dem Stamm der verwitterten Sykomore hinauf, und ohne ihre Bewegungen zu mäßigen oder zu beſchleunigen, ſetzte ſie ihren Weg auf dem Aſt bis an deſſen äußerſtes Ende fort, wo eine ganz kurze, ſtumpfe Vergabelung ihren Füßen einen etwas breiteren Halt gewährte, ſie alſo oberhalb des Strombettes beinah frei in der Luft ſchwebte. Auch der Bär war gemächlich nach dem Stamm hinaufgeſtiegen, ſchritt aber nur bis an den Uferrand vor, wo er ſich behaglich ausſtreckte und, das junge Mädchen beſtändig in den Augen, das breite Haupt auf den Vordertatzen raſtete.

Bis dahin mochte der Fremde ſich durch die ſeltſame Erſcheinung gefeſſelt fühlen. Sobald dieſe aber die Hände auf dem Rücken zuſammenlegte und ruhig zu ihm hinüberſah, wuchs ſeine Ungeduld wieder und abermals polterte er: „Hol über in des Teufels Namen!“

Die junge Bewohnerin des Fährhauſes antwortete nicht, ſondern fuhr fort, den Reiter, ſo gut es aus der Ferne gehen wollte, mit prüfenden Blicken zu betrachten. Zum Beweiſe ihres Gleichmuthes verſetzte ſie den ſie tragenden Aſt ſpielend in Schwingungen, deren jede einzelne ſie kopfüber in die Tiefe hinab zu ſenden drohte. Sie bewahrte indeſſen das Gleichgewicht, als wären ihre kleinen nackten Füße mit dem abgerundeten Holz verwachſen geweſen. Ein Rock von ungebleichter Leinwand, unten herum mit einem vierfachen Beſatz von rothem Wollenband benäht, mit Rückſicht auf die Jahreszeit das einzige Hauptbekleidungsſtück, fiel von ihren Hüften faltig bis auf gute Handbreite oberhalb der zierlichen Knöchel nieder. Den

Oberkörper dagegen, die Schultern und Arme bis beinah zu den Ellenbogen ſchützte ein weites leichtes Hemde von blauem Kalikot, welches, um den Hals anſchließend, eine verlockende Fülle nur ahnen ließ. Ein breitrandiger Hut von grobem Strohgeflecht bedeckte das zuverſichtlich getragene Haupt, war aber zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen ſo weit nach vorn geſchoben worden, daß der hintere Rand ſchräg gen Himmel wies, ſie alſo, um in die Ferne zu ſpähen, gezwungen war, den Kopf in den Nacken zu werfen. So viel vermochte der Fremde auf der anderen Seite des Stromes nothdürftig zu unterſcheiden. Um indeſſen das unter dem verſchroben ſitzenden Hut gleichmüthig hervorlugende Antlitz in allen ſeinen Formen nach Gebühr zu würdigen, hätte er mit der Sehkraft eines Falken ausgerüſtet ſein müſſen; dann aber möchte er mit den rohen Ausbrüchen ſeiner Ungeduld wohl etwas haushälteriſcher umgegangen ſein.

Die Farben der Geſundheit gereichen jedem Antlitz zur Zierde; wo dieſelben aber mit Schönheit ſich einen, da entſteht ein Bild von bezaubernder Wirkung. So auch hier. Große blaue Augen, geſchützt von langen, dunklen Wimpern und beinah ſchwarzen Brauen, belebten ein kindlich weich abgerundetes Geſichtsoval mit fein geformter gerader Naſe und ſchwellenden Lippen, die, trotz der einer Roſenknospe ähnlichen Kleinheit des Mundes, bei der geringſten Bewegung vier Zähne hervorſchimmern ließen, deren jeder einzelne verdient hätte, als Kleinod in Gold gefaßt zu werden. Selbſtvertrauen und Unerſchrockenheit offenbarten ſich in den durch atmoſphäriſche

Einflüſſe leicht gebräunten reizvollen Zügen. Dieſelben erhielten ſogar einen gewiſſen Ausdruck des Trotzes durch das bis beinah zu den Brauen niederfallende ſtumpf abgeſchnittene Stirnhaar, wie durch die Gewohnheit, hin und wieder die Brauen etwas näher zuſammen zu ſchieben. Man brauchte indeſſen nur einen Blick in die fröhlichen Augen zu werfen, um zu entdecken, daß hinter denſelben ausſchließlich kindlicher Frohſinn, gepaart mit ruhiger Ueberlegung, vielleicht auch einige muthwillige Launen wohnten. Das Haar der Schläfen war dagegen zuſammen mit der übrigen Fülle am Hinterkopf in einen einfachen Knoten verſchlungen worden, aus welchem eine goldig glänzende, blonde, dicke Strähne ſchweifartig bis in die Höhe der Hüften niederfiel.

„Hol über, in der Hölle Namen!“ rief der Fremde auf dem jenſeitigen Ufer zum andern Mal, und ſich aus dem Sattel ſchwingend, führte er ſeinen Schimmel an den Fluß, um ihn zu tränken. „Wo 'ne Fähre iſt, muß Jemand ſein, der zum Rechten ſieht, oder der Prahm möchte ebenſo gut auf's Trockene geſchleppt und als Waſchfaß benutzt werden!“

„Ein Deutſcher, nach ſeinem holperigen Reden zu ſchließen,“ ſprach die anmuthige junge Perſon gelaſſen vor ſich hin, und um ihre Gemüthsruhe noch augenfälliger zu machen, verſetzte ſie den federnden Aſt in ſtärkere Schwingungen. Dann mit heller, melodiſcher Stimme zu dem Fremden hinüber, der offenbar keinen günſtigen Eindruck auf ſie ausübte: „Ich ſah ſchon früher unverzagte Männer durch den Strom reiten und dazu lachen, wenn das

Waſſer ihnen über dem Kopf zuſammen zu ſchlagen drohte! Dies iſt nämlich eine Privatfähre! Wenn es uns nicht paßt, rühren wir keinen Fuß! Zwingen kann uns Niemand!“

„Ich verlang's nicht umſonſt!“ ſchrie der Fremde zurück, „um den Strom zu kreuzen, müßte ich ſeinen Boden kennen! Alſo flink, Mädchen! Mach' den Prahm los und ſchaff ihn herüber, oder ruf' Jemand, der das Ding zu ſteuern verſteht!“

Die junge Perſon runzelte die Brauen und ſann ein Weilchen nach. Anſtatt eine Antwort zu ertheilen, kehrte ſie ſich auf der winzigen Fläche um und langſam ſchritt ſie auf dem gefährlichen Stege an's Ufer zurück. Durch einen leichten Stoß mit dem Fuß veranlaßte ſie den Bären, von dem Stamm herunter zu kugeln, und von ihm gefolgt begab ſie ſich in den Hohlweg und zum Waſſer hinab, wo der Prahm, durch das ſchlaffe Tau gehalten, angekettet lag. Während die kundigen kleinen Hände den Ring von dem Pfahl lösten, beſtieg der mit ſolchen Fahrten offenbar vertraute Bär das ſchwerfällige Fahrzeug, und da daſſelbe nur mit dem Vordertheil den Erdboden leicht berührte, alſo beinah frei ſchwamm, koſtete es die kräftige Geſtalt keine große Mühe, durch Ergreifen des Taues und langſames Ziehen den unförmlichen Kaſten in Bewegung zu ſetzen. Dann wanderte ſie hin und her, hin mit leeren Händen, zurück mit ganzer Körperſchwere ſich gegen das feſt gepackte triefende Tau lehnend. Doch ob hin, ob her: in ihren Fußtapfen folgte pünktlich das ſchwarze Ungethüm.

So näherte sie sich dem jenseitigen Ufer bis auf etwa zwanzig Ellen; dann hielt sie mit ihrer Arbeit inne. Der Prahm drängte noch einige Fuß nach vorn, bevor er zum Stillstand gelangte, worauf sie neben dem Tau auf der Schutzwehr Platz nahm, und die Ellenbogen auf die Kniee stützend, die gebräunten Hände auf die blühenden Wangen gelegt, betrachtete sie den Fremden ernst. Hatte dieser schon vorher durch sein polterndes Wesen keinen günstigen Eindruck auf sie ausgeübt, so fühlte sie jetzt, da sie seine groben, gedunsenen Züge mit dem weißgemischten rothen Vollbart genauer zu unterscheiden vermochte, sich angewidert. Kein Wunder daher, wenn sie schwankte, der unheimlich schauenden Räubergestalt Zutritt zu sich zu gewähren. Mit um so größerem Wohlgefallen betrachtete sie dafür den Apfelschimmel, welcher, obwohl abgetrieben und ermüdet, ein Bild der Kraft gepaart mit Schönheit.

Als der Fremde gewahrte, daß das Mädchen ihn mit so viel Aufmerksamkeit prüfte und an nichts weniger zu denken schien, als ihn und sein Pferd überzusetzen, prägte sich Erstaunen in seinem verwitterten breiten Gesicht aus. Sei es nun, daß dessen eigenthümliches Wesen ihn befremdete, oder das reizvolle Antlitz, welches ruhig unter dem verschobenen Hut hervorsah, ihn fesselte: genug, auch er verhielt sich eine Weile schweigend, bevor er in die Worte ausbrach: „Wenn Du glaubst, daß es mir eine besondere Freude, hier zu stehen und zu warten, bis es Dir gefällig, mir den Weg frei zu geben, so irrst Du verdammt!“

Und ohne ihre Stellung zu verändern, erwiederte die

Angeredete gleichmüthig: „Und wenn es Ihnen nicht gefällig iſt, mich wie eine Lady zu behandeln, ſo mögen Sie bis an den jüngſten Tag warten, bevor Ihnen Jemand von dannen hilft. Sie blicken ungläubig; meinen wohl gar, um eine Lady zu ſein, müßte ich eine ſeidene Schleppe hinter mir herziehen und meine Füße in rothen Saffian kleiden. Nur Strolche reden in Ihrer Weiſe.“

Der Rothbärtige ſtierte auf das Mädchen, wie zweifelnd, ob eine neue rohe Bemerkung am Ort, mochte indeſſen erwägen, daß er dadurch ſeinen Zweck am wenigſten fördere, und verſetzte: „Der Henker ſieht 'nem Frauenzimmer in Hemdärmeln und ohne Schuh' und Strümpfe an, ob 'ne Lady dahinter ſteckt. Mit der Red' iſt's ein Anderes; die gibt den Ausſchlag, und da bitte ich höflich, mich nicht länger warten zu laſſen.“

„Gut genug klingt das,“ hieß es mit unerſchütterlicher Gemüthsruhe zurück, „da Sie aber einmal meine Mißſtimmung wachgerufen haben, können Sie nicht erſtaunen, wenn ich Bedingungen ſtelle, bevor ich meinen Prahm mit Ihnen und dem ſchönen Pferde beſchwere.“

„Jede vernünftige Bedingung ſoll mir recht ſein,“ warf der Strolch heiſer lachend ein, „und ſo ſchießen Sie los.“

Das Mädchen ſann einige Augenblicke nach und antwortete geſchäftsmäßig: „Zunächſt berechnen wir für Ihre Perſon fünfundzwanzig Cent und für das Pferd doppelt ſo viel.“

„Ein hoher Preis, aber ich lege gern noch zehn zu, wenn es endlich von dannen geht.“

„Keinen Cent mehr, keinen weniger," versetzte das Mädchen gelassen, „wir handeln hier nicht, nehmen nichts geschenkt, verschenken auch nichts."

„Ein stolzes Wort; aber damit geht die Zeit hin. Das Weitere bereden wir ebenso gut im Prahm."

„Besser jetzt, da ich noch freie Hand habe, als nachher, wenn's zu spät ist," erklärte das Mädchen frostig. „Also fünfundsiebenzig Cent, und die legen Sie da drüben zwischen die beiden schmalen Balken."

„Soll ich das Geld nicht in Ihre Hand legen, so fürchten Sie mich wohl?"

„Ich fürchte überhaupt Niemand," antwortete die anmuthige Führerin des Prahms, und wie zur Bekräftigung ergriff sie mit der einen Hand das Ohr des vor ihr sitzenden Bären. „Es ist indessen meine Gewohnheit, mir die Leute drei Schritte vom Leibe zu halten. Eine weitere Bedingung ist, daß Sie selber den Prahm nach dem jenseitigen Ufer hinüberziehen."

„Bezahlen und arbeiten obenein?" fragte der Strolch, abermals widerwärtig lachend.

„Sie muthen mir zu, Sie zu bedienen?"

„Ich vermuthe, daß ich für mein Geld übergesetzt werden muß, ohne selber 'ne Hand anzulegen."

„So warten Sie, bis der Fährmann heimkehrt; das mag bis in die Nacht hinein dauern."

Ein Fluch schwebte dem räuberähnlichen alten Gesellen auf den Lippen. Er mäßigte sich indessen, und sich hinter dem Ohr kratzend, bemerkte er gedehnt: „Wer soll meinen Gaul so lange halten? Der steht nämlich nicht allein.

Digitized by Google

Da ist auch die Teufelsbestie, die jagt ihm Scheu ein. Sie sehen, wie er schon die Ohren spitzt."

„Um des Gaules willen halte ich ihn selber, und mit Pferden weiß ich umzugehen. An die Teufelsbestie gewöhnt er sich in einer Minute."

„Gut, junge Lady, ich geh' auf Alles ein, nur bitten möcht' ich, jetzt ein Ende damit zu machen."

Das Mädchen erhob sich und ergriff das Tau. Gleich darauf knirschte der Vordertheil des Prahms auf den Sand und vorsichtig führte der Strolch den ängstlich schnaubenden Schimmel an Bord.

„So," sprach er mit einem tückischen Grinsen, „hier wären wir, und vermuthlich zeigen Sie sich jetzt etwas willfähriger."

„Tommy, antworte Du dem Herrn," kehrte das Mädchen sich dem Fremden zu, und eine kaum bemerkbare Handbewegung belehrte den Bären.

Dieser richtete sich auf die Hintertatzen auf, daß Mann und Roß erschrocken zurückprallten.

„Bei Gott, Frauenzimmer, ich schieße die Bestie über den Haufen," rief der Strolch aus, und er war gezwungen, seine Aufmerksamkeit zwischen dem gutmüthig darein schauenden Bären und dem ängstlich stampfenden Pferde zu theilen.

„Wenn sie Ihnen Zeit dazu läßt," entgegnete das Mädchen spöttisch. „Tommy, komm zurück; wir haben nur Scherz getrieben," und es wies das folgsame Thier nach dem äußersten Ende des Prahms hinüber. Dann, nachdem der Strolch ihm grollend die Zügel gereicht

hatte, nahm es wieder auf dem Bord des Prahms Platz. „Der Friede iſt geſchloſſen," ſprach es dabei, „und Sie mögen zeigen, was Sie leiſten können. Ziehen Sie nur recht regelmäßig, nicht ſtoßweiſe, oder Sie erleben, daß der Prahm kippt und wir liegen bis über den Kopf im Waſſer."

„Schöne Ausſichten," meinte der Strolch ſauerſüß grinſend, ergriff aber das Tau, „ſo viel laſſen Sie ſich indeſſen geſagt ſein, daß eben nur ein Frauenzimmer von Ihrer Sorte dazu gehört, mich willig zu machen. Liegt ſonſt nicht in meiner Natur, anderer Leute Befehle auszuführen."

„Das ſeh' ich Ihnen an. Doch ich möchte bitten, das Geld da zwiſchen die Balken zu legen."

„Nicht für fünfundſiebenzig Cent bin ich Ihnen gut?" fragte der Strolch höhniſch, zog jedoch das Geld aus der Taſche, warf es auf die bezeichnete Stelle und begab ſich wieder an die Arbeit.

„Nicht für einen Cent," lautete die kaltblütig ertheilte Antwort; „Sie wären nicht der Erſte, der ohne Zahlung davonginge."

„Wären Sie ein Mann, ſo lägen Sie jetzt im Waſſer," fuhr der Strolch grimmig auf.

„Unſinn. Ich laſſe mich nicht einſchüchtern."

„Kein Unſinn, junge, barfüßige Lady. Doch reden wir von anderen Dingen. Da hörte ich unten im Süden, der Fährmann am Kanadian ſei ein Deutſcher und vor fünfzehn, ſechzehn Jahren hier zugezogen."

„Ein Deutſcher, aber einer von der allerbeſten Art,"

beſtätigte das Mädchen mit unverkennbarem Stolz, „kein Lump, wie ſie haufenweiſe herüberkommen.“

„Sie ſind nicht ſeine Tochter?“

„Als Fremder fragen Sie ziemlich viel. Aber immerhin: ich nenne ihn Vater.“

„Ich darf mich wohl nach ſeinem Namen erkundigen?“

„Weshalb nicht? In meinem Belieben ſteht es ja, ihn zu nennen oder zu verſchweigen. Damit Sie indeſſen nicht wähnen, er müßte ſich ſeines Namens ſchämen: Charon heißt er.“

Der Strolch ließ in ſeiner Arbeit eine Pauſe eintreten, ſchüttelte den Kopf und bemerkte zweifelnd: „Charon? Charon? Da will ich des Teufels ſein, wenn der Name deutſch klingt.“

„Ein deutſcher ſo gut wie ein engliſcher, franzöſiſcher, lateiniſcher oder griechiſcher — doch davon verſtehen Sie nichts.“

„Es käme d'rauf an.“

Um die verlockenden Lippen des Mädchens zuckte Muthwille, und deutlicher zeigten ſich die wunderbar ſchönen Zähne, indem es anhob: „Wiſſen Sie zum Beiſpiel, was eine Unterwelt iſt?“

„Ich vermuthe, ein Ort, wohin die meiſten Menſchen ſchon bei lebendigem Leibe gehören, nämlich 'ne Art Hölle.“

„Nicht ganz. In die Unterwelt gehen die Seelen aller Menſchen, und was da aus ihnen wird, erfahren Sie früh genug. Vor dieſer Unterwelt fließt ein ekelhaft

ſchlammiger Strom. Ueber den müſſen alle Seelen hinüber, und das beſorgt ein alter Fährmann mittelſt eines Bootes. Dieſer Mann heißt alſo Charon, und von dem ſtammt der Beſitzer dieſer Fähre in gerader Linie ab," und ſchärfer prägte ſich bei den letzten Worten an Bosheit grenzender Muthwille um den lieblichen Mund aus.

Der Strolch war ſtehen geblieben und betrachtete die holde Erſcheinung mit einem Gemiſch von Verwunderung und Spott.

„Bei Gott, Sie verſtehen's, Märchen auszudenken," ſprach er verdroſſen; „Sie ſollten ſich indeſſen Jüngere und Dümmere ausſuchen, um ihnen derartigen Blödſinn anzuhängen."

„Kein Märchen; das werden Sie erfahren, wenn Sie ſelber erſt vor dem Schlammfluß ſtehen und der Fährmann Ihnen ſeinen Obolus — etwa fünfzig Cent — abfordert, gerade ſo wie hier, nur etwas theurer. Beſitzen Sie kein Geld, ſo mögen Sie zuſehen, wo Sie bleiben, ebenfalls gerade ſo wie hier. Und hinüber müſſen Alle: Kinder wie Greiſe, rechtſchaffene Menſchen wie Gauner, Pferdediebe und Mörder — abermals wie hier. Auch wir machen keinen Unterſchied, ſchon allein, weil mein Vater Charon von jenem älteſten aller Fährleute abſtammt."

Tückiſch ſpähte der Strolch in die großen blauen Augen des Mädchens, wie um zu erforſchen, ob die böſen Bezeichnungen gegen ſeine Perſon gerichtet geweſen. Er faßte ſich aber ſchnell und fragte wie beiläufig: „Woher wiſſen Sie das ſo genau?"

„Weil Vater Charon selber es mir anvertraute und über dessen Lippen kam noch nie eine Unwahrheit. Er ist überhaupt ein sehr gelehrter Gentleman; was ich weiß, habe ich von ihm."

„Charon, Charon," wiederholte der Strolch kopfschüttelnd, und er griff wieder zum Tau, „freilich, in diesem Lande können die Menschen sich nennen, wie's ihnen gefällt. Alle Tage anders, ohne daß die Polizei viel darnach fragt. Charon, Charon — hm, wenn Sie mir so viel verriethen, erfahre ich wohl noch mehr, das heißt, um die Zeit 'ne Kleinigkeit mit Reden auszufüllen. Bin sonst nicht neugierig, möcht' aber doch wissen, wie 'ne junge Lady gerufen wird, die eine so unerschrockene Natur besitzt, wie nur je ein Mann, der gewohnt ist, mit Messer und Pistolen zu hantiren, und die 'nen ausgewachsenen Bären karessirt wie 'nen Schoßhund."

„Und mir scheint, als hätten Sie einen besonderen Zweck, mich auszuforschen," erwiederte das Mädchen sorglos, aber etwas schärfer suchten die fröhlichen blauen Augen in dem verwitterten Räubergesicht, „wie würden Sie darüber denken, wenn ich mit Ihnen ähnlich verführe?"

„Bei Gott, ich würde ehrlich Rede stehen."

„Aber nicht erwarten, daß ich Alles glaubte?"

„Das stände in Ihrem Belieben," versetzte der Strolch, und er schickte sich zu einem neuen Zuge an, „richte ich 'ne Frage an Sie, so ist's keine andere, als sie jeder Ihrer Nachbarn gern beantwortete. Ich mein', solch herzhaftes Frauenzimmer kann nicht heißen wie andere Menschen."

„So sollen Sie nicht länger im Dunkeln bleiben,"

erklärte das Mädchen mit einer gewiſſen Ueberlegenheit. „Zunächſt heiße ich Frühlingsthau —“

„Frühlingsthau?“ warf der Strolch unwirſch ein, „nun ja, Sie können nicht anders, Sie müſſen die Leute narren.“

„Nichts weniger, als das. Alle braunen Menſchen, die auf viele Tagereiſen im Umkreiſe leben, nennen mich ſo, und ich höre es gern von ihnen.“

„Warum gerade Frühlingsthau?“

„Da müſſen Sie meine Freunde ſelber fragen. Außerdem führe ich den Namen Molly, und mehr zu wiſſen thut Ihnen nicht noth.“

„Nur noch Eins: wie iſt's möglich, daß ſolch' grimmige Beſtie ſich bei Ihnen ſo wunderbar anfreundete?“

„Das iſt mein Geheimniß. Verrathe ich Ihnen das, ſo ſind Sie ebenſo klug, wie ich, und lange dauert's nicht, bis Sie mit einem Dutzend Bären, Panthern und Wölfen hinter ſich das Land durchſtreifen.“

In dieſem Augenblick knirſchte der Prahm auf dem Uferſande.

„Streifen Sie den Ring über den Pfoſten da,“ befahl Molly. Dann nahm ſie das Geld, und das Pferd ſeinem Herrn zuführend, ſprang ſie, gefolgt von dem Bären, an's Ufer. Bevor es dem Strolch gelungen war, ſammt ſeinem Schimmel feſten Boden zu gewinnen und den Prahm anzuketten, ſtand ſie oben auf dem federnden Baumaſt, von wo aus ſie mit kaltem Gleichmuthe auf ihn niederſah.

„Charon, Charon,“ wiederholte der Strolch immer wieder, während er Zaum, Sattel und die an dieſem be-

feſtigten Gepäckſtücke ordnete, „zum Henker mit allen Namen. Ich ſelber führte mindeſtens zehn andere in meinem Leben. Verdammt! Die Beſchreibung paßt nicht ganz auf ihn; aber der Menſch ändert ſich mit der Zeit. Wunderbar wär's, träfe ich nach den vielen langen Jahren hier 'nen alten Bekannten. Wir werden ja ſehen —"

Bei dem letzten Wort hob er den Fuß in den Bügel, und ſich in den Sattel ſchwingend, folgte er dem Hohlwege nach, der ihn bis in die Nähe des Fährhauſes brachte. Dort hielt er an. Wie von ernſten Zweifeln befangen, ſtarrte er vor ſich auf den Sattelknopf nieder. Nach kurzem Sinnen richtete er ſich indeſſen wieder auf, und mit den unbewußt geſprochenen Worten: „So mag's gehen. Verſucht muß Alles werden," kehrte er ſich dem noch immer auf ſeiner Warte ſtehenden Mädchen zu. „Halloh, Miß Frühlingsthau!" rief er aus, „ich komme einen weiten Weg. Hat der Schimmel auch 'nen feſten Trunk gethan, ſo fehlt ihm doch ein ordentliches Futter dazu. Kann ich für Geld und gute Worte ein Dutzend Maiskolben, und für mich ſelber 'n Stück Brod und 'ne Scheibe gebratenen Speck erhalten?"

„Bisher ſo eilig, haben Sie plötzlich viel Zeit," antwortete Molly, von heimlichem Mißtrauen beſchlichen. „Aber damit Sie es wiſſen: für Geld gibt es hier nichts. Wir halten kein Wirthshaus. Reiten Sie eine Stunde weiter, da hat ein Kreek eine Art Ausſpannung eingerichtet; der gibt Ihnen gegen baare Zahlung Manches. Wir hier helfen nur für gute Worte aus, wo es noththut."

„Das wäre noch dankenswerther," rief der Räuber zurück, und trotz seiner fünfzig und einiger Jahre schwang er sich mit einer gewissen Leichtigkeit aus dem Sattel; „bei Gott, dankenswerth, obschon ich gern nach Gebühr dafür gezahlt hätte. Aber für umsonst und aus den Händen einer herzigen jungen Lady obenein, soll's uns doppelt behagen, mir und dem Schimmel."

Molly hatte ihren luftigen Standpunkt verlassen und sich dem Strolch bis auf zehn Schritte genähert. Sein unbeholfenes Kompliment schien sie überhört zu haben. Hegte sie in diesem Augenblicke doch nur Theilnahme für das Pferd, welches, nachdem es abgezäumt und der um seinen Hals geschlungene Lasso auseinander gerollt worden, auf dem kurzen Rasen des Vorplatzes eifrig zu rupfen begann.

„Das arme Thier hat wirklich Hunger," bemerkte sie nach einer Pause mit ihrer gewohnten ruhigen Zuversicht, „und einige hartkörnige Maiskolben vom vorigen Jahr ist es ebenfalls werth, gleichviel in wessen Stall oder auf wessen Weide es seine letzte Mahlzeit hielt," und als sei es zufällig geschehen, suchte sie des Fremden Augen. Scharfsinnig entdeckte sie, daß dieser ihren Blicken auswich und sich abermals an den Satteltaschen zu schaffen machte, dann fuhr sie fort: „Ja, einige ausgesucht schöne Maiskolben; doch auch dafür habe ich meine Bedingungen, wie sie in diesem Theile des Landes nicht überraschen können, zumal ich hier auf mich allein angewiesen bin. Also: hier bleiben Sie bei Ihrem Pferde, versuchen nicht etwa, mein Haus zu betreten. Wagen Sie

Digitized by Google

es dennoch, so geschieht es auf Ihre eigene Gefahr. Denn bevor Sie einen Fuß auf die Schwelle setzen, hat Tommy Sie an der Kehle, und dann hört meine Gewalt über ihn auf. Solche wilde Bestien, mögen sie so zahm sein, wie sie wollen: haben sie erst Blut geleckt, so sind sie nicht mehr zu besänftigen."

„Jede Bedingung nehme ich an," entgegnete der Räuber, und aus seiner Stimme tönte hervor, daß er es ernstlich meinte, „ja, jede Bedingung, jedoch nicht aus Furcht vor dem Thier, dem ich auf zwei Schritte mit Bequemlichkeit das Gehirn aus dem Schädel blase," und er schlug mit der Hand auf die in seinem Gurt steckenden Pistolen, „sondern weil Unsitte und Wildheit nicht in meiner Natur liegen. Lieber schösse ich mir selber 'nen Finger ab, bevor ich solcher herzigen jungen Lady ein Stirnrunzeln abzwänge."

Molly zuckte die Achseln.

„Ich traue Niemand," sprach sie kaltblütig; „gut ist gut und besser ist besser. Ich will Ihnen daher lieber gleich erklären, daß ich Sie keine Sekunde aus den Augen verliere. Reizen Sie das Thier und Sie begegnen seinem Angriff mit einer Pistolenkugel, so schieße ich zuerst Ihr schönes Pferd todt, und sind Sie damit noch nicht zufrieden, Sie selber; und mit der Büchse weiß ich ebenso gut umzugehen, wie mit dem Prahm da unten. Betrachten Sie das offene Fenster meines Hauses. Durch dasselbe überwache ich Sie ununterbrochen."

„Wer auf rechten Wegen wandelt, braucht sich nicht einschüchtern zu lassen," versetzte der Räuber mit einem

Digitized by Google

eigenthümlichen Aufflunkeln in ſeinen tückiſchen Augen, „nur um Eins bitte ich noch: halten Sie die Beſtie ein wenig abſeits, oder der Gaul verſchluckt ſich im Schreck an den drei erſten Maiskörnern. Sehen Sie, wie er die Ohren ſchärft und das ſchwarze Vieh mißtrauiſch betrachtet.“

„Aengſtigen Sie ſich nicht,“ erwiederte Molly im Davonſchreiten, „halten Sie ſelber Frieden, ſo kümmert Tommy ſich weder um Sie noch um das Pferd. Er iſt ein guter Junge; ſanft wie ein Lamm, wenn man ihn nicht reizt oder ich ſelber ihn nicht zu Hilfe rufe.“

„Noch ein Wort, junge ſchöne Lady!“ rief der Räuber dem Mädchen nach, „mein Name iſt Adams! Ich nenn' ihn, damit Sie nichts Arges von mir denken. Fragen aber möcht' ich, nachdem ich ſo viel Wunderliches erlebte, ob Sie jedem Fremden mit 'ner zweifelhaften Freundlichkeit begegnen.“

Molly war ſtehen geblieben und antwortete nachläſſig über die Schulter: „Ich ſeh' mir meine Leute an. Wie die in den Buſch hineinrufen, ſchallt's zu ihnen heraus. Ob Sie Adam heißen oder wie deſſen Sohn Kain, kümmert mich wenig,“ und ſorglos ſchritt ſie auf die Hütte zu.

Gleich darauf verſchwand ſie in der offenen Thür, wogegen der Bär ſich vor derſelben auf den Rücken warf und mit allen äußeren Zeichen des Behagens ſich wälzte und wand. Schließlich ergriff er mit den langen Krallen der Vordertatzen einen Strohhalm, um ihn ſpielend zwiſchen die Zähne zu ſchieben und wieder hervorzuziehen.

Adams, wie der räuberhafte alte Geſelle ſich nannte,

Digitized by Google

hatte sich ebenfalls auf den Rasen geworfen und die letzten Windungen des Lasso's in den Bereich seiner Hände gelegt. Kopf auf Ellenbogen und Fäuste stützend, überwachte er argwöhnisch den Bären, der mit der Harmlosigkeit eines jungen Hundes sich auf seine Art vergnügte und weder ihn noch das Pferd beachtete.

Nach kurzer Zeit erschien Molly wieder im Freien. Vor sich in der aufgenommenen Schürze trug sie die Maiskolben, in einem an ihrem Arm hängenden Körbchen von kunstlosem Weidengeflecht Brod und einige Schnitten kaltes gebratenes Fleisch. Indem sie an dem Bären vorbeischritt, reichte sie ihm eine in Syrup getauchte Kruste. Zugleich bedeutete sie ihn, als er sich anschickte, ihr zu folgen, durch einen Stoß mit dem zierlichen Fuß, zurückzubleiben.

Bei Adams eingetroffen, der sich in eine sitzende Stellung aufgerichtet hatte, schüttete sie zuerst dem Pferde die goldgelben Kolben vor; dann erst kehrte sie sich jenem zu.

„Das ist für Sie," sprach sie, die Speisen aus dem Körbchen nehmend und ihm darreichend, „sollte Vater Charon heimkehren, bevor Sie aufgebrochen sind, so mag er Ihnen noch einen Trunk mit auf den Weg geben," und ohne ein Wort der Erwiederung oder des Dankes abzuwarten, schlug sie den Rückweg ein.

„Halloh, Miß Frühlingsthau!" rief Adams ihr nach, „ein gutes Wort von Ihnen hätte mir die Mahlzeit noch besser gewürzt!"

„Ich habe keine guten Worte zu verschwenden," antwortete Molly, die kaum noch ihren Widerwillen zu ver-

Digitized by Google

heimlichen vermochte, geringschätzig, „für mich gibt es Besseres zu thun, als Fremden die Zeit zu vertreiben. Sollte Tommy zudringlich werden, so rufen Sie mich. Mir hört er auf's Wort.“ Dann verschwand sie im Inneren der Hütte, aus der alsbald das Geräusch in's Freie drang, mit welchem sie zwischen den Küchengeräthen hantirte.

Vierzehntes Kapitel.

Charon.

Während Molly in der Fährhütte fröhlich waltete, verfolgte Charon seinen Weg langsam heimwärts. Neben ihm schritt ein im reiferen Alter stehender Kreek-Indianer einher. Dieser führte hinter sich am Zügel ein kleines, struppiges Steppenpferd, auf dessen Sattel ein ausgeweideter Hirsch festgeschnürt war. Beide trugen Büchsen auf den Schultern, Kugeltasche nebst Pulverhorn an breiten indianisch gestickten Gehängen auf der rechten Hüfte. Eng befreundet, wie sie augenscheinlich waren, hätte man sich doch keinen größeren Kontrast vorstellen können, als sie zu einander bildeten. Gleich hoch gewachsen und von demselben kräftigen Körperbau, erschien der Kreek infolge seiner aufrechteren Haltung doch etwas größer, zumal ein blau und roth gewürfelter Shawl sein Haupt turbanartig umschlang. Sein braunes, charakteristisches Antlitz zeigte neben dem eigenthümlichen scharfen Rassenschnitt die Falten und Furchen von etwa achtundvierzig Jahren. Ein gelb befranstes Jagdhemde von grün geblümtem Baumwollenstoff hing lose um seinen Oberkörper, wogegen

lange Ledergamaſchen und Mokaſſins Beine und Füße ſchützten. Das ſchwarze Haar fiel, als Zeichen ſeiner Hinneigung zur Geſittung, ſtumpf abgeſchnitten nur bis auf die Schultern nieder. Auch fehlte der Skalpzopf, von welchem ſogar die halbciviliſirten Eingeborenen im Allgemeinen ſich ungern trennen.

Weiß, wenn auch noch immer voll behaart, war dagegen das Haupt ſeines Jagdgefährten. Ebenſo verhüllte ein weißer, langer, krauſer Vollbart den unteren Theil ſeines Geſichtes. Dieſes, ſehr hager, wäre gewiſſermaßen vollſtändig farblos geweſen, hätten Witterungseinflüſſe und Sonnenbrand der Haut nicht den äußeren Charakter braunen Pergamentleders verliehen gehabt. Trotzdem waren auf demſelben noch immer die Spuren einſtiger männlicher Schönheit bemerkbar, namentlich in dem Schnitt der ſcharf gebogenen Naſe und den großen braunen Augen, die mit tiefem, beinah düſterem Ernſt blickten. Obwohl er, wie zu finſteren Grübeleien hinneigend, den Nacken gebeugt trug, offenbarte ſich in ſeinen Bewegungen durch der Jahre Zahl kaum geſchwächte Kraft und Zähigkeit. Seine Bekleidung war die eines weſtlichen Jägers: indianiſch befranste Lederbeinkleider und ein blaues Flanellhemde, deſſen Aermel er gewohnheitsmäßig bis über die Ellenbogen von den rothbraunen Armen zurückgeſtreift hatte.

„Es iſt zu bedauern," ſprach er mit ſeinem tiefen, ruhigen Organ zu dem des Engliſchen vollkommen mächtigen braunen Gefährten, und den abgetragenen Strohhut vom Haupte nehmend, entfernte er mit einem Tuche die

Tropfen von seiner hohen Stirn, „sehr zu bedauern, daß die Hitze es unmöglich macht, das Fleisch länger als vierundzwanzig Stunden aufzubewahren. Ich werde mich daher mit einer Keule begnügen. Sie finden eher Gelegenheit, den Rest des Thieres in Ihrem größeren Hausstande zu verwerthen."

„Gut, Vater Charon," versetzte der Kreek mit unverkennbarer Ehrerbietung, „eine Keule für Sie und Frühlingsthau, das eine Vorderblatt für Tommy."

„Nun ja," gab Charon zu, und seine harten Züge ebneten sich zu einem träumerischen Lächeln, „der Gerechte gedenkt seines Viehes, und so will ich auch das nehmen, obwohl es überflüssig. Das Thier ist an Pflanzenkost gewöhnt, und Fleisch zu sehr geeignet, seine ursprüngliche Wildheit zu schüren. Doch gleichviel: Molly mag ihm ein Stückchen kochen; dadurch geht der Geruch des frischen Blutes verloren. Der täppische Geselle bereitet mir überhaupt Sorge, wenn ich das Mädchen mit ihm verkehren sehe wie mit einem muthwilligen Spielkameraden."

„Seit seiner frühesten Kindheit ist er es nicht anders gewohnt," erklärte der Kreek, „wäre er halb ausgewachsen eingefangen worden, möcht's Zähmen nicht von Dauer gewesen sein. Wie er jetzt ist, wüßte ich keinen besseren Schutz für Frühlingsthau bei ihrem Umherstreifen oder wenn sie allein zu Hause sitzt. Es ist erstaunlich, was sie dem Thier beibrachte."

Charon lächelte wieder vor sich hin und erwiederte mit scharf hervorklingender Zärtlichkeit: „Hundert Anderen an ihrer Stelle wäre es nicht gelungen. Ich möchte

es Begabung nennen, was sie befähigt, mit einer reißenden Bestie ebenso gut fertig zu werden, wie mit den Hühnern und Enten auf dem Hofe. Wer hätte ihr das zugetraut, als sie vor vierzehn Jahren, damals noch ein zartes Kind, aus Ihrem Hause in das meinige übersiedelte."

„Sie ist ein Zaubermädchen," warf der Kreek zuversichtlich ein, „eine Tochter des Mondes und des Frühlingsthau's. Sie wissen, hinter meiner Farm fand ich sie zur frühen Morgenstunde — mir ist, als war's gestern. Wie Perlen lag der Thau in ihren kurzen, weichen Goldhärchen. Der volle Mond hatte sie die ganze Nacht beleuchtet."

„Fakit, wie oft soll ich Sie auf das Thörichte solchen Glaubens aufmerksam machen. Wie ich später von anderer Seite hörte, sollen bald nach jener Zeit ein junger Mann und eine junge Frau zusammengeschnürt als Leichen aus dem Arkansas aufgefischt worden sein. Nach der Leute Aussage konnten sie nur selbst die Leine um sich geschnürt und vereinigt den Tod gesucht haben. Sie sollen nebenbei sehr elend gekleidet gewesen sein. Da läßt sich vermuthen, daß es arme Emigranten gewesen, welche die Noth zwang, ihr kleines Kind vor eines guten Mannes Thür zu legen."

Fakit nahm eine überlegene Miene an und betheuerte abermals mit großer Entschiedenheit: „Eine Tochter des Mondlichts und des Thaus ist sie. Jeder sieht es: ihr Haar ist Mondlicht, ihre Augen sind funkelnde Thautropfen. Sie ist ein Zauberkind. Wer sah die Spuren

anderer Eltern im Grase? Niemand. Ohne Zauber konnte sie nicht da sein."

Charon runzelte die buschigen Brauen. Zur Strenge verhärtete sich die Ruhe auf seinen verwitterten Zügen.

„Was nennen Sie Zauber?" fragte er in dem Bestreben, seine Pflegetochter in den Augen der braunen Nachbarn des Uebernatürlichen zu entkleiden.

„Ich kann es nicht genau erklären," antwortete Fakit ernst, „aber alle Weißen der Welt reden mir nicht aus, daß es Dinge gibt, die über Menschenkraft gehen. Ich spreche nicht von dem Zauber alter Medicinmänner, die gut Wetter herbeisingen und Weisheit und Muth aus blutigen Hundeherzen zehren; solch' Zauber ist nichts. Aber es leben wirkliche Zaubermenschen. Ich beobachtete es an Frühlingsthau. Woher käme ihr sonst die große Weisheit —"

„Was sie weiß, lehrte ich sie," fiel Charon etwas lebhafter ein. „Besitzt sie eine ungewöhnliche Fassungsgabe, so ist das nichts Uebernatürliches; ebenso wenig ihr Gedächtniß, welches manchem jungen Manne zur Berühmtheit verhelfen würde. Nein, Freund Fakit, Ihren Aberglauben muß ich bekämpfen, einestheils, um meiner eigenen Ueberzeugung zu genügen, dann aber auch um Ihrer selbst willen."

„Wahrheit ist kein Aberglaube," wendete der Kreek ein; „ich bin es nicht allein, der an Frühlingsthau erfuhr, daß sie ein übernatürliches Mädchen. Wer in einem wilden Thier Menschenverstand erweckt, trägt einen großen Zauber mit sich. Von dem Fährhause sendet die todte

Sykomore ihren letzten Aſt weit auf's Waſſer hinaus. Wie ein Opoſſum geht Frühlingsthau bis zu deſſen Ende, ob Tag, ob Nacht. Was hält ſie, daß ſie nicht ſchwankt? Nur Zauber kann es ſein."

„Uebung und angeborene Gewandtheit," ſuchte Charon den ſtörriſchen Kreek zu überzeugen; „will man nicht von dem ſeltſamen Glauben über das argloſe Kind ablaſſen, ſo ſollte man doch wenigſtens vermeiden, zu ihm ſelber darüber zu ſprechen. Es könnte ihm Schaden bringen an Körper und Seele, ſeinen Frohſinn trüben."

„Niemand wagt den Zauber zu ſtören," verſetzte der Kreek feierlich, „ein unbedachtes Wort zu Frühlingsthau, und die große Kraft mag verloren ſein." Er ſann nach, wie Jemand, der bei einer aufgeworfenen Frage ſich ein unfehlbares Urtheil zutraut, dann fuhr er, wie von heimlicher Scheu befangen, fort: „Mein weiſer Freund kennt alle Dinge. Er klärt die Menſchen auf und belehrt ſie; aber er glaubt an keinen Zauber; ich verſtehe das nicht. Er beſtreitet die große Medicin. Viele Zauberei hat ſich als falſch erwieſen, da verwirft er ſie alle. Mit mir iſt es anders. Ich trenne das Falſche von dem Echten. Was meine Augen ſehen, was meine Hände greifen können, iſt Wahrheit. Warum will mein Freund nicht ähnlich handeln? Warum trägt er ſich mit Zweifeln und will ſie Anderen zu eigen geben?"

Charon wiegte das Haupt im Mißmuth und erklärte eintönig: „Nicht von Zweifeln bin ich befangen; noch weniger trachte ich, ſolche bei Anderen zu erwecken. Im Gegentheil, beſeitigen möchte ich ſie, wo ſie bereits vorhanden."

„Auch ich hege keine Zweifel," wendete Fakit bedächtig ein, „denn alle Weisheit der Erde überzeugt mich nicht, daß Frühlingsthau kein Zaubermädchen. Mein Freund Charon besitzt eine große Gabe des Redens. Kann er mit Worten einen Stein aushöhlen? Nein. Mein Glaube ist ein Stein."

„Nun, Fakit, da sind wir, wie schon so oft, auf der Grenze angelangt, wo eine Einigung auf unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten stößt. Sie vergleichen sich mit einem Stein. Wohlan, wie der fallende Wassertropfen im Laufe der Zeit den härtesten Felsen aushöhlt, so gelingt es mir vielleicht, Sie zu überzeugen."

Ungläubig und abermals mit einem Ausdruck der Ueberlegenheit schüttelte Fakit den Kopf. Auf seinem Antlitz prägte sich aus, daß Charon's Vergleich ihm nicht recht verständlich. Dieser bemerkte seinen Zweifel, und es für heute aufgebend, länger auf ihn einzuwirken, fuhr er mit eigenthümlicher Wärme fort: „Laufen unsere Anschauungen weit auseinander, so möchte ich wenigstens meine Bitte wiederholen, Ihren Glauben vor dem Kinde zu verheimlichen, auch die Nachbarn dazu zu bestimmen. Welchen Eindruck könnte es nur auf die Ahnungslose ausüben, erführe sie, daß man sie der Zauberei verdächtige und deshalb mit heimlicher Scheu betrachte?"

„Alle lieben und ehren sie," betheuerte der Kreek zuversichtlich, „Jeder sagt: das Mädchen ist eine Tochter des Mondlichts und des Frühlingsthaus, und fürchtet den guten Zauber zu stören. Niemand sprach zu ihr darüber, Keiner wird zu ihr darüber sprechen; ich weiß es."

Digitized by Google

„Das ist mir eine Beruhigung," versetzte Charon ernst, „doch hier trennen sich unsere Wege," und er blieb stehen.

„Ich begleite Sie nach Hause. Der Pony mag das Fleisch dahintragen," erwiederte der Kreek.

„Die Last ist nicht so schwer, daß ich darunter ermüdete," wendete Charon ein, „in zehn Minuten bin ich daheim. Ebenso viel Zeit gebrauchen Sie von hier aus. Gehen wir also an's Werk."

Fakit, gewohnt, den Wünschen des weißen Freundes blindlings zu willfahren, zog sein Messer, und neben das Pferd hintretend, löste er geschickt den versprochenen Antheil aus der Haut des Hirsches. Nachdem sie das Gleichgewicht des verstümmelten Thieres wieder hergestellt hatten, belud Charon sich mit dem Fleisch. Mit einem Händedruck schieden die beiden Jagdgefährten von einander. Gleich darauf schob ein Hain sich zwischen sie.

Nachdenklich war Charon eine Strecke einher gewandelt, als er gleichsam unbewußt vor sich hinsprach: „Da habe ich wieder ernst auf ihn eingeredet, und doch nur, um abermals einzusehen, daß Alles vergeblich," und in Gedanken spann er seine Betrachtungen weiter: „Der angestammte Glaube an übernatürliche Dinge überdauert noch Generationen; er ist zu tief eingewurzelt. Freilich, das Geheimnißvolle hat für jeden Sterblichen hohe Reize. Arme Molly; was die Leute Dir Alles anhängen und wie sie Deine Eigenthümlichkeiten einfältig deuten. Zauberei sollst Du treiben. Ja, eine Zauberin bist Du mit Deiner Anmuth und Schönheit, mit Deinem goldenen

Digitized by Google

Herzen. Hätte ein glücklicher Zufall Dich mir nicht zugeführt, wie lange läge ich wohl ſchon in meinem Grabe. Denn ohne Dich, ohne die ununterbrochenen Sorgen um Dich wäre mir des Lebens Laſt zu ſchwer geworden. Und Du armes Kind, was ſollteſt Du ohne mich beginnen?"

Er neigte das Haupt. Verbitterung prägte ſich auf ſeinen harten Zügen aus, zu erſchlaffen ſchienen die Sehnen der zähen Geſtalt. Weit fort mochten ſeine Gedanken wandern, daß er ſo in ſich gekehrt einherſchritt; weit fort nach Stätten, auf welchen einſt verheißender Sonnenſchein ſeinen Lebenspfad mit den heiterſten Lichtern ſchmückte, nach Stätten, auf welchen das Grab überſchwänglicher Hoffnungen ihm entgegenſtarrte. Denn was ſonſt hätte ihn unempfindlich machen können gegen Alles, was ihn aus jeder Richtung freundlich begrüßte? In finſtere Grübeleien verſenkt, ſah er nichts, hörte er nichts. Er hörte nicht die Lieder der glücklichen befiederten Waldſänger, die nach des Tages Hitze, jeder auf ſeine Art in den ſich abkühlenden Abend hinausſangen. Er ſah nicht die Blumen, welche, je nach Stärke der Familie, hier und da die Wieſen in verſchiedene Farben kleideten; nicht das roſige Gewölk, welches zerſtreut vor dem blauen Himmel lagerte, als hätte die Sonne auf der letzten Wegeſtrecke ſchon ein wenig von ihren prächtigen Abendſchattirungen verloren gehabt. Aber er ſah auch nicht, auf die letzte ſchmale Lichtung am Fluß hinaus tretend, ein geſatteltes Pferd, welches die Reſte eines kleinen Maisfutters eifrig aus dem kurzen Raſen ſuchte; nicht die unheimliche Räubergeſtalt, die einige Schritte abwärts lagerte, bei

ſeiner Annäherung in eine ſitzende Stellung ſich erhob und ihn geſpannt betrachtete.

Anfänglich ſichtbar von Zweifeln befangen, klärte die wilde Phyſiognomie des Strolches ſich in demſelben Maße auf, in welchem er einen volleren Anblick des finſteren, weißbärtigen Antlitzes gewann, bis er endlich unter dem Eindrucke der ihn beſtürmenden Empfindungen flüſternd in die Worte ausbrach: „Charon, Charon, ſo mag ſich Jeder nennen. Aber der Mann, der Mann! Iſt er's, oder iſt er's nicht? So kann der Menſch ſich kaum verändern — hm, wir werden ja ſehen.“

Er erhob ſich. Charon, noch eine kurze Strecke entfernt, vernahm die Bewegung und ſah auf. Kalt und theilnahmlos glitten ſeine Blicke über Mann und Roß hin. Es war ja nichts Neues, daß ein Fremder nach Kreuzen des Stromes auf dem Vorplatz der Hütte raſtete. Es entging ihm daher auch, daß die Augen des Mannes in ſein ruhiges Antlitz ſich gleichſam einbohrten.

„Ich hörte ſchon unten im Süden von dem Fährmann Charon,“ hob Adams nach der erſten kurzen Begrüßung mit einer Vertraulichkeit an, welche erſichtlich Charon's Mißfallen erregte, „und da Sie ein Deutſcher ſind, erleichert's uns Beiden die Rede, wenn wir ſie von uns geben, wie wir's von Muttern lernten.“

„Wer könnte ſich im Süden viel um mich kümmern?“ fragte Charon, die Vertraulichkeit ablehnend, zurück.

„Bei Gott, Herr Charon, Zufall und gutes Glück wirken oft wunderſam. Ich bin nämlich ein unſteter Gaſt, ſo alt ich auch ſein mag. Seit fünfzehn, ſechzehn Jahren

im Lande, hab' ich bisher auf keiner Stelle länger als 'n vier Wochen ausgehalten. Der rollende Stein setzt zwar kein Moos an, wie die Spitzbuben-Yankees sagen, aber bei dem Umherstreifen lernt man nicht wenig. So redete ich da unten davon, daß ich nördlich wollte, und als ich die Grenzleute um den Weg befragte, nannten sie Ihren Namen und diese Fähre hier. Zugleich stellte sich heraus, daß Sie ziemlich ebenso lange in diesem Lande, wie ich selber."

„Viele Tausend Menschen sind in demselben Jahre über den Ocean gekommen, in welchem ich mich zur Auswanderung entschloß," versetzte Charon wiederum abweisend, „ich vermuthe, Sie wollen vor Einbruch der Nacht ein Obdach erreichen, und bis zum nächsten beträgt es eine Stunde guten Reitens."

„Das sagte mir schon das niedliche Ding von Mädchen, welches mich und den Gaul herüber holte," erwiederte Adams höhnisch grinsend, „aber ich verstehe, Sie wollen einem Landsmann den Stuhl vor die Thür setzen, bevor er um Gastfreundschaft bat."

„Jedem erweise ich gern Gastfreundschaft," sprach Charon, und er runzelte die Brauen tief, „Sie dagegen werden begreifen, daß es eine ungebührliche Zumuthung wäre, Alle, die über den Kanadian kommen, bei mir aufzunehmen. Wo bliebe ich selber zuletzt? Betrachten Sie den Bau, ob außer mir und meiner Tochter noch Jemand viel Platz in demselben findet."

„Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall," warf Adams lachend ein; „doch sorgen Sie nicht. Ohne von

Ihnen herzlich eingeladen zu werden, thue ich keinen Schritt über Ihre Schwelle. Aber wie iſt mir denn? Indem ich Sie betrachte, will's mir ſcheinen, als wären wir einander ſchon früher begegnet."

Schärfer ſah Charon in das ſchadenfroh grinſende Geſicht, auf welchem die böſeſten Leidenſchaften und Laſter ihre unvertilgbaren Spuren ausgeprägt hatten, dann bemerkte er zögernd: „Ich wüßte nicht, wo das geweſen ſein ſollte. Ich entdecke wenigſtens nichts an Ihnen, was mir nicht vollkommen fremd wäre."

„Mag ſein," hieß es lauernd zurück, „ich rede ja auch nur von Aehnlichkeiten, und die täuſchen meiſtentheils."

Er ſäumte, um Charon Zeit zu einer Erwiederung zu gönnen, und dieſer fragte in der That, wie er erwartet hatte: „Aehnlichkeit? Mit wem denn?"

„Sogar eine ſehr große, mag das Alter Sie immerhin verändert haben; ſelbſt in der Stimme. Sie erinnern mich nämlich ſo lebhaft an einen alten Bekannten, daß ich Sie d'rauf angeredet hätte, wüßte ich nicht, daß der ſchon an die ſechzehn Jahre unter'm Raſen liegt."

Bei den letzten Worten des Räubers ſchien das harte Antlitz Charon's ſich zu verſteinern. Bevor jener aber noch den Eindruck genauer erfaßte, welchen ſeine ſchlau berechnete Mittheilung erzeugte, ſcheute ſein Pferd. Schnaubend ſchickte es ſich an, zu entfliehen, woran es indeſſen durch die in Adams' Händen befindliche Leine gehindert wurde. Dieſer ſtieß einen läſterlichen Fluch aus, verſtummte aber in den weiteren Ausbrüchen ſeiner Wuth, als er plötzlich neben ſich den Bären ſah, der winſelnd

auf den Hintertatzen vor Charon hinſchwankte. Durch einen Luftzug war ihm offenbar die Witterung des friſchen Fleiſches zugetragen worden, und ſo beeilte er ſich, ein Stückchen zu erbetteln. Doch wie Charon das folgſame Thier abwehrte, war auch Adams des Schimmels wieder Herr geworden, und ſich Jenem alsbald zukehrend, fuhr er fort: „Wer kann für Aehnlichkeiten? Begegnet man aber einer, iſt's erklärlich, wenn man d'rüber erſtaunt. Und lächerlich iſt's obenein, denn in dieſem Fall iſt mein Mann in einer Strafanſtalt geſtorben. War ſonſt ein feiner Herr, aber leichtſinnig und dem Spiel zugethan, und das brachte ihn um Ehre und Reputation."

„Dies Alles kümmert mich nicht," nahm Charon nunmehr mit finſterer Strenge das Wort, doch auch ein weniger Scharfſichtiger als Adams hätte entdeckt, daß es ihm unſäglich ſchwer wurde, eine gewiſſe vornehme Ruhe zu bewahren; und lauter nach der Hütte hinüber, wo Molly in der Thür ſtand und die beiden Männer in ihrem Geſpräch ernſt überwachte: „Ich komme gleich. Locke Tommy. Du ſiehſt, wie er das Pferd beunruhigt. Der Mann wird Mühe haben, in den Sattel zu gelangen."

Auf einen Zuruf Molly's trabte der Bär davon, und Adams, dadurch von einer Verlegenheit befreit, hob wieder an: „Bei Gott, Herr Charon, mit meinem in den Sattel Kommen eilt's nicht. Will aber um Verzeihung bitten, Sie mit meinem Gerede aufgehalten zu haben. Schon einmal ſpielte ſolche Aehnlichkeit mir 'nen argen Streich, und das geſchah in 'nem alten unbewohnten Landhauſe vor ſechzehn Jahren —"

Bis dahin hatte Charon nach der Hütte hinüber geſehen, ſich anſcheinend weidend an dem lieblichen Bilde, welches Molly im Verein mit dem Bären bot, der ſich muthwillig vor ihr wälzte und die ihn neckende Fußſpitze behutſam zwiſchen die Zähne genommen hatte.

„Ich komme gleich,“ wiederholte er, dadurch des hinterliſtigen Räubers Mittheilungen abſchneidend, „richte nur an. Die Jagd hat mich ermüdet und Beute bringe ich ebenfalls!“ Dann wieder zu Adams mit einer Würde, welche dieſen ſichtbar beeinflußte: „Ich ſagte bereits, daß Ihre Erfahrungen mich wenig kümmern, und wiederhole: die Nacht iſt vor der Thür. Eine Stunde haben Sie mindeſtens der Hauptſtraße zu folgen, bevor Sie ein Obdach erreichen. Alſo glückliche Reiſe,“ und in zuverſichtlicher Haltung ſchritt er davon.

Wie ſeinen Sinnen nicht trauend, blickte Adams ihm nach. Wuth und Enttäuſchung ſprühten aus ſeinen tückiſchen Augen; zugleich breitete ein böſes Grinſen ſich über ſein wüſtes Geſicht aus. Seine Zähne knirſchten auf einander und förmlich ziſchend entwand ſich denſelben: „Immer noch der hoffährtige Junker. Daran allein hätte ich Dich erkannt. Aber Du ſollſt Dich wundern. Vorläufig weiß ich genug, und ein Eſel wär' ich, verſtänd' ich's nicht, meine Entdeckung zu Geld zu machen, einerlei, von wem es kommt,“ dann rief er nach der Hütte hinüber, wo der Fährmann eben über die Schwelle ſchritt: „Auf baldiges Wiederſehen, Herr Charon! Auf gute Freundſchaft, Herr Charon!“

Dieſer war, ohne ihn weiter zu beachten, eingetreten.

Ueber des Räubers breite Lippen rollten mehrere wilde Flüche gleichsam zugleich. Fortgesetzt vor sich hinschmähend, zäumte er den Schimmel auf, und davon sprengte er, als hätte er das Thier für die geringschätzig abweisende Haltung des Fährmanns verantwortlich machen wollen. —

Die Räumlichkeiten der Hütte bestanden aus einem größeren Gemach, in welchem zugleich Charon's einfaches Bett aufgeschlagen war, und einem daranstoßenden etwas kleineren. In diesem hatte Molly sich eingerichtet. Beide zeichneten sich vor den Baulichkeiten anderer Pioniere und halbcivilisirter Indianer durch größere Fenster aus, welche den Räumlichkeiten erhöhte Helligkeit spendeten. Wie die Außenseiten der Wände zeigten auch die inneren nur mit der Axt bearbeitete Baumstämme, jedoch mit dem Unterschied, daß hier die Fugen zwischen denselben mit grünem Moos verstopft waren, wodurch ebenere Flächen hergestellt wurden. Dem rohen Bau entsprachen die einfach gezimmerten Möbel in dem vorderen Zimmer, wo ein breites Kamin zugleich die Stelle der Küche vertrat. Zu dem schweren Tisch mit verschließbarer Schieblade gehörten mehrere Schemel und eine Bank. Vervollständigt wurde die Einrichtung durch einen Bücherständer mit sechs Brettern, dicht besetzt mit kleineren und umfangreicheren Werken; ferner durch eine Wanduhr, Jagd- und Angelgeräthe und endlich eine Schnitzbank, neben welcher die dazu gehörigen Werkzeuge geordnet an der Wand hingen. Was sonst noch zu den nothwendigsten Habseligkeiten eines Ansiedlers gehört, wie auch die Küchengeräthe, hatte seinen

Platz in einem Verschlage auf dem engen Flur und dem niedrigen Bodenraum angewiesen erhalten.

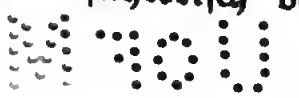
Molly's Zimmer war von dem Charon's durch eine vor der schmalen Thür als Vorhang niederfallende Decke geschieden. In demselben erblickte man vier schwarz lackirte Stühle, eine ähnlich gearbeitete Bettstelle und eine Kommode, wie solche aus einer Möbelhandlung hervorgegangen und von Forth Smith herbeigeschafft worden waren. Als Schmuck dienten gewissermaßen die auf den Fußboden ausgebreitete weichhaarige Büffelhaut, die grellfarbigen wollenen Bettdecken, mehrere eingerahmte Lithographien, ein mäßig großer Spiegel und eine Anzahl in Kistchen und schadhafte Küchengefässe eingepflanzte blühende Gewächse.

Als Charon in seine Wohnung eintrat, erhob sich Molly, die vor dem Kaminfeuer kniete, und kein sonniger Frühlingsmorgen hätte fröhlicher lächeln können, als sie, indem sie ihrem Beschützer entgegen ging und ihm kindlich zutraulich die Hand reichte. Während sie aber zu ihm sprach, bediente sie ihn in der ihr eigenthümlichen flinken Weise. Das Wildfleisch nahm sie entgegen, Büchse und Tasche, und jetzt erst suchte sie Gelegenheit, zu fragen, was seinem Antlitz einen beängstigend krankhaften Ausdruck verliehen habe.

Charon schützte Uebermüdung vor und daß er der Sonnengluth so lange ausgesetzt gewesen. Doch Molly war zu vertraut mit seinem Wesen, kannte zu genau die Zähigkeit seines Körpers, um dadurch beschwichtigt zu werden. Scharfsinnig errieth sie, daß, wie sie selbst, auch

er einen verſtimmenden Eindruck von dem unheimlichen Fremden empfangen habe, hielt indeſſen für gerathen, ihn nicht darum zu befragen. Nur beiläufig bemerkte ſie, daß ohne den Schutz Tommy's ſie die räuberähnliche Erſcheinung wohl gefürchtet haben möchte.

Neben dem offenen Fenſter hatte Charon Platz genommen. Tiefer waren ſeine Schultern nach vorn geſunken; wie infolge von Erſchöpfung neigte er das Haupt. Seine Blicke ſtanden in der Richtung des flackernden Kaminfeuers und der vor demſelben ſich anmuthig regenden Mädchengeſtalt, aber es war, als hätte er in's Leere geſchaut. Molly, obwohl beunruhigt, gab ſich das Anſehen, es nicht zu bemerken. Liebreich bediente ſie ihren Wohlthäter und in einer Weiſe, die ſich durch nichts von ihren früheren Gewohnheiten unterſchied. Sie kannte ſeine Stunden des Schaffens in Garten und Feld, die Stunden des ſorgfältigen Belehrens und Unterrichtens wie des ſtillen Verſenkens in die Genüſſe, welche die Natur in ihrem unverfälſchten Zuſtande ihm bot. Aber auch die Stunden kannte ſie — und ſie wiederholten ſich ja ſo oft — in welchen er ſchwermüthigen Betrachtungen nachhing, ſeine Augen auf ihr ruhten, als wären gerade durch ſie trübe Gedanken und Bilder wachgerufen worden. Vertraut mit Allem, überſah ſie den Wechſel ſeiner Stimmung; doch während ſie ihre Obliegenheiten erfüllte, wußte ſie des Erzählens kein Ende. Und der Tag war ja ſo ereignißreich geweſen! So goldig und doch ſengend hatte die Sonne vom klaren Himmel niedergebrannt; ſo verführeriſch der Schatten unter den Bäumen ſie an-



gelockt. Und von Tommy und ſeiner Gelehrigkeit gab es Wunderdinge zu berichten, von Hühnern und Enten, von großen Holzhähern und winzigen Kolibris, deren jeden einzelnen zu kennen ſie behauptete, wie die Blumen im Garten, die unter ihren pflegenden Händen das Licht der Welt erblickten und wie lauter prächtige Augen dankbar zu ihr aufſchauten. Sorgfältig vermied ſie dagegen, des räuberhaften Fremden fernerhin zu gedenken.

Und ſo hatte ſie die Befriedigung, zu entdecken, daß Charon ſich allmählig wieder aufrichtete, auf ihre heiteren Bemerkungen einging und endlich ihrer Einladung zum Eſſen Folge leiſtete. Als dann nach Beendigung des Mahls auch der Bär ſeinen Antheil erhalten hatte, da war die Sonne eben untergegangen. Es ſchmückte den Himmel das prachtvollſte, nach oben ſich traumhaft abſtufende Roth, während im Oſten der volle Mond bereits oberhalb der Bäume ſtand und, zwar noch bleich und krankhaft dareinſchauend, doch ſchon Miene machte, ſein rundes Angeſicht mit Gold und Silber zu ſchminken.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Lager des Feldmeſſers.

Wenn in der Fährhütte die letzten Abendſtunden mit ernſten Belehrungen ausgefüllt wurden, um Molly's Müdigkeit bedachtſam bis auf's Aeußerſte zu ſteigern, ſo herrſchte in der Entfernung einer guten Viertelſtunde auf freundlicher Waldeslichtung ein um ſo geräuſchvolleres leichtfertiges Treiben. Ein Feldmeſſer war daſelbſt mit ſeinen Kettenträgern und Arbeitern eingetroffen, im Ganzen

acht Köpfe mit doppelt so vielen Reitpferden und Packthieren. Auch sie hatten ein saures Tagewerk vollbracht, indem sie ihren Vermessungen von der anderen Seite des Arkansas her in genau südlicher Richtung oblagen und eine Linie zogen, welche zum Zweck der Berichtigung der Karten bis zum Golf von Mexiko ausgedehnt werden sollte. Ein klarer Bach und gute Weide hatten sie in der Wahl der Lagerstätte bestimmt, und sie hofften, folgenden Morgens bei Zeiten den Kanadian zu erreichen.

Die Thiere fanden sogleich Speise und Trank. Eine Stunde später — die Dämmerung war bereits in nächtliches Dunkel übergegangen — da reihten auch die Männer sich um ihr auf dem Rasen angerichtetes Mahl. Unter den heitersten Gesprächen verlief dasselbe. Ein kräftiger Trunk bildete den Abschluß, worauf man die Decken ausbreitete und mittelst dieser und der Sättel Betten herstellte, an welchen auch verwöhntere Naturen nach einem heißen Tage der Arbeit nichts auszusetzen gefunden hätten. Und so dauerte es nicht lange, bis Einer nach dem Anderen die glimmende Thonpfeife erlöschen ließ, sich ausstreckte und die Decke zum Schutz gegen den schweren Thau und die blutdürstigen Mosquitos über den Kopf zog. Außer dem Wachposten bei der grasenden Heerde blieben nur noch zwei Männer regsam: Milford, der eigentliche Feldmesser und Befehlshaber der kleinen Expedition, und Sparewood, ein Kettenträger, der in seinem beschwerlichen Gewerbe bereits ergraute. Die reichen Erfahrungen des Letzteren und die höhere Bildung des jüngeren Gefährten waren Ursache, daß die Vollendung des Tagewerkes und

Digitized by Google

die Pflege des Körpers allein ſie nicht vollkommen befriedigten. Die Zeit war ihnen eben zu koſtbar, wie der alte Kettenträger im Laufe des Geſpräches ſich äußerte, um mehr davon, als unumgänglich nothwendig, im Schlafe zu verſchwenden.

Und eine zauberiſche Nacht war es, eine Nacht, wohl geeignet, den Schlaf fern zu halten. Der Mond, vollſtändig abgerundet, ſtand hoch. Einer verſchleierten Sonne ähnlich, überſtrömte er mit ſeinem vollen milden Licht die nächtlich ſtille Landſchaft; mit einem bläulichen Lichtmeer hätte man die erquickende, feuchte Atmoſphäre vergleichen mögen. Nur vereinzelte größere Sterne hatten ſich ſchüchtern hervorgewagt. Geheimnißvolle tiefe Schatten ſchmückten die Laubmaſſen und die Wieſen am Rande der Haine. Aufathmend nach dem langen erſtickend heißen Tage entſendeten Kräuter und Blüthen ſüßen Duft. Oberhalb des Lagerfeuers ſtieg eine ſchmale Rauchſäule ſteil in den regungsloſen Aether empor. Durch die Nachtluft begünſtigt, legten die Schallwellen größere Strecken zurück. Deutlich unterſchied daher das Ohr Töne, welche ihm zur Tageszeit verloren gegangen wären. Aus weiter Ferne drang das Kläffen und Heulen vereinzelt jagender Wölfe herüber. Gleichſam träumeriſch klang es, wie der ſchrille Ruf, welchen ein einſam wandernder Regenpfeifer aus Himmelshöhen niederſandte; geheimnißvoll, wie das ferne Lachen eines Uhus, das melancholiſche „Whipp-poor-will!“ des raſtlos umherſchweifenden Ziegenmelkers. Mit Blumen- und Waldgeiſtern ſchien die ſtille Atmoſphäre erfüllt zu ſein, mit Träumen im Gefolge des freundlichen Schlummergottes.

„Denn glauben Sie mir, Herr Milford," erklärte der alte Kettenträger, jedes zehnte Wort mit einem Rauchwölkchen aus seiner Thonpfeife begleitend, „der Schlaf ist wohl eine schöne Institution, allein schöner noch ist eine Nacht, wie die heutige. Verplaudert man die bis weit über Mitternacht hinaus, bringt's keinen Schaden. Und Mitternacht ist nicht mehr sehr fern, nach dem Stande des Mondes zu schließen. Hm, wenn ich den alten Burschen da oben betrachte, der heute seine Vollständigkeit feiert, vergegenwärtige ich mir gern manche Stelle, auf welcher ich bei meinem unstäten Umherwandern ihm in sein rundes Gesicht schaute. Verdammt! Wo überall bin ich doch gewesen. Sie sind noch jung, und was bei Ihnen die hoffnungsreiche Zukunft, das wird bei mir ersetzt durch alte Erinnerungen."

Auf dem hübschen Antlitz des jungen Feldmessers, welchem der starke dunkle Bart einen gewissen Ausdruck mannhaften Selbstbewußtseins verlieh, spielte ein Lächeln innerer Befriedigung, indem er anhob: „Auch ich ergehe mich fast lieber in Erinnerungen; denn was die Zukunft betrifft, da könnte ich nicht behaupten, daß goldene Thore sich vor mir öffneten. Ich bin zu wenig Amerikaner, besitze zu wenig Spekulationsgeist, um mich zu einem das Leben erleichternden Wohlstande emporschwingen zu können. Wie Sie beim Kettentragen, werde ich beim Landvermessen altern. Das freie Feld wird meine Heimath sein, mein Ende das eines Abenteurers —"

„Aber eines Abenteurers, der nicht umsonst lebte,"

Digitized by Google

warf Sparewood gutmüthig ein, und behaglich strich er über seinen langen ergrauten Bart.

„Nein, nicht umsonst," versetzte Milford lachend, „sondern der für seine Arbeiten einen Lohn bezog, kaum ausreichend, einem armen Teufel mit den Ersparnissen der offenen Jahreszeit über den jedesmaligen Winter in irgend einem elenden Grenzort hinüber zu helfen. Das Weitere kommt dem Staat zu gute. Er gab sein Geld nicht umsonst aus. Er ließ mich vermessen, meine Arbeiten nützten ihm, jedoch nicht mehr, als die jedes Anderen an meiner Stelle, und braucht er meine Fähigkeiten nicht länger, so gibt er mir einfach den Laufpaß. Bei Gott, ich wäre gescheidter gewesen, hätte ich ein Handwerk erlernt. Jetzt noch umzusatteln — hol's der Teufel — dazu bin ich zu alt und, ehrlich gestanden, die Tage des unsteten Umherstreifens gefallen mir ausnehmend. Dabei hindert mich ja nichts, so oft ich will, im Geiste das alte Vaterland drüben zu besuchen und nach Herzenslust an meinen schönen Erinnerungen zu zehren. Und gemüthlicher ist Deutschland auf alle Fälle als Euer großer Kontinent mit seiner ewig rechnenden, spekulirenden, gelegentlich auch wohl gaunernden Bevölkerung. So würden Strolche, wie der, dem wir kurz vor unserem Eintreffen hier begegneten, bei uns nicht lange auf den Landstraßen einherreiten, ohne um Gewerbe und Heimathschein befragt zu werden."

Da Sparewood nichts erwiederte, kehrte Milford sich ihm zu und befremdet betrachtete er ihn; denn regungslos saß er da, die Pfeife mit der Hand in der Schwebe hal-

tend, Oberkörper und Haupt seitwärts nach vorn geneigt, wie um an dem Feuer vorbei einen fernen Gegenstand schärfer in's Auge zu fassen.

„Wonach spähen Sie?" fragte er endlich, da Sparewood seine Stellung immer noch nicht veränderte.

Dieser schob die Pfeife wieder zwischen die Zähne und richtete sich auf.

„Ich hätte darauf schwören mögen, daß da hinten, wo die schmale Oeffnung zwischen den beiden Hainen, Jemand von dem einen Schatten in den anderen huschte," erklärte er darauf.

„Vielleicht ein Hirsch?"

„Ein Hirsch war's nicht, denn der ist nicht lang aufgeschossen, wie eine menschliche Gestalt. Aber auch ein Mensch kann's nicht gewesen sein. Durch den Rauch hindurch vermochte ich es nur nicht recht zu unterscheiden. Weiß sah es aus; indem das Mondlicht es flüchtig traf, meinte ich, es sei ein Blitz gewesen."

„Der Rauch hat Ihnen einen Streich gespielt, oder ein Nachtvogel flog vorüber."

„Mag sein, daß meine Augen mich täuschten," gab Sparewood nunmehr sorglos zu, „allein daß sich dort etwas regte, laß ich mir nicht ausreden; das Uebrige hat der Mond besorgt. Ja, da sprachen wir von dem Landstreicher, und der war ein so vollblütiger Sohn Ihres berühmten Vaterlandes, wie nur je einer seinen Löffel in eine Schüssel Sauerkraut tauchte."

„Ganz recht, aber einer von der Sorte, wie sie vielleicht in's Zuchthaus gehört und die daher vorzieht, dahin

zu gehen, wo sich Keiner um sie kümmert. Ich möchte wetten, daß der prachtvolle Schimmel, welchen er ritt und der in so grellem Widerspruch mit seinem verkommenen Aeußeren stand, nicht auf rechtliche Art in seinen Besitz gelangte."

„Gestohlen hat er ihn," versetzte Sparewood gleichmüthig, „oft darf er indessen dergleichen nicht wiederholen, namentlich in diesem Theil des Landes, oder er hängt eines Tages schneller an einem Baumast, als er ein Vaterunser über die Lippen jagt. Außerhalb der Staatengrenze fackeln sie nicht lange."

„Ueber dessen Zähne werden überhaupt nicht viele Vaterunser geglitten sein," erwiederte Milford, „doch gleichviel, seine Neugierde erschien mir verdächtig. Was kümmerte ihn unser Woher und Wohin? Und so viel lernte ich bereits in Ihrer großen Republik, daß man die eigenen Zwecke nicht jedem Fremden auf die Seele bindet. Wer weiß, er mag ein Auge auf unsere Thiere geworfen haben."

„War auch mein Gedanke, zumal er sich so genau über den Weg nach Forth Smith erkundigte und trotzdem meinte, die Gegend gefalle ihm, er möchte sich wohl gänzlich hier niederlassen. Wenn's ihm nur nicht verleidet wird. Verdammt, er sah nicht uns, wie Jemand, dem viel an Naturschönheiten gelegen."

„Er wollte bei einem Kreek-Indianer übernachten."

„Der mag ihm ebenfalls nicht trauen und ihm die Thür gewiesen haben. Zum Henker mit dem Schurken. Ist er für den Galgen bestimmt, so entgeht er ihm nicht,"

erklärte der alte Kettenträger. Er blies einige dichte Rauchwölkchen von ſich und fuhr fort: „Soll mich wundern, ob unſere Linie die Fähre berührt. Man erzählte mir, der Fährmann, Charon iſt ſein Name, ſei ebenfalls ein Deutſcher und ſtände in hohem Anſehen bei den in der Nachbarſchaft angeſiedelten Eingeborenen. Weiß der Teufel, woher alle die Deutſchen kommen. Grübe man ſich eine halbe Meile in die Erde hinein, ſo wäre man nicht ſicher, keinem Deutſchen zu begegnen.“

„Sie gehen nach Brod,“ antwortete Milford, „ſo machte ich es ſelber, oder ich möchte heut' noch drüben leben.“

„Sie kehren über kurz oder lang dahin zurück?“

„Schwerlich. Es lebt dort Keiner mehr, an den ich mich ſonderlich gekettet fühlte. Auch behagt mir die hieſige ungebundene Freiheit.“

Und weiter plauderten die Beiden zu dem Dampfen ihrer Pfeifen, zu dem Knacken und Kniſtern des niedergebrannten Feuers, zu dem Schnarchen der nur wenige Schritte von ihnen raſtenden Gehilfen und dem luſtigen Geſang der Heimchen und Grillen, welchen ſich hin und wieder im nahen Bach das dumpfe Brüllen eines Ochſenfroſches beigeſellte. Mitternacht war vorüber und der Zeitpunkt nicht fern, in welchem der Mann bei der Heerde abgelöst werden ſollte. So lange gedachten die beiden Freunde noch vor dem Feuer ſitzen zu bleiben, deſſen leichter Rauch die läſtigen Mosquitos einigermaßen verſcheuchte.

„Fertig für heute,“ erklärte Sparewood, indem er

ſeine Pfeife ausklopfte und mit dem kleinen Finger den letzten Aſchenreſt herausbohrte. Zugleich ſpähte er nachläſſig um ſich. Plötzlich hielt er mit ſeiner Bewegung inne, und in der einen Hand die Pfeife, den Finger der anderen in derſelben, ſpähte er wieder regungslos nach dem nächſten Hain hinüber.

„Hab' mich trotzdem nicht getäuſcht vorhin," bemerkte er endlich, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, dadurch Milford veranlaſſend, in dieſelbe Richtung zu blicken, „nennen Sie mich blind wie einen Maulwurf im Sonnenſchein, wenn da nicht ein Weibsbild geht."

„Wie ſollte das hierherkommen?" fragte Milford, der nunmehr ebenfalls eine unbeſtimmte Bewegung im Schatten des Gehölzes entdeckte. „So viel ich von einem Kreek erfuhr, befindet ſich im Umkreiſe einer halben Meile keine Farm. Vielleicht iſt dem Wachpoſten die Zeit lang geworden."

„So müßte er aus entgegengeſetzter Richtung kommen — da — jetzt tritt es aus dem Schatten in den Mondſchein. Wär's ein Pferdedieb, möchte er ſich ſchwerlich einen Weiberrock übergeſtreift haben und 'nen weißen obenein."

Milford antwortete nicht. Gleich Sparewood ſah er befremdet auf die ſeltſame Erſcheinung, die ſich gemeſſenen Schrittes näherte und den Eindruck erzeugte, als ob ſie mehr einherſchwebe, als gehe. Begünſtigt durch das volle Mondlicht unterſchied er deutlich eine ſchlanke Geſtalt in hellfarbigem Kleide, die als ein weibliches Weſen nicht zu verkennen war. Sogar das Antlitz einer Weißen trat allmählig hervor, deren eine Hand auf der Bruſt ruhte, während der andere Arm ſchlaff niederhing.

So war sie bis auf etwa fünfzig Ellen heran gekommen, als Milford dem Gefährten zuraunte: „Doch wohl eine Farmbewohnerin aus der Nachbarschaft. Ein Hund folgt ihren Spuren.“

„Das müßte ein großer Hund sein, Mann,“ versetzte der alte Kettenträger verstört; „aber ein Bär ist's und ein ausgewachsener obenein. Der Satan traue solcher Bestie,“ und mit flinkem Griff schürte er das Feuer, um helle Flammen zu erzeugen.

Er wollte noch etwas hinzufügen, verstummte aber, als die Gestalt, wie in dem Bewußtsein, sich allein zu befinden, neben das Feuer hintrat und dort stehen blieb.

Grauen bemächtigte sich der beiden Gefährten, des Kettenträgers, weil er nicht ganz frei von Aberglauben, Milford's dagegen, weil er argwöhnte, eine Wahnwitzige vor sich zu sehen, die vielleicht ihrem Wärter entschlüpfte. Hierzu gesellte sich die Besorgniß vor dem Bären, dessen Anwesenheit er sich nicht zu erklären wußte, und von dem er fürchtete, daß irgend ein unscheinbarer Zufall, vielleicht das Regen eines der schlafenden Männer, ihn zu einem Angriff auf diese oder die räthselhafte Erscheinung selber reizen könne.

Weder er noch Sparewood vermochten in ihrer ersten Bestürzung ein Wort hervorzubringen. Aber starr hingen ihre Blicke an dem Antlitz der jungen Fremden, welches in der doppelten Beleuchtung des Mondes und der nunmehr lodernden Flammen bis in die kleinsten Linien hinein deutlich hervortrat und sich als von außergewöhnlicher Schönheit erwies. Dabei hatte sie die Augen leicht

geſchloſſen, wie wohl geſchieht, wenn nach dem Niederlegen plötzliches Entſchlummern der Uebermüdung folgt. Das kindlich holde Antlitz neigte ſie dem Feuer zu, ſchien es aber trotzdem nicht zu ſehen oder zu beachten. Ebenſo wenig die beiden zu ihr emporſtarrenden Männer oder die zwiſchen ihren Decken verborgenen Arbeiter. Wie unter dem Einfluß eines lähmenden Zauberbannes dachten Erſtere am wenigſten daran, die wunderbare Erſcheinung anzureden oder ſich mit einander zu verſtändigen. Es war, als hätten ſie an dem Schmerzenslager einer Todtkranken geweilt, befürchtet, die von den Feſſeln eines leiſen Schlummers umfangenen Regungen durch den erſten Laut wachzurufen und einen gefährlichen Paroxysmus herbeizuführen. Und ſo feſt hafteten ihre Blicke auf den ruhigen, mit allen Reizen der Jugend geſchmückten holden Zügen, daß ſie ſchließlich des Bären nicht mehr achteten, der gleichmüthig vor dem Feuer ſchnupperte, nach Speiſeabfällen ſuchte, zuweilen auch, gleichſam fragend, zu ſeiner ſtillen, vollkommen regungsloſen Herrin aufſah.

Minuten verrannen, während die beiden Gefährten ihrer eigenthümlichen, von Scheu getragenen Beklemmung keinen Ausdruck zu verleihen vermochten. Dann kehrte die ſchlanke Geſtalt ſich um, und langſam, wie ſie gekommen war, ſchritt ſie in entgegengeſetzter Richtung davon.

(Fortſetzung folgt.)

In Versuchung.

Novelle

von

Reinhold Ortmann.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem Sonnabend ist's im Winter. Die Gasflammen in den Straßenlaternen flackern unruhig, als wenn sie verlöschen wollten, und prasselnd peitscht der Sturm die schweren Regentropfen gegen die Mauern der Häuser. Wen die unangenehme Nothwendigkeit hinauszwingt in's Freie, der eilt hastig vorwärts, um ein schützendes Obdach zu erreichen, und mißmuthig schütteln selbst die geduldigen Pferde auf dem Droschkenstande ihre triefenden Mähnen.

Langsam geht ein hagerer Mann über den Platz vor dem Theater, dessen Asphaltpflaster glänzt und schimmert wie die Oberfläche eines See's. Er hat es nicht sehr eilig, wie es scheint, der Mann mit der unscheinbaren, etwas gebeugten Gestalt und dem dürftigen Anzuge. Er kümmert sich auch nicht um Regen und Wind, obwohl er schon längst bis auf die Haut durchnäßt sein muß, und wenn nicht die Kutscher der auf dem Pflaster dahinsausenden Wagen viel aufmerksamer wären als er,

ſo wäre er wahrſcheinlich ſchon längſt unter die Räder gekommen. Die anderen Leute gehen ihm aus dem Wege, denn er murmelt zuweilen abgeriſſene Worte vor ſich hin, und ſie halten ihn darum für betrunken. Aber er iſt ſo nüchtern, wie nur irgend Einer von ihnen, und nicht der Rauſch iſt's, der aus ihm redet, ſondern der Groll, die Bitterkeit, die Verzweiflung.

Vor drei Monaten hat der Mann ſeinen kleinen Buchhalterpoſten verloren, den er ſeit fünfzehn Jahren innegehabt. Aber man hat ihn nicht etwa gehen heißen, weil er ſeine Pflicht verſäumt hätte. O nein, über den Leichtſinn der unüberlegten Jugend iſt er ja längſt hinaus, und Niemand kann ihm etwas Anderes nachſagen, als daß er jederzeit ein fleißiger und gewiſſenhafter Arbeiter geweſen iſt. Seine Prinzipale haben denn auch lange gezögert, ehe ſie ſich zu der traurigen Maßregel entſchloſſen. Aber die Zeiten ſind ſchwer und die Geſchäfte werden immer ſchlechter, ſo daß ſie doch wohl endlich den eigenen Vortheil höher ſtellen mußten, als den ihres treuen Mitarbeiters. Sie haben ihm zwar einige Empfehlungen mit auf den Weg gegeben, aber die haben ihm blutwenig genützt, denn es ſind nicht nur alle Stellen beſetzt, ſondern es warten auch Hunderte, die jünger und rüſtiger ſind, als er, und die viel mehr gelernt haben, mit ſehnſüchtiger Ungeduld auf den erſten offenen Poſten. Woche für Woche hat er mit fieberhafter Haſt die Annoncenſpalten der Zeitungen durchforſcht, iſt er mit immer tiefer ſinkendem Muthe von einem Comptoir zum anderen gewandert, bis er endlich

heute die Gewißheit gewonnen hat, daß keine Ausſicht für ihn vorhanden iſt, in abſehbarer Zeit eine neue Unterkunft zu finden.

Nun iſt's wohl zu begreifen, wenn er's nicht eben eilig hat, nach Hauſe zu kommen. Freilich, die Vorwürfe und den Jammer einer Frau hat er nicht zu fürchten, denn die ſeinige ſchläft ſchon ſeit Jahren weit draußen auf dem Kirchhofe. Nur ſeine beiden Kinder ſind es, die ihn daheim erwarten, und ſie ſind noch viel zu jung, um zu begreifen, was für eine Trauerkunde es iſt, die er ihnen mitbringt, ihr Verſtändniß wird erſt beginnen, wenn ſie eines Tages vergeblich um das Stück Brod bitten, das ihren Hunger ſtillen ſoll.

Aber wie bald wird er da ſein, dieſer fürchterliche Tag! Faſt könnte er ihn ſchon jetzt vorherbeſtimmen, denn die kleine Summe, welche er als Reſt ſeiner geringen Erſparniſſe noch beſitzt, reicht nicht mehr weit.

In dumpfer Verzweiflung irrt er nun ſchon ſeit Stunden, trotz des ſchlechten Wetters, in den Straßen umher. Er weiß kaum noch, wo er ſich eigentlich befindet, und es iſt ihm auch gleichgiltig; ſeine Augen haften mit ſtarrem Ausdruck auf dem regennaſſen Pflaſter.

Da ſieht er an einem Straßenübergange am Rande einer kleinen Waſſerpfütze einen länglich viereckigen, dunklen Gegenſtand, und mechaniſch bückt er ſich nieder, ihn aufzuheben. Es iſt das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er etwas findet, und er iſt feſt überzeugt, daß irgend Jemand das Ledertäſchchen als unbrauchbar bei Seite geworfen hat. Stände er nicht gerade im Lichtkreis der

Straßenlaterne, er würde es vielleicht nicht einmal geöffnet haben, und auch jetzt ist es nur ein gleichgiltiger, theilnahmloser Blick, den er hineinwirft.

Da aber schüttelt es ihn wie Fieberfrost, und seine Zähne schlagen hörbar aufeinander. Die kleine Tasche ist vollgestopft mit Banknoten; achtlos und nachlässig sind sie zusammengefaltet und den hervorstehenden Zipfel der einen erkennt er sofort als den Zipfel eines Hundertmarkscheins. Während ihm eben noch die Kniee vor Kälte schlotterten, strömt es ihm nun siedend hieß über den ganzen Körper, mit einem funkelnden Blick schaut er umher, ob er auch von Niemandem beobachtet werde, dann verschwindet der Fund in der Brusttasche seines Rockes. Wie ein Verfolgter eilt er vorwärts, nur von dem Wunsche erfüllt, sich so schnell als möglich aus dieser Gegend zu entfernen. Niemand soll ihn hier gesehen haben! Erst als er wieder zwischen den himmelhohen Miethskasernen jenes Viertels dahinschreitet, in welchem er heimisch ist, verlangsamt sich sein Schritt wieder.

Nun hat alle Noth und Sorge ein Ende, nun ist er ein wohlhabender Mann; denn daß er das Täschchen behalten wird, erscheint ihm als die selbstverständlichste Sache der Welt. Wenn er nur schon wüßte, wie viel es enthält! Daß es eine große Summe sein müsse, hat er auf den ersten Blick erkannt; aber eine eingehende Untersuchung darf er auf offener Straße natürlich nicht wagen. Er hat die rechte Hand in die Brusttasche geschoben und hält das kostbare Fundstück umklammert, als wären hundert Fäuste ausgestreckt, es ihm zu entreißen.

Digitized by Google

In ſeinem Kopfe wirbelt und braust es, und in ſeinen Schläfen hämmert das Blut, als wenn er nun wirklich betrunken wäre. Unzweifelhaft iſt es ein Taumel der Freude, der ihn befallen hat, aber dieſe Freude iſt nicht frei von einer gewiſſen Beklemmung, von einer Unruhe, die ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt von Neuem zu raſcherem und immer raſcherem Laufe antreibt, obwohl er hier doch wahrhaftig nicht das Geringſte zu befürchten hat. Er, der ſonſt ſo ruhig und nüchtern iſt, ſo ernſthaft und bedächtig in Worten und Handlungen, er befindet ſich jetzt in einer Aufregung, die ihm trotz des eiſigen Sturmwinds den Schweiß auf die Stirne treibt. Eines klaren Gedankens iſt er nicht fähig; in ſeinen Ohren aber klingt es nur immer wie ein mahnender Zuruf: „Vorſicht! Vorſicht, daß Dein Reichthum keinen Verdacht errege!“

So kommt er endlich athemlos und mit dunkelrothem Geſicht in ſeiner Wohnung an. Eine dampfende Schüſſel voll Kartoffeln ſteht auf dem Tiſch. Sein älteſtes, zwölfjähriges Töchterchen hat ſie gekocht und hat ein wenig Fleiſch und Salz fein ordentlich daneben geſetzt, denn das Abendeſſen muß dem Vater zugleich die Mittagsmahlzeit erſetzen, für die er ſich in dieſen Tagen verzweifelten Suchens keine Muße gegönnt hat. Der kleine krausköpfige, ſechsjährige Bube ſitzt mit begehrlich glänzenden Augen vor all' den Herrlichkeiten und harrt mit Sehnſucht des Augenblicks, da der Vater auch ihm ſeinen Antheil davon zukommen laſſen werde. Aber der denkt heute nicht an Eſſen und Trinken. Er ſchleudert ſeinen

vom Regen ganz verdorbenen Hut in einen Winkel, und als das kleine Mädchen herzuſpringt, ihn aufzuheben, ruft er ihr zu: „Laß liegen, Marie, ich ſetze ihn doch nicht mehr auf!“

Dann befiehlt er den Kindern, ſich an den Tiſch zu ſetzen und mit der Mahlzeit zu beginnen, während er in die entfernteſte Ecke des Zimmers geht, und ihnen den Rücken zukehrt, um nun endlich ſeinen Schatz zu zählen. Langſam nur und gleichſam widerwillig gleiten die bunten Kaſſenſcheine durch die zitternden Finger. Es ſind Papiere von hohem Werthe darunter. Er greift ſich an die Stirn, denn es liegt ihm mit einem Mal bleiſchwer im Kopfe und es flimmert ihm vor den Augen. Er bringt die einfachen Zahlen nicht mehr zuſammen; aber er weiß doch, daß es ein ganzes Vermögen iſt, welches er da in den Händen hält: fünftauſend Mark oder darüber. Es iſt für ſeine Verhältniſſe eine ungeheure Summe, und er erbebt bei dem Gedanken, daß ſie ihm wieder entriſſen werden könnte. Gierig rafft er die Scheine zuſammen.

„Vater, was machſt Du denn da?“ fragt das kleine Mädchen, welches näher gekommen iſt und ihm nach Kinderart über die Schulter geblickt hat. Aber er fährt empor, wie in jähem Erſchrecken und ſtößt die Kleine mit einer zornigen Bewegung zurück.

„Was haſt Du zu gaffen, dummes Ding!“ fährt er ſie an, „daß Du Dich nicht unterſteht, irgend Einem etwas davon zu erzählen!“

Und mit einer drohenden Geberde gegen das eingeſchüchterte Kind geht er zum Tiſche, um ſeinen Theil an

der einfachen Mahlzeit zu verzehren. Aber der erſte Biſſen ſchon bleibt ihm im Halſe ſtecken. Es iſt, als ob ihm eine Fauſt an der Kehle ſäße, und er ſpürt eine unangenehme, drückende Empfindung in der Bruſt. Eng aneinander geſchmiegt, gleich erſchreckten Vögelchen ſitzen ihm die beiden Kinder gegenüber, und vor ihrem fragenden, erſtaunten Blick muß er unwillkürlich die Augen niederſchlagen. Die Pein dieſer Situation wird ihm unerträglich. Er wirft das Meſſer auf den Tiſch und befiehlt ihnen, zu Bett zu gehen. Eine Viertelſtunde noch bleibt er in ſtummem Hinbrüten regungslos ſitzen, dann löſcht er das Licht aus und geht mit ſchwerem Schritt ebenfalls in die Kammer, um ſich auf ſein Lager zu werfen.

Aber der Schlaf, den er erſehnt, läßt ſich vergebens erwarten. Es iſt die erſte unredliche Handlungsweiſe ſeines ganzen Lebens, die er da begeht, und ſie iſt viel ſchwerer, als er ſich's hat träumen laſſen. Er wird den Kopf nicht mehr frei und hoch tragen können, wie bisher, denn mit dem heutigen Tage hat er aufgehört, ein rechtſchaffener Mann zu ſein. Und er war doch ſo ſtolz geweſen im Bewußtſein dieſer Rechtſchaffenheit, ſo ſtolz, daß er einmal ohne Zaudern ein Geſchenk zurückgewieſen hat, welches noch größer geweſen war, als die Summe, die er jetzt in zerknitterten Kaſſenſcheinen auf dem Herzen trägt. Damals hatte er dem Spender jener Summe ſogar in einem ſehr ſtolzen Briefe geſchrieben, daß er lieber hungern wollte, ehe er ein Almoſen annähme, und das Wort Almoſen hatte er mit einem dicken ſchwarzen Tintenſtrich noch ganz beſonders hervorgehoben. Dieſer

Brief fällt ihm jetzt ein, und auch, was für eine Bewandtniß es damit gehabt.

Da hatte über ihm in einer armseligen Dachstube — es sind nun fünfzehn Jahre seitdem vergangen — ein Musikant gewohnt, ein krankes, kümmerliches Kerlchen, das Abends in einem schlechten Theater die zweite Geige spielte, und das des Nachts fast ununterbrochen hustete und ächzte. Der Mann hatte ihm und seiner jungen Frau immer das innigste Mitleid eingeflößt, wenn sie ihn mühselig die fünf endlosen steilen Treppen emporklimmen sahen, und noch mehr hatten sie den hübschen zehnjährigen Knaben bedauert, der da oben unter'm Dache mit seinem kranken Vater Hunger und Kälte theilen mußte. Sie hatten immer ein freundliches Wort für das scheue Kind gehabt, und als es einmal mitten in der Nacht an ihre Thüre gekommen war, voll herzzerreißender Verzweiflung, weil der Vater so sonderbar sei und gar nicht mit ihm reden wolle, da hatten sich die jungen Eheleute kaum Zeit gelassen, die nothwendigsten Kleidungsstücke überzuwerfen, um in die Dachwohnung hinaufzueilen, wo der kranke Musikant eben im Begriff war, diesem irdischen Jammerthal für immer Lebewohl zu sagen. Er hatte gerade noch Athem genug gehabt, ihnen seinen armen Bruno an's Herz zu legen, dann war's mit seiner Künstlerlaufbahn, die gewiß besser begonnen hatte, als sie geendet, auf ewig aus gewesen.

Obwohl der Buchhalter selber nicht viel mehr als das Nothwendigste besaß, hatte er den armen blassen Jungen doch unbedenklich zu sich genommen, und seine Frau hatte

ihm freudig beigestimmt. Daß sie den armen Knaben kleideten und nährten, war noch nicht das größte, was sie an ihm thaten,, daß sie ihn in eine gute Schule schickten, nun, das hätte trotz des theuren Schulgeldes mancher Andere vielleicht auch gethan. Aber an alledem hatten sie noch nicht genug. Weil Bruno eine leidenschaftliche Neigung für die Musik an den Tag gelegt, und weil einer seiner Lehrer dem Pflegevater gesagt hatte, der Knabe habe eine ungewöhnliche Begabung für diese Kunst, war ihm darin eine Ausbildung und Unterweisung zu Theil geworden, die dem armen Buchhalter schwere Ofer auferlegt hatte.

Die wackeren Leute hatten ihre Freude daran gehabt, wie der fremde Knabe körperlich aufblühte, und wenn er ihnen dann auf seiner Geige etwas vorspielte, so schön und rührend, daß ihnen die hellen Thränen in die Augen kamen, dann meinten sie in ihres Herzens Einfalt, für Alles, was sie gethan, hinreichend belohnt zu sein. Bis zu seinem zwanzigsten Jahr war Bruno bei ihnen geblieben, ohne an dem schlichten und bescheidenen Leben, das seine Pflege-Eltern führten, Anstoß zu nehmen. Er verdiente damals mit Stundengeben bereits ein hübsches Stück Geld, aber es wäre ihm trotzdem sehr sauer geworden, seine Wohnung und Beköstigung davon zu bezahlen, denn es floß gar leichtes Blut in seinen Adern, er hatte lustige Kameraden kennen gelernt, und die Thaler schmolzen in seiner Tasche so rasch zusammen, daß er selber darüber erstaunte. Oft genug war er zu jener Zeit in einer Anwandlung dankbarer Rührung dem Pflegevater um den

Hals gefallen und hatte in beredten Worten ausgemalt, was für ein prächtiges, sorgenloses Leben sie mit einander führen wollten, wenn er erst einmal ein berühmter Künstler mit großen Einkünften geworden sei.

Aber er hatte sich trotzdem wenig Mühe gegeben, dies glänzende Ziel zu erreichen, und keinerlei Anstalten gemacht, sich in der Welt zu versuchen. Nicht etwa, weil es ihm an Vertrauen zu seinen Fähigkeiten gefehlt hätte, sondern weil er an das schlichte Haus in der Vorstadt, in welchem er mit seinen Pflege-Eltern wohnte, mit Banden gefesselt war, die ihn nicht einmal für ein paar Monate loslassen wollten. Da blühte nämlich in aller Stille eine gar holdselige Mädchenblume, ein süßes, siebenzehnjähriges Kind, eines kleinen Beamten Tochter, aber darum nicht minder reich an Vorzügen des Körpers wie des Herzens. Die hatte es dem jungen Künstler angethan mit ihren sanften, schimmernden Augen, die so grundlos waren, wie ein geheimnißvoller Waldsee, und doch so klar und licht, wie wolkenloser Frühlingshimmel. Er liebte sie mit der ganzen weltenstürmenden Leidenschaft seines noch unverdorbenen zwanzigjährigen Herzens, und die liebliche Marie hatte dem schönen, feurigen Jüngling ihre keusche Kinderseele ganz und gar zu eigen gegeben. Die Alten hatten wohl bald bemerkt, wie es mit den Beiden stand, aber sie hatten sie lächelnd gewähren lassen, einmal um ihrer großen Jugend willen, und dann, weil sie gegen eine spätere Vereinigung der Liebenden gewiß nichts einzuwenden gehabt hätten.

Da war ein großes, bedeutsames Ereigniß eingetreten,

ein Ereigniß, das zum entſcheidenden Wendepunkt wurde in Bruno's Leben. Er hatte zum erſten Male vor einem großen Publikum öffentlich geſpielt, und er hatte damit einen Erfolg erzielt, der ſelbſt ſeine kühnſten Hoffnungen und Träume übertraf. Ueber Nacht war er zu einer Berühmtheit geworden; ſüße, ſinnbethörende Schmeichelreden begannen ſein Gemüth zu vergiften, und verführeriſche Lockungen, die ihm eine unbekannte Welt der Freuden und des Glanzes zeigten, ſchwellten ſeine Bruſt. Eine ganze Woche noch hatte er's bei ſeinen armen Pflege-Eltern ausgehalten; dann war ihm dieſe Dürftigkeit und Enge unerträglich geworden, denn er hatte ja inzwiſchen einen Blick in die Paläſte der Reichen gethan, und vornehme Leute hatten ihn wie Ihresgleichen behandelt. Mit Begierde hatte er den Vorwand ergriffen, den ihm ein Anerbieten zu einer Konzertreiſe abgegeben, um aus dem armſeligen Hauſe zu entfliehen. Er wollte bald wiederkommen, in wenigen Wochen oder Monaten, das hatte er heilig verſprochen; denn es waren ja nicht nur die Pflichten der Dankbarkeit, die ihn zurückriefen, ſondern auch die ſüßen Bande einer mit tauſend Eiden beſchworenen Liebe.

Blaß und erregt, mit Thränen in den Augen, und doch mit einer nervöſen, ungeduldigen Haſt in ſeinem ganzen Gebahren, war er abgereist, — um nicht zurückzukehren. Fünf Jahre waren ſeitdem verfloſſen, und er hatte inzwiſchen die ganze Welt erfüllt mit ſeinem Ruhme. Er war ein gefeierter Künſtler mit großen Einkünften geworden. Auch in ſeiner Vaterſtadt hatte er ſchon öfter

konzertirt, doch den Weg in die Vorstadt hinaus hatte er nie wieder gefunden.

Ob er allein die Schuld getragen an dieser Entfremdung, wer vermöchte es zu sagen? Anfänglich waren ziemlich regelmäßige Nachrichten von ihm gekommen, und jedesmal, wenn der Postbote an die Thüre des Buchhalters geklopft hatte, war in seiner Ledertasche auch ein Briefchen an Fräulein Marie Martus, die Tochter des kleinen Beamten gewesen. Was in diesen letzteren Briefchen stand, erfuhr Bruno's Pflegevater nun freilich nicht, denn die Empfängerin hütete sie wie ein Heiligthum vor allen fremden Blicken; aber aus den kurzen Billets, welche an ihn selbst gerichtet waren, glaubte er immer deutlicher herauszufühlen, daß es nicht mehr die alte herzliche Liebe und kindliche Dankbarkeit sei, welche aus ihnen sprach. Bruno erstattete Bericht von seinen außerordentlichen Erfolgen, von seinen herrlichen Reisen und von all' den neuen, bis dahin ungeahnten Wundern, welche sich ihm in seiner so gewaltig veränderten glänzenden Umgebung erschlossen. Für die Erinnerung an die Vergangenheit und an die stilleren Freuden, welche er im Hause seines Pflegevaters genossen, schien zwischen alledem nicht mehr viel Platz zu sein, und der Buchhalter Preppnow konnte sich zuweilen, wenn er so ein rasch hingeworfenes Briefchen gelesen hatte, des unangenehmen Eindrucks nicht erwehren, daß Bruno diese Korrespondenz nicht aus wirklichem Herzensantrieb fortsetze, sondern nur um einer Pflicht zu genügen, die er bereits als eine drückende Last zu empfinden schien. Und Preppnow hatte seinen Stolz so gut,

als irgend ein vornehmer Mann. Er wollte ſich ſeinem Pflegeſohn gewiß nicht aufdrängen, und auch ſeine Briefe wurden darum immer kürzer und förmlicher, ja, er ließ wohl auch hier und da eine Mittheilung Bruno's ganz unbeantwortet.

Daß ſeine wachſende Verſtimmung gegen den jungen Geiger eigentlich noch eine andere, tiefer gehende Urſache hatte, wollte er ſich freilich ſelber nicht geſtehen. Und doch waren es vor Allem die immer blaſſer werdenden Wangen Mariens und die Thränenſpuren, die er nur zu häufig auf ihrem lieblichen Antlitz zu bemerken glaubte, die ihn mit Entrüſtung und Groll gegen Bruno erfüllten. Es war unverkennbar, daß es zwiſchen den beiden jungen Leuten nicht mehr beim Alten war. Marie hatte ihre frühere Heiterkeit und Friſche allgemach ganz eingebüßt, und wenn ſie auch gegen ihre Eltern, wie gegen Jedermann, unverändert lieb und freundlich war, ſo konnte es doch Keinem, der ſie ſchärfer beobachtete, entgehen, daß irgend ein tiefer Kummer ihre ſonnige Jugend zu verdüſtern begann. Ein Unglück war es, daß ſie ſich gegen Niemanden darüber ausſprach, nicht einmal gegen ihre Mutter, vor der ſie doch nie ein Geheimniß gehabt hatte. So war denn auch Keiner im Stande, ihr Troſt oder Beiſtand zu gewähren, und mit tiefem Schmerz mußten Diejenigen, welche ſie liebten, zuſehen, wie die blühenden Roſen auf ihrem ſchönen Antlitz welkten und wie die ſchelmiſch blitzenden Augen einen immer trüberen Ausdruck gewannen.

Einmal aber, als er ihr wieder auf der Treppe be-

gegnete, hatte ſich Preppnow doch nicht enthalten können, ſie geradezu zu fragen, was es zwiſchen ihr und Bruno gegeben habe. Verwirrt und tief erröthend ſchlug ſie auf eine ſo unerwartete Anrede die Augen nieder, ohne ſogleich eine Antwort zu finden. Der Buchhalter aber, der in ihrem Schweigen nur eine Beſtätigung für die Richtigkeit ſeiner Vermuthung ſah, fuhr mit einiger Heftigkeit fort: „Du brauchſt Dir gar keine Mühe zu geben, uns zu verbergen, was da geſchehen iſt. Ich habe es ſeinen kleinen, widerwilligen Briefen längſt angemerkt, wie es mit ihm ſteht. Seine Erfolge haben ihm den Kopf verdreht, wenn ſie nicht gar ſein Herz verdorben haben. Er ſchämt ſich vielleicht ſeiner beſcheidenen Herkunft und ſeiner Liebe zu uns armen Leuten. Warum ſollte ich ihm da nicht zutrauen, daß er Dir ſeine Verſprechungen ſchmählich gebrochen hat!“

Nun aber ließ ihn Marie nicht weiter reden. Sie hob mit einer ſtolzen Bewegung das anmuthige Köpfchen zu ihm empor und ſagte mit ihrer klaren, ſanften Stimme: „Sie ſind in einem großen Irrthum, lieber Herr Preppnow! Wenn der Briefwechſel zwiſchen Bruno und mir eingeſtellt worden iſt, ſo liegt die Schuld nicht an ihm. Er hat ſich keiner Treuloſigkeit gegen mich ſchuldig gemacht, und er hat keine Verpflichtung gegen mich zu erfüllen. Wenn hier überhaupt ein Vorwurf zu erheben wäre, ſo könnte er nur mich treffen. Aber ich bitte Sie, keine weiteren Erklärungen von mir zu verlangen, denn ich könnte Ihnen doch nichts mehr ſagen.“

Bei den letzten Worten hatte ihre Stimme merklich

gezittert, als ob sie mit den aufsteigenden Thränen kämpfe, und sie war schnell davon gehuscht, ohne erst eine weitere Aeußerung des Buchhalters abzuwarten.

Der aber war kopfschüttelnd und mit gefurchter Stirne in seine Wohnung zurückgekehrt. Für ihn war die kurze Unterredung mit Marien nur eine unzweideutige Bestätigung seiner Vermuthungen gewesen. Daß es zwischen ihr und Bruno aus sei, mußte ihm nun wohl als ebenso gewiß gelten, wie die Thatsache, daß die traurige Veränderung in ihrem Aeußeren nur auf den Kummer darüber zurückzuführen sei. Wenn sie trotzdem versucht hatte, Bruno zu vertheidigen, und durch ihre Andeutungen gar den Anschein zu erwecken, als ob das Verschulden ganz auf ihrer Seite sei, so erblickte Preppnow darin nur einen rührenden Beweis ihres edlen, großmüthigen Herzens, und Bruno's vermeintliches Verbrechen erschien ihm in einem desto schlimmeren Lichte. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Unterredung und in der ersten heißen Aufwallung seines Zornes hatte er sich dann niedergesetzt, um an seinen Pflegesohn zu schreiben. In ungeschminkten, harten Worten hatte er ihm da seine Meinung gesagt, und — von der Erbitterung hingerissen — hatte er den unfreundlichen Brief mit der Erklärung geschlossen, daß er mit einem so undankbaren und ehrlosen Menschen nichts mehr zu schaffen haben wolle, und daß der berühmte Virtuose nie wieder einen Fuß auf die Schwelle seiner Wohnung setzen dürfe, wenn er sie nicht als der Gatte Mariens überschreiten könne.

Monate lang war dieser feindselige Brief unbeant-

wortet geblieben. Dann hatte der Postbote eines Tages ein vielfach versiegeltes, gewichtiges Couvert in des Buchhalters Wohnung gebracht, auf dem von Bruno's Hand in großen Zügen geschrieben stand: „Inhalt: Zweitausend Thaler." Das kurze Begleitschreiben, welches aus St. Petersburg datirt war, bewegte sich in höflich kühlen Wendungen, und that des letzten Briefes des Buchhalters mit keiner Silbe Erwähnung. Bruno hielt es also nicht einmal für nöthig, sich gegen die schwere Anklage zu vertheidigen, welche da gegen ihn erhoben worden war. Er dankte seinem Pflegevater einfach für die erwiesenen Wohlthaten, und er gab der Hoffnung Ausdruck, daß die beigefügte Summe groß genug sein werde, um das verauslagte Kapital nebst den aufgelaufenen Zinsen zu decken.

Noch an dem nämliche Tage war das Geld desselben Weges zurückgewandert, den es gekommen, und damals hatte der arme Buchhalter jene stolzen Worte geschrieben, die ihm heute in den Sinn kommen, heute, gerade heute!

Und seltsam! — Er hat die feste Ueberzeugung, daß er auch in dieser Stunde noch einmal genau so handeln würde, wenn es Bruno etwa in den Sinn käme, ihn abermals durch ein derartiges Geschenk zu beleidigen.

Aber was für närrische Gedanken und Erinnerungen sind es, mit denen er sich da abgibt! Er hat sich ja nicht auf's Bett geworfen, um zu grübeln, sondern um zu schlafen, und so wühlt er denn das Gesicht in's Kissen und schließt die Augen, als ob er damit den Schlummer erzwingen könnte, der ihm sonst so sanft und mühelos zu kommen pflegte.

2.

Lang nachzitternd iſt der letzte weiche Geigenton verhallt. Noch ſteht der Virtuoſe auf der kleinen Eſtrade, ein hochgewachſener, dunkellockiger Mann von ſeltener Schönheit. Er iſt über die Mitte der Zwanziger kaum hinaus, aber er ſieht älter aus, denn in ſein blaſſes Geſicht haben ſich bereits hier und da jene feinen Linien eingezeichnet, die von angeſtrengter Geiſtesarbeit oder von raſchem Lebensgenuſſe zu erzählen wiſſen. Seine großen ſchwarzen Augen haben jenen verſchleierten Glanz und jenen ſchwermüthig-träumeriſchen Ausdruck, der den Herzen der Frauen ſo gefährlich iſt, und nur zuweilen, während ſeines Spiels, hat es vorhin darin aufgeleuchtet wie ein Funke jenes heißen, verzehrenden Feuers, das all' ſeine berauſchenden Phantaſien auf dem Inſtrument zu durchlodern ſcheint.

Sekunden lang iſt es ganz ſtill geblieben in dem prächtigen Salon, deſſen hohe Spiegelwände das Licht zahlloſer Kerzen ſcheinbar in's Unendliche vermehren. Dann werden die Aeußerungen des Beifalls um ſo wärmer und lebhafter laut. Es iſt keiner von jenen Applausſtürmen, wie ſie bei Bruno Weltinger's öffentlichem Auftreten die Wände der Konzertſäle zu erſchüttern pflegen, aber es iſt eine Anerkennung, die nicht minder ehrenvoll iſt für den Künſtler, ehrenvoll durch den Rang und die geſellſchaftliche Stellung der Perſonen, von denen ſie geſpendet wird. Denn in dem Salon der alten Gräfin Sch. pflegt ſich an ihren muſikaliſchen Abenden die Blüthe der hauptſtädtiſchen Ariſtokratie ein Stelldichein zu geben. Die

Träger der älteſten und erlauchteſten Namen, die Inhaber der höchſten Würden des Staates, ſie ſind hier regelmäßige Gäſte, und wenn es der unermüdlichen Gräfin gelungen iſt, einen der erſten Sterne des Kunſthimmels auf ihrer Soirée leuchten zu laſſen, ſo erweist ihr wohl auch ein Mitglied des regierenden Hauſes die Ehre, ihren Salon zu beſuchen.

Das heutige Erſcheinen Bruno Weltinger's aber iſt ein Ereigniß allererſten Ranges; der verwöhnte Künſtler, deſſen phänomenale Begabung man in ganz Europa bewundert, hat neuerdings plötzlich die Laune gehabt, ſeine Virtuoſenlaufbahn aufzugeben, um ſich ausſchließlich der Kompoſitionsthätigkeit zu widmen. Auch in privaten Cirkeln ſpielt er nur noch ungern, und ſehr hohe Herrſchaften haben ſich's gefallen laſſen müſſen, ihre ſchmeichelhaften Einladungsſchreiben mit höflicher Ablehnung beantwortet zu ſehen. Darum hatte das Gerücht, daß man ihn heute bei der Gräfin hören würde, in der vornehmen Welt, namentlich unter den Damen der Ariſtokratie, ein nicht geringes Aufſehen hervorgerufen. Glänzender als je war die Geſellſchaft, die ſich in den prunkvollen Salons zuſammengefunden hatte, und in der erſten Seſſelreihe, neben der Herrin des Hauſes, ſaß in der Uniform ſeines Ulanenregiments Prinz Waldemar, der jüngere, kunſtfreundliche Bruder des regierenden Herrn. Er hatte nach dem meiſterhaften Vortrage Weltinger's mit großer Wärme das Zeichen zum Beifall gegeben, und als der Künſtler nun mit einer höflichen und doch etwas nachläſſigen Dankesverbeugung die Eſtrade verläßt, da macht Seine Hoheit

einen Schritt auf ihn zu und streckt ihm in huldvollster Freundlichkeit die Hand entgegen.

„Wie sehr haben Sie mich entzückt, mein genialer junger Freund!“ sagt er. „Muß man nicht glauben, daß Ihnen und Ihrer Zaubergeige ein ganzes Heer von himmlischen Geistern zur Verfügung steht?“

Bruno gibt eine bescheiden ablehnende Antwort. Er ist so sehr an Schmeicheleien gewöhnt, daß selbst die überschwängliche Anerkennung aus so erlauchtem Munde keinen besonderen Eindruck auf ihn macht. Seine schönen Augen gleiten suchend umher, und er gibt sich gar keine Mühe, seine Unaufmerksamkeit zu verbergen. Aber der Prinz liebt es nun einmal, Diejenigen, denen er wohl will, in leutseligem Gespräch festzuhalten, und heute besonders ist er in ausnehmend gnädiger Laune. Er überschüttet den Virtuosen mit liebenswürdigen Aeußerungen seiner Bewunderung, und in dem enggeschaarten Kreise, welcher den hohen Herrn und den Künstler umschließt, mag sich Angesichts einer so ungewöhnlichen Auszeichnung wohl manche Empfindung brennenden Neides regen.

Nur Derjenige, welchem die Huldigung gilt, ist bei alledem in sichtlich unbehaglicher Stimmung. Er macht wohl hier und da eine höfliche Verbeugung und murmelt irgend eine Phrase, aber seine spähenden Blicke wandern unausgesetzt umher und seine Gedanken sind offenbar bei ganz anderen Dingen. Auch dem Prinzen muß diese Zerstreutheit endlich auffallen. Etwas verstimmt bricht er die Unterhaltung ab, um sich an eine andere der ihn umgebenden Personen zu wenden.

Bruno aber athmet erleichtert auf und kehrt dem glänzenden Kreiſe unbedenklich den Rücken. Mit raſchem Schritt durcheilt er den Salon, um in eines der matt erleuchteten Nebengemächer einzutreten, hinter deſſen ſammtenem Thürvorhang unmittelbar vorher eine hochgewachſene prächtige Frauengeſtalt verſchwunden iſt.

Sein Erſcheinen iſt keine Ueberraſchung für ſie, und es handelt ſich offenbar um ein verabredetes Zuſammentreffen. Die Dame, welche etwa zweiundzwanzig Jahre alt ſein mag, iſt eine glänzende, ungewöhnliche Schönheit. Ihre hohe Geſtalt wird durch die ebenſo koſtbare als geſchmackvolle Toilette auf das Vortheilhafteſte hervorgehoben, und die herrliche Bildung ihres Antlitzes kommt in der gedämpften Beleuchtung des kleinen Raumes faſt noch mehr zur Geltung, als vorhin in der Lichtfülle des Muſikſaales. Den ſeltſamen, beſtrickenden Glanz der großen dunklen Augen wenigſtens hätte man dort kaum wahrnehmen können, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob nur der mattere Schimmer der rothen Ampel, oder ob der Eintritt des ſchönen Geigers die Veranlaſſung dazu iſt. Wenn es überhaupt etwas Störendes oder Unangenehmes in der imponirenden Erſcheinung dieſer Dame gibt, ſo iſt es die allzu ſinnliche Form der Lippen und ein ſcharf ausgeprägter Ausdruck von Hochmuth, der in manchen Augenblicken raſch vorübergehend um ihren Mund zuckt.

Mit einer ſtürmiſchen Bewegung hat Bruno die Hand der ſeiner Harrenden ergriffen, und in leidenſchaftlicher Aufwallung kommt es über ſeine Lippen: „O meine angebetete Comteſſe! Wie habe ich mich in Sehnſucht ver-

zehrt nach dieſem Wiederſehen, und wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie es mir ermöglicht haben!“

Sie entzieht ihm ihre Hand nicht, aber ſie ſchaut zugleich raſch und aufmerkſam umher, um ſich zu vergewiſſern, daß Niemand in der Nähe ſei, ſie zu belauſchen.

„Ich mußte Sie ſehen, mein Freund,“ ſagt ſie dann leiſe und zärtlich, ihrem ſchönen Geſichte einen ſchwermüthigen Ausdruck gebend, „ich mußte Sie ſprechen, und wäre es auch zum letzten Mal! — Es iſt Alles verloren!“

Er fährt erſchreckt zurück.

„Verloren?“ wiederholte er. „Und warum? Haben Sie Ihrem Vater unſer Geheimniß entdeckt?“

„Nein, Bruno, dazu würde ich niemals den Muth gehabt haben, denn ich weiß gut genug, wie ſeine Antwort ausfallen müßte. Es iſt etwas Anderes, das unſere Liebe gefährdet. Ich habe Dir ein Geſtändniß zu machen, und Du wirſt mich vielleicht verdammen, wenn Du es vernommen haſt. Einmal aber mußte es ja doch auch darüber klar werden zwiſchen uns!“

Es iſt das erſte Mal, daß ſie ſich des vertraulichen Du gegen ihn bedient, und das winzige Wörtchen klingt aus dieſem ſüßen Munde wie himmliſche Muſik an ſein Ohr. Die beſtrickende Aeußerung ihrer Zärtlichkeit läßt ihn kaum auf den Sinn ihrer Rede achten.

„Ich ſollte Dich verdammen, Leonie? Welch' ein thörichter Gedanke! Aber laß mich hören, was uns droht! Dieſe Ungewißheit foltert mich!“

Sie bringt ihr Geſicht dem ſeinigen ganz nahe, und

während sich die schönen Augen mit ihrem unwiderstehlich verführerischen Glanze tief in die seinigen senken, flüstert sie: „Du mußt mir zuvor noch einmal sagen, daß Du mich liebst, daß Deine ganze Seele nur mir allein zu eigen ist!“

„Kannst Du daran zweifeln, Leonie?“

„Nein, ich glaube es! Aber es macht mir Freude, es wieder und wieder zu hören. Und dann — es könnte mir vielleicht einfallen, Dich auf die Probe zu stellen.“

„Verlange von mir, was Du willst! Und wenn Du mein Leben forderteſt, ſo lange ich nur in Deine Augen sehen kann, wäre ich mit Freuden bereit, es Dir zum Opfer zu bringen.“

„Wohl, mein Geliebter! So höre denn: ich bin nicht mehr frei! Ich war bereits an einen anderen Mann gebunden, als ich Dir das Geständniß machte, wie heiß ich Dich liebte!“

Was auch immer ihn ihre einleitenden Worte vermuthen lassen mochten, auf eine solche Enthüllung ist er doch gewiß nicht gefaßt gewesen, und im ersten Augenblick vermag er sie nicht einmal ganz zu begreifen.

„Wie soll ich mir das erklären, Leonie?“ fragt er betroffen. „Du hätteſt also nur ein Spiel mit mir getrieben?“

„Nicht doch, mein Freund! Mich trifft kein anderer Vorwurf, als der, daß ich Dich zu sehr liebte, um sogleich durch ein rückhaltloſes Geſtändniß all' mein Glück wieder auf's Spiel zu setzen. Auch hoffte ich damals noch, daß es mir gelingen würde, in irgend einer

unauffälligen Weise die Fesseln abzustreifen, die ich mir in einer Stunde unbegreiflicher Verirrung hatte anlegen lassen. Der Rittmeister Graf Frankenstein, einer meiner näheren Verwandten, ist es, dessen Werbung ich angenommen habe, wenige Wochen bevor ich Dich zuerst sah."

Bruno ist sehr blaß geworden und ein unruhiges Feuer brennt in seinen Augen.

„Ich kenne ihn sehr wohl, den Herrn Grafen! Er ist ein schöner Mann, und ich muß es mir ja am Ende als eine Ehre anrechnen, daß ich trotzdem für eine kurze Zeit das Wohlgefallen der gnädigen Comtesse erregen konnte!"

„Weshalb dieser Ton, Bruno? Ich habe ihn nicht verdient, und er thut mir weh. Zwischen Frankenstein und mir bestand seit vielen Jahren eine herzliche Jugendfreundschaft, und eine dereinstige Heirath zwischen uns ist der Lieblingswunsch unserer Eltern! Ist es da nicht verzeihlich, wenn ich vor einem Jahre, als er mich bei einem Spazierritt durch seinen ritterlichen Muth und seine Kraft vor schwerem Unglück bewahrte, unter dem ersten Eindruck dankbarer Bewunderung auf seine stürmische Werbung ihm Hoffnung auf mein Jawort gab, ohne daß es eigentlich Liebe gewesen wäre, die ich für ihn empfand. Hätte nicht bald nachher ein Zufall Dich in meinen Weg geführt, so würde ich jedenfalls seine Gattin geworden sein, ohne eine besondere Seligkeit darüber zu empfinden, aber auch ohne mich unglücklich zu fühlen. Eine echte, heiße, unwiderstehliche Leidenschaft hatte ich eben damals

noch nicht kennen gelernt. Als sie mich endlich ergriff, da wäre es ein vergebliches Bemühen gewesen, ihr widerstehen zu wollen. Ich gab mich dem beseligenden Zauber des Augenblicks hin, ohne an die Zukunft zu denken und an die lästigen Verpflichtungen, welche mich fesselten. Wenn ich dafür Zorn und Verachtung verdient habe, so bin ich doch nicht darauf gefaßt gewesen, sie gerade aus Deinem Munde zu vernehmen."

„Vergib mir, Leonie," fleht er, ohne daß jedoch die finsteren Falten von seiner Stirne verschwunden wären. „Aber Deine Neuigkeit war in der That zu überraschend für mich. Was soll nun aus uns — aus unserer Liebe werden?"

„Weiß ich's doch selbst nicht, mein Freund! Meine Beziehungen zu Frankenstein sind bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Nur unsere Eltern wußten davon, und unter allerlei Vorwänden wußte ich die öffentliche Verlobung hinauszuzögern. Nun aber bin ich am Ende meiner Macht angekommen. Uebermorgen — an meinem Geburtstage — soll die Verbindung veröffentlicht werden. Der Rittmeister hat darauf bestanden, und mein Vater hat mir mit aller Bestimmtheit erklärt, daß es auch sein Wille sei. Da gibt es ebenso wenig eine Möglichkeit des Widerspruchs, als es eine Möglichkeit des Zurücktretens gäbe, wenn jener verhängnißvolle Schritt erst einmal geschehen ist. Die Schwierigkeit, mich mit Dir über all' diese traurigen Dinge aussprechen zu können, brachte mich fast zur Verzweiflung. Da fiel mir endlich dieser Ausweg ein, der uns nun doch zusammengeführt hat. Die

Digitized by Google

Gräfin Sch. zu beſtimmen, Dich zu ihrer heutigen Soirée einzuladen, war leicht, und ich bat Dich, mein Geliebter, dieſe Einladung unter allen Umſtänden anzunehmen, weil Du mich finden würdeſt. Sieh', nun weißt Du Alles. Aber unſere Zeit iſt kurz bemeſſen, denn ich bin leider nicht allein hier. Mein Vater und Graf Frankenſtein haben mich begleitet, und bei der Neigung des Letzteren zur Eiferſucht iſt wohl anzunehmen, daß er bereits im Begriff iſt, mich zu ſuchen."

„Und es würde Sie kompromittiren, Comteſſe, wenn er mich in Ihrer Geſellſchaft fände. So laſſen Sie mich denn unverweilt Abſchied nehmen! Ich will wahrlich nicht die Schuld daran tragen, daß ein Unglück über Sie kommt!"

Kühl und förmlich hat er die letzten Worte ausgeſprochen, mit einer höflichen Verbeugung und mit einer raſchen Bewegung gegen den Ausgang des Kabinets. Aber noch ehe er den bedeutſamen Schritt gethan hat, der ſie für immer trennen ſoll, legt Comteſſe Leonie ihre feine weiße Hand mit feſtem Druck auf ſeinen Arm, und haſtig, abgeriſſen, wie in leidenſchaftlich wilder Erregung, kommen die Worte aus ihrer ſtürmiſch wogenden Bruſt.

„Und das iſt Alles, was Du mir zu antworten haſt? Mit dieſem herzlos kalten Abſchied willſt Du von mir gehen, um mich niemals wieder zu ſehen? O, ſo ſind alle Deine Verſicherungen ſchmähliche Lügen geweſen, ſo haſt Du niemals eine wahrhaftige Liebe für mich empfunden!"

Digitized by Google

Ihre Heftigkeit erschreckt ihn, denn sie können in jedem Augenblick überrascht werden, und dann muß sich die Comtesse schon durch ihr erregtes Aussehen verrathen.

„Was um's Himmels willen könnte ich denn Anderes thun, Leonie?“ ruft er aus. „Ist mir nicht meine Handlungsweise durch die Gesetze der Ehre klar und unzweideutig vorgeschrieben? Graf Frankenstein hat die älteren und besseren Rechte an Dich. Es wäre ein feiger und erbärmlicher Verrath, wenn ich ihn jetzt, wo ich von Allem unterrichtet bin, hinter seinem Rücken um dieselben betrügen wollte!“

„Wie edel das klingt! Und doch wie lieblos und feig! Scheint Dir denn mein Besitz nicht einmal des Versuches werth, ihn dem Anderen abzuringen?“

„Zeige mir den Weg, den ich gehen kann, ohne mich vor mir selber zu demüthigen, und unbedenklich werde ich ihn einschlagen!“

„Wenn Du mich liebtest, würdest Du ihn selbst zu finden wissen!“

„Wohl! Ich werde zu dem Rittmeister gehen, ihm eine volle Aufklärung geben und den Versuch machen, ihn zu einem freiwilligen Rücktritt zu bewegen!“

„Welch' ein Gedanke, Unbesonnener! Ein solcher Schritt würde Dich und mich verderben. Mein Vetter Erich liebt mich mit rücksichtsloser Leidenschaft, und er ist von so heftigem, aufbrausendem Charakter, daß er Dich unbedenklich vor seine Pistole fordern würde!“

„Hältst Du mich für so muthlos, Leonie, daß diese Aussicht mich erschrecken könnte?“

„Nein, mein Geliebter! Aber was wäre ſelbſt im glücklichſten Fall damit zu gewinnen? Wie auch immer ein ſolches Duell ausfallen möge, es würde jede Hoffnung auf unſere Vereinigung für ewig zerſtören und mich einer troſtloſen Zukunft überliefern. Ich habe ein Recht, von Dir zu fordern, daß Du dieſen Gedanken ein= für allemal aufgibſt!“

„So bleibt uns nichts als die Trennung, Comteſſe! Ich ſehe keinen Weg, den ich mit Ehren betreten könnte!“

Da wirft ſie ſich, ihre Umgebung und die Gefahr einer Entdeckung völlig vergeſſend, an ſeinen Hals. Er fühlt ihren heißen Athem an ſeiner Wange, und mit den ſüßen, ſinnbethörenden Lauten einer glühenden, unbändigen Leidenſchaft klingt es ihm in's Ohr: „Haſt Du mir nicht geſagt, daß Du ſelbſt Dein Leben für mich opfern würdeſt, wenn ich es von Dir verlangte? Kannſt Du Deine Worte noch in der nämlichen Stunde Lügen ſtrafen? Es gibt keinen Weg zu unſerem Glück, ſagſt Du. Aber ich wüßte wohl einen, wenn Du nur Muth und Kraft genug hätteſt, mich zu führen. Sieh', mein Geliebter, ich fühle mich ſtark, Dir jedes Opfer zu bringen, um Deinetwillen auf Alles zu verzichten, was mir bis jetzt das Leben verſchönte. Aber ich bin nicht fähig, einen langwierigen, aufreibenden Kampf zu führen oder Jahre lang in Sehnſucht zu ſeufzen und zu ſchmachten, bis irgend ein glücklicher Zufall uns zuſammenführt. Meine Tapferkeit iſt von einer anderen Art. Ein einziger kühner Schritt, der nicht mehr zurück= gethan werden kann, eine raſche, energiſche Handlung, die dieſem unleidlichen Zuſtand für immer ein Ende macht,

das ist es, wozu ich bereit bin und was ich von Dir erwartete. Willst Du Dich von einem schwachen Weibe beschämen lassen — Du, der Du unabhängig bist und frei?“

Die weiche Sirenenstimme und die Schönheit der holdseligen Versucherin könnten wohl auch einen stärkeren Charakter in Verwirrung bringen, als es derjenige Bruno's ist. Das Blut strömt ihm heiß zum Herzen und er kann sich nicht enthalten, die verführerische Gestalt, die ihm noch niemals so berauschend nahe gewesen ist, mit ungestümer Heftigkeit in seine Arme zu schließen.

„Fordere von mir, was Du willst, Geliebte!“ flüstert er. „Alles will ich thun, wenn ich nur Dich nicht verlieren muß!“

Leonie hat erreicht, was sie erstrebte, und wieder erscheint für einen kurzen Moment jener herrschsüchtige, triumphirende Zug auf ihrem Gesicht. Sie bringt ihre Lippen seinem Ohr so nahe, daß die Worte nur wie ein Hauch aus ihrem Munde zu kommen brauchen, um ihm verständlich zu werden.

„Ich werde morgen Abend um sieben Uhr unter irgend einem Vorwande mein Elternhaus verlassen. Geldmittel stehen mir reichlich genug zur Verfügung, und meine Schmucksachen sind allein ein kleines Vermögen werth. Da, wo die Platanenallee in den Königsplatz einmündet, magst Du mich mit einem Wagen erwarten. Fühlst Du Dich stark genug, mich zu schützen, so will ich Dir folgen, wohin Du mich führst, und wäre es auch bis an das Ende der Welt!“

Das Herz ſchlägt ihm zum Zerſpringen. Auf ein ſolches Verlangen, auf die Enthüllung eines ſo tollkühnen Planes iſt er nicht gefaßt geweſen, und mitten in dem Wonnerauſch dieſes Augenblicks ruft ihm eine mahnende Stimme zu, ſich den Armen der Verſucherin zu entwinden.

Aber es iſt zu ſpät für einen ſolchen Entſchluß. Willenlos iſt er in den Zauberkreis des ſchönen Weibes gebannt, er fühlt nichts Anderes mehr, als die Berührung ihrer herrlichen Geſtalt, er ſieht nichts als den berückenden Glanz ihrer dunklen, leuchtenden Augen. Als ſie ihre Frage noch einmal mit noch ſüßeren, eindringlicheren Lauten wiederholte, da weiß er nichts mehr von irgend einer Bedenklichkeit, und mit einem feurigen „Ja" gibt er ſeine Zuſtimmung zu dieſem ſeltſamen, abenteuerlichen Entführungsplane. —

Der Kreis, welcher ſich im Muſikſaale um den Prinzen geſammelt hatte, ſcheint ſich aufgelöst zu haben, denn das Geräuſch plaudernder Stimmen tönt in das kleine Nebengemach hinein, die Liebenden zu Eile und Vorſicht mahnend.

Leonie läßt ihre Arme von den Schultern Bruno's gleiten und tritt einen Schritt zurück.

„So habe ich denn Dein Wort! Und was auch immer ſich ereignen möge, Du wirſt es halten, Bruno!"

„Bei meinem Leben, Leonie!"

Haſtig eilt ſie dem zweiten Ausgange des Kabinets zu. „Auf morgen denn, mein Geliebter!"

Damit iſt ſie verſchwunden.

Es ist die höchste Zeit dazu gewesen, denn noch ist ein Schimmer ihres lichten Gewandes zu sehen, als die Portière vom Salon her mit einer energischen Bewegung zurückgeschlagen wird. Die stattliche Figur eines jungen Reiteroffiziers steht auf der Schwelle. Sein scharfes Auge überfliegt suchend das kleine Gemach, und eine Falte erscheint auf seiner Stirn, als er des Virtuosen ansichtig wird, der in scheinbar unbefangener, nachlässiger Haltung in einem Buche blättert. Langsam, mit gut gespielter Gleichgiltigkeit sieht Bruno auf. Die Blicke der beiden Männer begegnen sich, und aus dem des Rittmeisters blitzt es wie eine finstere Drohung.

„Sie sind, wie es scheint, ein Freund der Einsamkeit, Herr Weltinger. Ich würde mir nicht die Freiheit genommen haben, Sie zu stören, wenn ich nicht zu sehen geglaubt hätte, daß die Comtesse Falkenried vorhin hier eingetreten sei. Es ist selbstverständlich, daß ich mich da in einem Irrthum befunden haben muß!“

Er gibt sich gar keine Mühe, die Geringschätzung zu mildern, die in seinen letzten Worten liegt. Die Möglichkeit, daß die junge Aristokratin, die er überdies als seine verlobte Braut ansehen darf, verstohlene Zwiesprache mit dem bürgerlichen Geiger gehalten haben könnte, darf seiner Ueberzeugung nach keinen Augenblick ernsthaft in Erwägung gezogen werden, und es erscheint ihm gewissermaßen als eine Pflicht, dies den Anderen mit voller Deutlichkeit fühlen zu lassen.

Bruno ist gekränkt und beleidigt. Der offen zur Schau getragene Hochmuth des Grafen, in welchem er

ja in dieſem Augenblick zum erſten Mal ſeinen Nebenbuhler ſieht, bringt ſein von der ſtürmiſchen Unterredung der letzten Viertelſtunde noch heiß erregtes Blut auf's Neue in heftige Wallung. Wenn irgend etwas darnach angethan iſt, ihn in noch höherem Maße für Leonie's Plan zu gewinnen, ſo iſt es dies verletzende Benehmen des Mannes, der ſich ſo ſicher in ihrem Beſitze wähnt. Wahrhaftig, der Rittmeiſter ſoll ihm dieſe Kränkung theuer bezahlen! Er wird ihm den Beweis liefern, daß er ein Rival ſein kann, den man zu fürchten hat. Im Vorgefühl dieſes ſicheren Triumphes unterdrückt Bruno die beißende Entgegnung, welche ihm bereits auf den Lippen ſchwebt. Er begnügt ſich mit einer kleinen Verbeugung und mit einem vieldeutigen Lächeln voll höflicher Ironie. Ohne ein Wort der Erwiederung geht er an dem Grafen vorbei in den Salon zurück, wo man ihn, den mit Verwunderung ſo lange vermißten Helden des Abends, ſehr bald von allen Seiten in Anſpruch nimmt.

Weltinger gilt ſonſt für einen bezaubernd liebenswürdigen Geſellſchafter, und auch heute gibt er ſich Mühe, dieſem Ruf Ehre zu machen. Aber es gelingt ihm doch nicht ganz, ſeine Aufregung und ſeine nervöſe Unruhe zu verbergen. Namentlich während einer kurzen Unterhaltung, in welche ihn der alte Graf Falkenried, Leonie's Vater, ein hoher Militär mit einem ſtolzen, harten Geſicht, verwickelt hat, tritt dieſe Unruhe und Reizbarkeit ſo ſtark zu Tage, daß Bruno ſich vor dem erſtaunten Blick des Grafen gezwungen ſieht, ein körperliches Unwohlſein vorzuſchützen und ſich in einem günſtigen Augenblick zurückzuziehen.

Der Diener, welcher ihm im Vorgemach den Pelz um die Schultern legt, erkundigt sich, ob er den Wagen des gnädigen Herrn vorfahren lassen solle, aber Bruno antwortet verneinend, denn er hat die Equipage seines Hotels erst auf eine viel spätere Stunde bestellt. Er will den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen, aber als er aus den warmen, hellen Räumen in die Dunkelheit der Nacht hinaustritt, schleicht ein unbehagliches Fröfteln durch seine Glieder. Der Regen fällt in Strömen und ein häßlicher, kalter Wind bläst ihm in's Gesicht. Darum ruft er den Kutscher einer leer vorüberrasselnden Droschke an. Hastig will er einsteigen, da strauchelt sein Fuß auf dem Trittbrett, fast wäre er gefallen und nur mit Mühe kann er sich aufrecht halten. Aergerlich wirft er sich in die Ecke und kehrt in dem klappernden Gefährt in sein Hotel zurück.

Als er seine Börse zieht, um den Mann zu bezahlen, macht er die Entdeckung, daß sie leer ist, und er greift in die Brusttasche seines Fracks, um das Ledertäschchen, in dem er Papiergeld mitzuführen pflegt, heraus zu nehmen. Mit Erschrecken macht er die Wahrnehmung, daß das Täschchen fehlt. Und doch erinnert er sich so bestimmt, das Geld dorthin gesteckt zu haben, daß er unmöglich an einen Irrthum glauben kann. Sein Suchen in allen anderen Taschen bleibt denn auch erfolglos, und er muß endlich den schlaftrunkenen Hausdiener beauftragen, den Kutscher zu befriedigen. Es ist kein Zweifel, daß ihm die Geldtasche mit ihrem werthvollen Inhalt entweder verloren gegangen oder gestohlen worden ist.

Der Verlust verstimmt ihn wohl für einen Augenblick, aber er geht ihm nicht weiter zu Herzen. Er ist daran gewöhnt, große Summen so mühelos zu erwerben, und sie ebenso unbedenklich für die Befriedigung irgend einer vorübergehenden Laune wieder zu verausgaben, daß er einen solchen Unfall sehr wohl ohne Bekümmerniß verschmerzen kann. Als er auf seinem Zimmer angekommen ist, wirft er rasch einige Zeilen hin, welche die Polizei von seinem Verlust in Kenntniß setzen sollen, und damit ist die Angelegenheit für ihn so gut wie abgethan.

Hat er doch auch gerade jetzt an ganz andere Dinge zu denken, als an die wahrscheinliche Einbuße einer leicht zu ersetzenden Geldsumme. Ist er doch im Begriff, eine Handlung zu begehen, deren Folgen sich vor der Hand jeglicher Berechnung entziehen, und die unter allen Umständen von einschneidender Bedeutung für seine ganze Zukunft werden muß.

Wie er nun bei dem dürftigen Flackerlicht zweier Kerzen ruhelos in dem ungastlichen Hotelzimmer auf und nieder schreitet, verbessert sich seine erregte und nervöse Stimmung keineswegs. Er sieht eine Fluth von Zweifeln und Selbstvorwürfen auf sich eindringen, und wiederholt muß er die Stirn an die kalten Scheiben pressen, um die Fieberhitze zu sänftigen, die in seinem Haupte glüht. Was ist es denn, das ihn dazu treibt, eine so romantische Verzweiflungsthat zu vollführen? Ist seine Leidenschaft für Leonie v. Falkenried wirklich so gewaltig und unwiderstehlich, daß er den Gedanken nicht ertragen könnte, sie an einen Anderen zu verlieren? Er hat nicht

den Muth, vor seinem eigenen Gewissen darauf mit einem Ja zu antworten. Er ist während seiner glänzenden Virtuosenlaufbahn oft genug ein Gegenstand der Bewunderung für die Frauen gewesen. In den lockendsten und verführerischesten Gestalten ist die Versuchung an ihn herangetreten, und hat doch niemals die Herrschaft über ihn gewinnen können. In seinem Herzen lebte eben ein Bild, das bis dahin auch durch die stolzeste Schönheit nicht hatte verdrängt werden können. Jedesmal, wenn sein jugendlich heißes Blut in raschere Wallung gerathen wollte, war vor seiner Erinnerung ein süßes, unschuldsvolles Kinderantlitz aufgetaucht, und jede andere Frauenschönheit war daneben so vollständig verblaßt, daß er kalt und ungerührt an allen Lockungen hatte vorübergehen können. Und doch war er frei und ungefesselt, doch konnte Niemand einen Vorwurf gegen ihn erheben, wenn er seine Liebe einer von denen zuwendete, von denen er umschmeichelt wurde, Niemand, wenn nicht er selbst! Nicht er war es gewesen, der Marien verrathen hatte, wie sein Pflegevater geglaubt, sondern sie selbst hatte ihm sein Wort zurückgegeben aus eigenem Antrieb und ohne daß er sich bewußt gewesen wäre, ihr durch irgend ein Verschulden Veranlassung dazu gegeben zu haben. Freilich, er hatte damals in den Aufregungen seiner ersten Konzertreisen und in dem Wirbel von Festlichkeiten und rauschenden Erfolgen, inmitten dessen er sich beständig befand, nicht Zeit und Muße gefunden, ihr so ausführliche und zärtliche Briefe zu schreiben, wie sie es vielleicht hatte erwarten dürfen. Aber war das etwa ein Grund ge-

weſen, ihm eine ſo förmliche Abſage zu ſenden, wie ſie es gethan? Hatte ſie ihm doch nicht einmal einen Grund für ihre unbegreifliche und überraſchende Entſchließung angegeben. Nach ernſter Selbſtprüfung und nach langen und ſchweren Kämpfen ſei ſie zu der Erkenntniß gekommen, daß ſie einander nicht angehören könnten, und mit dem innigſten Dank für ſeine Liebe gäbe ſie darum Bruno ſeine Freiheit zurück: das war im Grunde der ganze Inhalt ihres Briefes geweſen, und der junge Künſtler hatte damals geglaubt, ſeinem Mannesſtolze eine ſtillſchweigende Unterwerfung unter dieſe plötzliche Sinnesänderung Mariens ſchuldig zu ſein.

Gab es doch auch eine leiſe, aber darum nicht minder eindringliche Stimme in ſeinem Herzen, welche ihm zuflüſtern wollte, daß er keine Urſache habe, um dieſes Ausganges ſeines erſten ſchönen Liebestraumes willen zu trauern. Zu oft ſchon hatte er aus dem Munde derer, die ſich jetzt ſeine Freunde nannten, gehört, daß ein ſo genialer junger Künſtler, wie er, ſich noch nicht an ein Weib feſſeln dürfe, am allerwenigſten aber an ein armes junges Mädchen aus niederem Stande. In den abſchreckendſten Farben hatten ſie ihm ausgemalt, wie er durch eine ſo unſinnige Heirath ſelbſt all' ſeine ſtolzen Träume, ſeine hochfliegenden Pläne zerſtören würde, und wie ſein Genius allmählig ertödtet werden müſſe. Niemals zwar würden ſolche Einflüſterungen im Stande geweſen ſein, ihn wortbrüchig gegen Marie zu machen, aber ſie hatten immerhin Einfluß genug auf ihn gewonnen, um ihm verhältnißmäßig leicht über die Bitterkeit der erſten Enttäuſchung hinwegzuhelfen.

Der geharnischte Brief seines Pflegevaters und die Fülle unberechtigter Vorwürfe, welche er enthielt, hatte dann vollends dazu beigetragen, ihn in seiner trotzigen und erbitterten Stimmung zu befestigen. Er hatte beschlossen, auf einmal mit seinen alten Beziehungen völlig zu brechen; und so war es gekommen, daß er von St. Petersburg die zweitausend Thaler geschickt, und daß er die wohlbekannte Straße in der Vorstadt nie wieder betreten hatte.

Aber wenn er geglaubt hatte, auch Mariens Bild aus seinem Herzen reißen zu können, so war er nur zu bald inne geworden, wie sehr er sich getäuscht. Je mehr seine glänzenden Erfolge die Reize der Neuheit für ihn verloren hatten und je deutlicher er erkannt hatte, wie nichtig und leer alle Herrlichkeiten waren, die ihn anfänglich so sehr berauscht, desto lebendiger war die Erinnerung an Marie und an die glücklichen Tage seiner ersten Liebe geworden, und desto lauter hatte sich's in seinem Gewissen geregt, daß er doch vielleicht nicht ganz recht gehandelt habe. Aber nun war es seiner Meinung nach zu spät gewesen, um noch etwas an dem Geschehenen zu ändern. Und dann war auch durch seine Bekanntschaft mit der schönen Comtesse Falkenried allen derartigen Erwägungen für eine gute Weile der Boden entzogen worden.

In einem Badeorte war er während des letzten Sommers mit der stolzen Grafentochter zusammengetroffen, und wenn auch anfänglich seine Theilnahme für sie nicht über ein begreifliches Wohlgefallen an ihrer seltenen

Schönheit hinausgegangen war, so hatte doch die bestrickende Art, in welcher Leonie den Virtuosen an ihre Person zu fesseln gewußt, das geringfügige Flämmchen sehr bald zur hochauflodernden Gluth anzufachen gewußt. Während der wenigen Wochen ihres gemeinsamen Aufenthalts in dem Badeorte, dessen freiere Lebensgewohnheiten ihnen manche unbelauschte Unterredung, manchen traulichen Spaziergang zu Zweien gestattet hatten, war Bruno wie in einem Rausch dahin gewandelt, und nicht ein einziges Mal war er so weit zur Besinnung gekommen, sich die Frage vorzulegen, ob es denn wirklich echte und wahre Liebe sei, die er für Leonie empfand. Als dann eine plötzliche Abreise der Grafenfamilie dem kurzen Traum vorläufig ein Ende gemacht, da war es wohl zunächst wie ein Gefühl peinlicher Ernüchterung über ihn gekommen; aber der Zauberbann, in welchem ihn die schöne Verführerin festgehalten, so lange sie in seiner Nähe geweilt, wirkte doch noch zu mächtig nach, als daß er sich schon so bald hätte aus ihm befreien können. Eine regelmäßige Korrespondenz zwar hatten sie nicht mit einander führen können, aber die Comtesse hatte doch Gelegenheit gefunden, ihm in kurzen Zwischenräumen kleine Briefchen voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zuzustellen, und jeder dieser beredten Liebesboten hatte das schwächer werdende Feuer in dem Herzen des jungen Künstlers auf's Neue angefacht, bis endlich der heutige Abend zu einer so überraschenden und abenteuerlichen Entscheidung gedrängt hatte.

Aber Bruno ist weit entfernt von jener freudig zu-

Digitized by Google

verſichtlichen Stimmung, die uns zu überkommen pflegt, wenn wir uns auf eine befreiende That von entſcheidender Bedeutſamkeit vorbereiten. Mit finſter zuſammengezogenen Brauen ſchreitet er auf und nieder, die möglichen Folgen eines ſo verhängnißvollen Unternehmens überdenkend. Den Zorn des Grafen Frankenſtein fürchtet er nicht. Was er fürchtet, ſind nur die Vorwürfe ſeines eigenen Gewiſſens. Würde er noch einmal vor die Nothwendigkeit geſtellt, ſeine Entſcheidung abzugeben, ſo würde ſie wahrſcheinlich anders ausfallen; jetzt aber hält er ſich an das feierliche Verſprechen, das er Leonie gegeben, gebunden, und im Hintergrunde all' ſeiner Erwägungen lauert doch auch der Dämon der Verſuchung, der ihm über die Mahnungen ſeines Gewiſſens hinweg zuflüſtert, daß es vielleicht gerade der Weg zu Glück und Anſehen ſei, den er da betreten wolle. Leonie's Vater iſt einer der reichſten Magnaten des Landes; ſein Vermögen zählt nach Millionen. Und ſo gewiß es auch iſt, daß er über die Flucht ſeiner Tochter vor Zorn zunächſt außer ſich gerathen wird, ſo viele gewichtige Gründe ſprechen doch für die Wahrſcheinlichkeit, daß ſich Graf Falkenried ſehr bald in das Unabänderliche fügen und die Anerkennung des bürgerlichen Schwiegerſohnes einem öffentlichen Skandal vorziehen wird.

Wie herrliche Ausſichten aber ſind es, die ſich damit dem Künſtler eröffnen! Im Beſitz eines fürſtlichen Vermögens würde er ganz ſeinen Neigungen leben können, und ſtatt der unruhigen Laufbahn eines wandernden Virtuoſen würde ihm der glänzende Ruhmesweg des Kom-

poniſten — das Ideal all' ſeiner Träume — offen ſtehen! Dieſer verführeriſche Gedanke iſt es, der endlich den Ausſchlag gibt.

„Die Würfel ſind gefallen!“ murmelt er vor ſich hin, während er die Kerzen auslöſcht. „Es gibt kein Zurück mehr für mich! Möge denn der Kampf um die Zukunft beginnen! Iſt es nicht das Glück, das ich mir erobern kann, ſo ſollen es wenigſtens Reichthum und Ehre ſein!“

Angekleidet wirft er ſich auf das Lager. Der Schlaf läßt nicht lange auf ſich warten; aber es iſt nicht der ſanfte, erquickende Schlummer eines guten Gewiſſens. Wie von unruhigen Träumen gepeinigt wirft er ſich umher.

3.

Eben erklingen die letzten Schläge der Mitternachtsſtunde. Preppnow hält es nicht mehr aus auf ſeinem Marterbette. Er ſpringt auf und beginnt ſich haſtig anzukleiden. Es iſt ihm ein Gedanke gekommen, den er für einen äußerſt glücklichen hält. Er will noch in dieſer Nacht in einem Reſtaurant oder einem Kaffeehauſe, deren er ja noch viele offen finden wird, einen der größeren Kaſſenſcheine einwechſeln, und er will einen Theil davon auf der Stelle verausgaben. Es iſt ſeine feſte Ueberzeugung, daß er dieſer peinigenden Unruhe ledig ſein wird, ſobald er das Geld einmal angegriffen, ſobald er ſich ſelbſt die Möglichkeit abgeſchnitten hat, es unverſehrt zurückzuliefern. Die Gewiſſensbiſſe, die ſich etwa nachträglich einſtellen könnten, fürchtet er nicht. Freilich, er hat ja

auch noch nicht in vollem Umfange erfahren, welche Folterqualen sie bereiten können.

Langsam tastet er sich über den engen, dunklen, schlecht gepflasterten Hof. Nur aus einem Kellerfenster fällt ein schwacher Lichtschein auf die nassen, schlüpfrigen Steine, und er hält inne, um einen Blick durch die unverhängten Scheiben zu werfen. Die Stube ist kahl und dürftig, noch viel, viel dürftiger, als sein eigenes Heim. Das Elend grinst von den nackten Wänden und schaut in seiner ganzen hohläugigen Furchtbarkeit aus dem vergrämten Antlitz der Frau, die da inmitten eines Haufens von Weißzeug bei einer Näharbeit sitzt. Die Frau ist noch ziemlich jung, und vielleicht ist es gar nicht lange her, daß sie auch für recht hübsch gelten konnte. Jetzt sind ihre Wangen hohl, ihre Brust ist eingesunken und ihre Augen sind von einer beginnenden Entzündung geröthet. Sie ist häßlich geworden und es hat nicht den Anschein, als ob sie Gewicht darauf legte, es zu verbergen.

Der Buchhalter und die Frau da unten sind früher sehr gute Bekannte gewesen, damals, als ihr Mann, der Beamte Martus, noch am Leben war, und als sie mit stiller Freude dem Aufkeimen des unschuldigen Liebesfrühlings zwischen dem Pflegesohn des Buchhalters und ihrem holdseligen Töchterchen zugesehen hatten. Später, nachdem Bruno in die Welt hinaus gezogen war, und nachdem jene bedeutsame Unterredung zwischen Preppnow und Marie Martus stattgefunden hatte, war auch zwischen ihnen allgemach eine wachsende Entfremdung eingetreten. Marie, die zur Lehrerin ausgebildet worden

war, hatte das Haus verlassen, und der Buchhalter hatte unter manchem schweren Schicksalsschlag zu leiden gehabt, der ihn gleichgiltiger machte gegen fremdes Schicksal und stumpfer gegen fremden Jammer. Zu der nämlichen Zeit, da sein armes Weib auf ihrem letzten Krankenbette gelegen, war auch Herr Martus gestorben; Preppnow wußte nicht einmal, an welcher Krankheit. Die Wittwe war bald nachher aus dem zweiten Stock, wo sie eine hübsche, freundliche Wohnung innegehabt, in den armseligen Keller herabgezogen, und Preppnow weiß jetzt nichts weiter von ihr, als daß es ihr sehr kümmerlich geht, daß sie Tag und Nacht arbeiten muß, um sich mit ihrem Jungen vor dem Tode des Verhungerns zu schützen, und daß sie just im Begriff ist, in diesem grausamen Kampf um's Dasein den letzten Rest ihrer schwachen Gesundheit zu opfern.

Noch nie zuvor hat der Buchhalter ein so tiefes Mitleid mit dem hartgeprüften Weibe empfunden, als gerade an diesem Abend, und da kommt es ihm mit einem Male wie eine Offenbarung, daß er nun ja ein reicher Mann sei, und daß er ihr helfen kann, wie ihm durch einen glücklichen Zufall geholfen worden ist. Aber geschickt und zart muß er es anfangen, das steht fest, denn es würde sie sicherlich demüthigen, wenn er ihr ein Almosen anbieten würde.

Zum ersten Male seit dem Augenblick, da er seinen kostbaren Fund gemacht, fühlt er etwas wie wirkliches Behagen, als er nun mit einiger Behutsamkeit die steile Kellertreppe hinuntersteigt. Nach kurzem Anklopfen tritt er über die Schwelle, und voll Verwunderung hebt die

Frau den Kopf. Sein sonntäglicher Anzug überrascht sie fast noch mehr, als sein später Besuch, aber unter dem Druck der Sorgen ist sie so gleichgiltig geworden gegen alle anderen Dinge, daß sie ihrem Erstaunen nicht einmal Ausdruck gibt.

„Guten Abend, Frau Martus," beginnt er mit einiger Verlegenheit, „nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich noch in später Nacht da herein komme. Müssen Sie denn auch noch immer so fleißig sein?"

Es ist eine dumme Frage. Er selbst ärgert sich darüber, aber die Näherin findet nichts Verletzendes darin.

„Ich danke Gott, wenn ich etwas zu thun habe," meint sie. „Das Unglück ist nur, daß die Augen nicht mehr recht wollen."

„Ja, das kommt von dem abscheulichen Weißzeug. Sie werden das Wäschenähen aufgeben müssen, Frau Martus."

„Das ist wohl nicht Ihr Ernst, Herr Preppnow! Wovon sollte ich denn mit meinem Hermann leben?"

„Ja — hm! Freilich, das ist wahr! Ich meinte auch nicht gerade, daß Sie sich ganz zur Ruhe setzen sollen. Aber Sie müßten eine andere Arbeit übernehmen, etwas, das weniger anstrengt und besser bezahlt wird; und da will ich's denn auch gleich rund heraus sagen, daß ich eigentlich eine große Bitte an Sie habe, Frau Nachbarin. Sehen Sie, meine kleine Marie und der Junge, sie sind so abgerissen in ihrer Kleidung, daß sie sich kaum noch mit Anstand sehen lassen können. Wenn Sie den Beiden etwas zurecht schneidern wollten — so ein

bis zwei Anzüge für Jeden — ſo wäre mir das recht lieb und es gäbe Ihnen für ein paar Wochen gute Arbeit. Und auf eine Anzahlung kommt es mir nicht an, ſo hoch, wie Sie ſie nur haben wollen."

Er hat ſchon die Hand in der Taſche, aber er beſinnt ſich doch noch eines Anderen und fügt etwas bedächtiger hinzu: „Das heißt: morgen früh, denn ich muß erſt wechſeln."

„Alſo iſt es Ihr Ernſt? Ja, haben Sie denn eine Erbſchaft gemacht?"

Er fühlt, daß er roth wird, und er bringt ſein Taſchentuch zum Vorſchein, um ſich eine gute Weile damit im Geſicht zu ſchaffen zu machen, ehe er antwortet: „Nun, ſo etwas Aehnliches könnte es ſchon ſein. Aber ich möchte nicht, daß davon geſprochen wird. Sie verſtehen mich wohl, Frau Martus?"

Sie nickt und fährt mit verdoppelter Emſigkeit in ihrer Arbeit fort. Er weiß nichts mehr zu ſagen und läßt ſeine Augen umher wandern, bis ſie auf dem ſchmalen, blaſſen Geſicht des Knaben haften blieben, der in dem Bett am anderen Ende des Zimmers bereits eingeſchlafen iſt.

„Er ſieht recht kränklich aus, der kleine Hermann," meint er dann, „und ich hatte früher doch immer meine Freude an ſeinen hellen Augen und ſeinen blühenden Wangen."

„Ach ja, er hat ſich ſehr verändert," gibt die Frau mit einem tiefen Seufzer zurück. „Aber es iſt kein Wunder, denn früher hatten wir helle, luſtige, freundliche

Zimmer ſtatt dieſer dunklen und feuchten Kellerwohnung, und wir konnten, ſo lange mein guter Mann am Leben war, ein ganz anderes Leben führen, als jetzt.“

„Das waren wohl ſchwere Zeiten für Sie, als er ſtarb? Hat er eine lange Krankheit zu überſtehen gehabt?“

Frau Martus beugt ſich ganz tief auf ihre Arbeit herab und ihre Stimme wird mit einem Male ſo leiſe, daß er ſich anſtrengen muß, um ſie zu verſtehen.

„Wiſſen Sie denn das wirklich nicht? Es hat ſich doch längſt in der ganzen Gegend herumgeſprochen, daß er ſelbſt Hand an ſich gelegt hat.“

„Kein Wort weiß ich! Ich hatte ja ſo viel mit meinen eigenen Kümmerniſſen zu ſchaffen, und wer ſollte mir denn auch dergleichen erzählen! Aber ein Selbſtmord — das iſt ja ſchrecklich! Man ſoll von einem Todten nichts Uebles reden, aber ein Menſch, der ſich umbringt, obwohl er weiß, daß er eine arme Wittwe und zwei unverſorgte Kinder hinterläßt, ein ſolcher Menſch iſt in meinen Augen ein —“

Das heftige Wort bleibt ihm in der Kehle ſtecken, denn die Frau hat ihn mit einem ſo ſeltſamen Blick angeſehen, daß er vor Verwirrung ſeinen Hut auf die Erde fallen läßt, um auf gute Manier die Augen niederſchlagen zu können.

„Er war ſehr unglücklich, mein armer Mann,“ ſagt ſie, „und die Schlechtigkeit eines ehrloſen Menſchen iſt es geweſen, welche ihn und uns in's Verderben geſtürzt hat. Er hatte eine Summe Geldes verloren, die er in amtlicher Eigenſchaft empfangen hatte und an eine Kaſſe ab-

liefern sollte. Da sich der Finder trotz aller Aufforderungen nicht meldete, kam er in den Verdacht, sie unterschlagen zu haben. Seine Vorgesetzten ließen ihn verhaften, und es wurde eine Haussuchung bei uns gehalten, die so auffällig war, daß sich die ganze Nachbarschaft die schlimmsten Geschichten erzählte von seinem vermeintlichen Verbrechen. Nach einer vierwöchentlichen Untersuchungshaft ließen sie ihn frei, weil ihm nichts zu beweisen war; aber diese vier Wochen hatten den ehrliebenden Mann fast um seinen Verstand gebracht. Die Schande, die ihn bei seiner Heimkehr empfing, die Verachtung und der schimpfliche Verdacht, mit dem man ihm überall begegnete, thaten das Uebrige, und so beging er endlich in einer Stunde der Verzweiflung jene unglückselige That. Es ist wahr, er hat mich in Elend und Dürftigkeit zurückgelassen, und Gott weiß, was aus meinem armen Jungen werden mag, aber der Fluch dafür fällt nicht auf ihn, sondern auf den Elenden, der jenes Geld gefunden und für sich behalten hat."

Unverwandt starrt der Buchhalter auf das blasse, hagere Gesicht des schlafenden Knaben. In seinem Antlitz aber zuckt und arbeitet es ganz wunderlich.

„Und auch nachher ist Ihres Mannes Unschuld nicht an's Licht gekommen?" fragt er endlich leise und mit ganz veränderter Stimme.

„Nein! Und ich habe keine Hoffnung mehr, daß der schmähliche Verdacht jemals von seinem Namen genommen werden wird. Nun, ich werde ja dies Elend nicht mehr lange zu tragen haben, meine Gesundheit —"

Der Buchhalter ſteht plötzlich auf und ſchiebt ſeinen Stuhl mit einer ſo heftigen Bewegung zurück, daß die Frau ganz erſchrocken zuſammenfährt.

„Sie hatten Recht, Frau Martus," ſagt er mit tiefer Stimme. „Der Schuft, welcher das Geld unterſchlagen hat, war's, der meine Verwünſchung verdient hat, nicht Ihr armer Mann. Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie unwiſſentlich an ſo unangenehme Dinge erinnert habe, aber das hat mitunter doch auch ſein Gutes. Ich kann mich nicht länger aufhalten, denn ich habe noch einen nothwendigen Gang zu thun. Was aber meine Beſtellung anbetrifft, ſo denke ich, wir laſſen's vorläufig mit einem Anzug für Jeden genug ſein. Und hier iſt meine Anzahlung."

Er greift in die Taſche und legt ein paar harte Thaler vor ſie hin auf den Tiſch. Es iſt die Hälfte von dem letzten kleinen Reſt ſeiner Erſparniſſe. Ehe ſich Frau Martus von ihrer Ueberraſchung erholt hat, iſt er ſchon wieder draußen und tappt die ſteile Kellertreppe in die Höhe. Er iſt weniger aufgeregt, als vor einer halben Stunde, aber er hat es noch eiliger, als vorher. Weder nach rechts, noch nach links ſchauend, läuft er durch die menſchenleeren Straßen zum nächſten Polizeibureau, und als er vor dem dienſtthuenden Beamten ſteht, hat er kaum noch Athem genug für die kurze Meldung von ſeinem Funde.

„Na, das hätte doch Zeit gehabt bis morgen früh," brummt der Wachtmeiſter, der aus einem kleinen Schläfchen geſtört worden iſt, verdrießlich, „brannte Ihnen denn das Geld gar ſo ſehr in den Händen?"

„Ja, Herr Wachtmeister," gibt er mit einem tiefen Aufathmen zurück. „In den Händen und auf der Seele. Ich will mich nicht länger herumtragen mit dem verwünschten Reichthum. Bis morgen früh ist noch eine lange Zeit, hundertmal lang genug, um aus einem ehrlichen Mann einen Schurken zu machen."

Der Polizei-Lieutenant, der eben eingetreten, hat die letzten Worte gehört. Der schlichte Mann mit dem gramvollen Gesicht erregt seine Theilnahme, und er läßt sich berichten, um was es sich handelt. Preppnow ist fast ungehalten über die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Fragen, die an ihn gerichtet werden. Nicht nur über den Ort, an welchem er seinen Fund gemacht hat, sondern auch über seine Person und Verhältnisse muß er ganz genaue Auskunft geben, und der Lieutenant vermerkt sich Alles in seinem Notizbuche. Das Ganze hat beinahe das Aussehen eines Verhörs, und der Buchhalter würde sich beunruhigt fühlen, wenn ihm nicht der freundliche Ton der Erkundigungen jede Besorgniß nähme. Auch hat er ja jetzt wieder ein reines Gewissen und braucht sich nicht mehr zu scheuen, in allen Stücken die Wahrheit zu sagen. Mit einigen verbindlichen Worten wird er endlich entlassen.

Als er gegen ein Uhr Morgens nach Hause kommt, ist er wieder ein bettelarmer, beschäftigungsloser Mann. Das graue Gespenst der Noth schreitet mit ihm über die Schwelle und er glaubt seinen eisigen Hauch zu spüren, als er die kleine Baarschaft überzählt, die ihm noch geblieben ist. Aber er fühlt sich trotzdem leichter und freier, als vorhin, da er sich vor seinen Kindern verstecken mußte,

Digitized by Google

um ſich an dem Anblick der gefundenen Kaſſenſcheine zu weiden. Mit dem tröſtlichen Bewußtſein, ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, ſtreckt er ſich auf ſein Lager nieder, und zum erſten Male empfindet er's mit köſtlicher Genugthuung, daß es doch noch einen viel höheren Beſitz gebe, als den von Geld und Gut, und daß es ein gar herrliches Ding ſei um ein reines Gewiſſen.

4.

Auf die ſtürmiſche, regneriſche Nacht iſt ein klarer, ſonnenheller Tag gefolgt. Bruno Weltinger hat in aller Frühe einen Bedienſteten des Hotels mit der Anzeige von ſeinem Verluſt zur Polizei geſchickt, dann hat er damit begonnen, ſeine Vorkehrungen für den Abend zu treffen. Sein Geſicht iſt noch bleicher als ſonſt und trägt deutlich genug die Spuren der durchwachten und durchkämpften Nacht. Als er den Poſtboten in das Hotel eintreten ſieht, eilt er ihm haſtig entgegen, um ſeine Briefe ſelbſt in Empfang zu nehmen. Es erfüllt ihn etwas wie die Hoffnung, daß Leonie noch am verwichenen Abend ihre Einwilligung bereut haben möchte, oder daß irgend ein Hinderniß von jener Seite her die Ausführung des Planes für heute unmöglich machen könnte. Aber unter den eingelaufenen Billets iſt keines von der Hand der Comteſſe. Ihre Flucht aus dem Elternhauſe iſt alſo unabänderlich beſchloſſen.

Mit einem tiefen Aufſeufzen, das weder freudig, noch zuverſichtlich klingt, kleidet ſich Bruno zum Ausgehen an. Als er eben den letzten Handſchuhknopf ſchließt, klopft es

Digitized by Google

an ſeine Thüre und auf ſeine Aufforderung tritt ein uniformirter Polizeibeamter ein, der ihm die Mittheilung macht, daß die verlorene Taſche mit ihrem werthvollen Inhalt bereits gefunden und abgeliefert worden ſei. Der Herr Polizei-Lieutenant laſſe ihn erſuchen, ſich baldmöglichſt zur Empfangnahme ſeines Eigenthums in dem Bureau der Behörde einzufinden.

Bruno iſt ſehr überraſcht. Er hat ſich kaum noch irgend welche Rechnung auf die Wiedererlangung ſeines Geldes gemacht, und er iſt ſehr geneigt, die erfreuliche Neuigkeit als ein günſtiges Omen für den weiteren Verlauf des zu ſo bedeutſamen Dingen beſtimmten Tages zu nehmen. Da er ohnedies Vielerlei in der Stadt zu erledigen und anzuordnen hat, begibt er ſich zunächſt zu der von dem Poliziſten bezeichneten Amtsſtelle. Der Polizei-Lieutenant, welcher ihn empfängt, iſt der nämliche, welcher in der Nacht das Verhör mit dem ehrlichen Finder angeſtellt hat. Bruno's Beſitzrecht an dem gefundenen Gegenſtand iſt ſehr bald in überzeugender Weiſe dargethan, und während ihm der Beamte das Portefeuille überreicht, fügt er ſeinem halb ſcherzhaften Glückwunſch mit einiger Wärme hinzu: „Die geſetzlichen Beſtimmungen hinſichtlich des Finderlohnes ſind Ihnen ohne Zweifel bekannt. Zwar hat in dieſem Fall der Finder mir gegenüber keinen derartigen Anſpruch geltend gemacht, aber ich möchte Ihnen eine Belohnung des Mannes doch an's Herz legen, da er eine Ehrlichkeit bewieſen hat, wie ſie unter ähnlichen Umſtänden ſicherlich nur Wenige bewährt haben würden. Die Angaben, welche er ſelbſt mir auf meine Fragen über ſeine

Verhältniſſe gemacht hat, ſind durch meine inzwiſchen eingezogenen Erkundigungen vollauf beſtätigt worden. Er iſt ein armer Buchhalter, dem ſeine ganze Nachbarſchaft einmüthig das beſte Zeugniß gibt, und für den in dieſem Fall — wie ich ſchon aus ſeinem ganzen Gebahren errieth — die Verſuchung um ſo größer und verführeriſcher geweſen ſein muß, als er ſeit Kurzem ohne ſein Verſchulden beſchäftigungslos geworden iſt."

„Ich bin ſelbſtverſtändlich mit Vergnügen bereit, den wackeren Mann in einer angemeſſenen Weiſe zu belohnen," verſichert Bruno lebhaft, „und ich bitte Sie, mich mit ſeinem Namen und ſeiner Wohnung bekannt zu machen."

„Sie iſt auf dieſem Blatte vermerkt," ſagt der Beamte, indem er dem Künſtler einen von ihm beſchriebenen Zettel überreicht. Aber Bruno hat kaum einen flüchtigen Blick auf denſelben geworfen, als er ſich verfärbt und einen Ruf der Ueberraſchung ausſtößt.

„Und Sie ſind ganz ſicher, daß hier kein Irrthum vorliegt, daß es wirklich dieſer — gerade dieſer Mann geweſen iſt, welcher die Taſche gefunden?"

„Ohne Zweifel, mein Herr," verſetzt der Beamte befremdet. „Er hatte durchaus keine Veranlaſſung, ſich einen fremden Namen beizulegen, und überdies ſagte ich Ihnen bereits, daß ich mich aus Theilnahme für den redlichen Mann auch auf anderem Wege informirt habe."

„Nun wohl, ſo bin ich Ihnen doppelt und dreifach dankbar; aber ich bitte Sie, mich nunmehr zu entlaſſen, denn meine Verpflichtung, gerade dieſem wackeren Manne

seine Belohnung zukommen zu lassen, duldet auch nicht den geringsten Aufschub mehr."

Noch ehe der erstaunte Beamte ihm eine Antwort geben kann, hat er mit einer Verbeugung das Gemach verlassen. Er schämt sich, seine gewaltige Erregung vor dem fremden Manne zu verrathen. Der wunderbare Zufall, der gerade seinen Pflegevater zum ahnungslosen Finder der Geldtasche werden ließ, hat eine mächtige, überwältigende Wirkung auf ihn geübt. Eine Fluth von rührenden Erinnerungen ist über ihn hereingebrochen, und seine Handlungsweise gegen den wahrhaftigsten seiner Freunde, gegen den edelsten seiner Wohlthäter ist ihm niemals so undankbar und unkindlich erschienen, als in dieser Stunde.

Und der Mann, dem er im Grunde Alles zu verdanken hat, was ihm sein junges Leben bereits an Ruhm und Ehren, an rauschenden Freuden und süßen Genüssen geboten hat — er lebt in Armuth und Dürftigkeit, vielleicht gar in Noth und Entbehrungen, während er selbst im Ueberflusse schwelgt. Er ist nahe daran, sich für den erbärmlichsten aller Menschen zu halten, und in seiner stürmischen Aufregung weiß er kaum, wie er den Weg in die Vorstadt gefunden hat.

Das Herz klopft ihm zum Zerspringen, als er vor dem hohen, düsteren Hause steht, das er seit Jahren nicht mehr gesehen hat und an das sich doch die schönsten und herrlichsten Erinnerungen seiner Jugend knüpfen. Er muß all' seinen Muth zusammennehmen, während er die ächzende Stiege erklimmt, denn er weiß wohl, daß er kein Recht hat, einen herzlichen Empfang zu erwarten. In

demſelben Augenblick, da er die Hand erhebt, um an die Thüre zu pochen, wird dieſelbe von innen geöffnet, und der Buchhalter, der nicht darauf vorbereitet geweſen iſt, ſich plötzlich einem Menſchen gegenüber zu ſehen, prallt erſchrocken um einen Schritt zurück. Er hat Bruno nicht ſofort erkannt, aber da dieſer nun, vor tiefer, innerer Bewegung keines Wortes mächtig, ihm ſeine beiden Hände entgegenſtreckt, da gleitet es plötzlich wie eitel Sonnenſchein über ſein hageres Geſicht und unwillkürlich breitet er die Arme aus, als wenn er ſich an die Bruſt ſeines Pflegeſohnes werfen wollte. Doch dieſer erſte freudige Eindruck des unverhofften Wiederſehens geht blitzſchnell vorüber, die Erinnerung an das, was ſie getrennt hat und was nun feindſelig zwiſchen ihnen ſteht, ſteigt vor ſeinem Geiſte auf, und ſein gutes, redliches Antlitz wird plötzlich ernſt und hart.

„Wenn Du mir eine ganz beſondere Ueberraſchung bereiten wollteſt, ſo iſt Dir das allerdings gelungen," ſagt er. „Aber Du wirſt hoffentlich nicht erwartet haben, daß ich Dir dafür Dank wiſſen ſolle. Ich hatte nicht geglaubt, Dich noch einmal in meinen vier Wänden zu ſehen."

Bruno ſteht noch immer auf der Schwelle in der offenen Thüre und er zögert, weiter zu gehen.

„Ich habe Deine Vorwürfe verdient, Vater. Aber ich kann es nicht glauben, daß Du nicht im Stande ſein ſollteſt, dem Reuigen zu vergeben."

Statt ihm darauf eine direkte Antwort zu geben, faßt Preppnow den jungen Künſtler ſcharf in's Auge und fragt: „Biſt Du ſchon bei Marie Martus geweſen?"

„Nein!“

„Und Du haſt den Muth, zu mir zurückzukehren, obwohl Du unmöglich vergeſſen haben kannſt, was ich Dir vor Jahren über dieſen Gegenſtand geſchrieben? Nicht ich bin es, an den Du Dich mit Deiner Bitte um Vergebung zu wenden haſt, ſondern Diejenige, an der Du wie ein Ehrloſer gehandelt, die Du ſchmählich verrathen haſt. Wenn Du Dein Unrecht da geſühnt haſt, ſo magſt Du noch einmal an meiner Thüre anfragen, ob ich Dich willkommen heißen will — früher nicht! Das iſt Alles, was ich Dir jetzt zu ſagen habe.“

Mehr erſchreckt als beleidigt blickt Bruno auf den erzürnten Mann, die Wucht der Anklage, welche da von Neuem gegen ihn geſchleudert wird, hat ihn ſchwer getroffen, und diesmal kann er ſie nicht hinnehmen, ohne einen Verſuch zu ſeiner Vertheidigung zu machen.

Ohne ſich um die erſtaunte und unwillige Miene ſeines Pflegevaters zu kümmern, tritt er vollends in das Zimmer und zieht die Thüre hinter ſich zu.

„Vergönne mir Deine Gaſtfreundſchaft nur ſo lange, Vater, bis ich Dich mit wenigen Worten über das verhängnißvolle Mißverſtändniß aufgeklärt habe, das, wie ich ſehe, noch immer zwiſchen uns ſteht. Wenn ich mich gegen Marie vergangen habe, ſo hat mein Unrecht doch nicht jenen Namen verdient, welchen Du ihm gibſt. Ich ſchwöre Dir, daß ich Marien meinen Schwur gehalten haben würde, wenn nicht ſie ſelbſt mich ſeiner entbunden hätte. Sie war es, welche ihre Freiheit zurückzuerhalten wünſchte, ſowie ſie mir die meine wiedergab. Damit, daß

ich jede weitere Beziehung zwiſchen uns abbrach, that ich nur, was ſie ſelbſt von mir gefordert hatte."

Preppnow ſieht den Sprechenden zweifelnd an; aber er weiß, daß es nicht die Art ſeines Pflegeſohnes iſt, ſich mit einer Unwahrheit zu entſchuldigen, und überdies läßt Bruno's ehrlicher, warmherziger Ton kein Mißtrauen aufkommen.

„Und warum hat ſie das gethan? Wenn man freiwillig auf ſein Lebensglück verzichtet, muß man doch wohl ſehr triftige Urſachen dazu haben. Und ich denke mir, Du wirſt nicht eher geruht haben, als bis Du ſie erfahren."

„Das allein iſt mein Unrecht geweſen," bekennt der Künſtler freimüthig. „Ihre unerwartete und ſcheinbar durch nichts motivirte Sinnesänderung hatte mich ſo tief verletzt, daß ich in ſchweigendem Groll ihrem Verlangen willfahrte, und daß ich es auch verſchmähte, mich auf die ungerechtfertigten Vorwürfe Deines Briefes zu vertheidigen. Ich habe inzwiſchen längſt eingeſehen, daß es beſſer geweſen wäre, wenn ich es dennoch gethan hätte."

„Alſo Du haſt das wirklich eingeſehen? Nun, mein lieber Bruno, wenn Du nach dieſer Rechtfertigung erwartet haſt, daß ich Dich wegen meines Irrthums und meiner Uebereilung um Verzeihung bitten würde, ſo haſt Du Dich arg getäuſcht. Da Du nun einmal hier biſt, ſo mußt Du mir ſchon erlauben, ſo offen und freimüthig zu Dir zu reden, wie es ſich unter Männern geziemt. Du haſt es verſchmäht, Marien nach den Beweggründen für

ihre großmüthige Handlung zu fragen, und ich will Dir sagen, warum Du es gethan! Weil Du ihr in Deinem Herzen längst untreu geworden warst und weil Du froh warst, auf diese Weise Deines Wortes ledig zu werden, ohne Dich besonderen Gewissensbissen auszusetzen. Oder kannst Du mir etwa in's Gesicht hinein leugnen, daß es so ist? Kannst Du mir auf Dein Manneswort versichern, daß Du ihr vorher nie einen Anlaß gegeben hast zu dem Glauben, daß Deine Liebe für sie geringer geworden sei, und daß Du anfingst, sie wie eine Last zu empfinden? Hast Du ihr nicht vielleicht auch so flüchtige, widerwillige Briefchen geschrieben, wie mir, so ein paar hingeworfene Redensarten, denen man es auf den ersten Blick anmerkt, wie wenig sie von Herzen kommen? Hast Du auf Alles das etwas zu erwiedern, so rede."

Wie Bruno zum ersten Male aus einem fremden Munde vernimmt, was er sich selber schon so oft vorgeworfen, da fühlt er sich völlig niedergeschmettert.

„Und Du meinst, daß Marie wirklich nur dadurch veranlaßt worden wäre, mir mein Wort zurückzugeben?"

„Durch was sonst? Ihre Liebe zu Dir ist sicherlich nicht geringer geworden, denn uns Allen blutete das Herz, als wir sehen mußten, wie sie sich in Kummer und Sehnsucht verzehrte. Aber sie wollte wohl Deinem Glück nicht im Wege stehen, wollte Dir kein Hinderniß, keine unnütze Last auf Deinem Triumphzuge sein. Der Erfolg hat ja gelehrt, wie sehr sie damit Deinen eigenen Wünschen entgegen gekommen ist."

Mit gesenktem Haupte hört Bruno diese Worte an.

Er iſt überzeugt, daß ſein Pflegevater in allen Stücken Recht hat.

„Ich erkenne, daß ich gefehlt habe, Vater! Aber Du kannſt mich nicht ohne ein Wort der Vergebung von Deiner Schwelle gehen laſſen.“

Seine Reue iſt zu aufrichtig, als daß ſie dem Buchhalter nicht an's Herz greifen ſollte. Er tritt auf ſeinen Pflegeſohn zu und legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Wenn Du in der ehrlichen Abſicht gekommen biſt, Dein Unrecht zu ſühnen, ſo kann noch Alles gut werden. Marie Martus zählt nicht zu jenen Naturen, die eine Jugendliebe ſo bald vergeſſen können. Ich denke, wenn Du es nur verſtehſt, ſie auf die rechte Weiſe zu fragen, ſo wird ihre Antwort nicht all' zu hart ausfallen. Da ſie gerade bei ihrer Mutter iſt, kann ich ja gleich eines von den Kindern hinunterſchicken.“

Er will ſich nach der kleinen Marie umwenden, aber Bruno hält ihn haſtig zurück.

„Es iſt zu ſpät dazu,“ ſagte er mit tonloſer Stimme. „Eine Andere hat mein Wort! Ich darf Marien nie wieder unter die Augen treten.“

Der Buchhalter prallt zurück und die Röthe des Unwillens ſteigt ihm bis in die Stirn empor.

„Und warum — warum biſt Du dann zu mir gekommen?“

„Die Geldtaſche, welche Du gefunden haſt —“

Preppnow wird plötzlich geiſterbleich, und er läßt ihn nicht ausreden.

„Wie? Was iſt's mit der Brieftaſche? Sie war doch nicht etwa die Deinige?"

„Ja! Ich verlor ſie am geſtrigen Abend! Der Polizeibeamte, welcher ſie mir heute einhändigte, eröffnete mir, daß Du Unglück gehabt haſt, daß es Dir nicht ſehr gut ginge. Da erfaßte mich die Reue, und obwohl ich darauf vorbereitet war, einen unfreundlichen Empfang zu finden, wollte ich Dich doch noch einmal von ganzem Herzen bitten, mir zu vergeben und meinen kindlichen Beiſtand nicht zu verſchmähen. Wenn ich gefehlt habe, ſo ſollteſt Du doch auch nicht vergeſſen, wie groß und unwiderſtehlich die Verſuchung dazu für mich geweſen iſt, und daß ich vor all' dieſem Unrecht vielleicht bewahrt geblieben wäre, wenn eine treue Freundesſtimme mich im rechten Augenblicke gewarnt, wenn eine väterliche Hand mich auf dem rechten Wege feſtgehalten hätte!"

Seit dem Augenblicke, da von der Geldtaſche die Rede geweſen iſt, hat ſich das Benehmen des Buchhalters vollſtändig geändert. Alle Härte und Strenge iſt aus ſeinem Antlitz gewichen, und ſein Auge ſucht den Fußboden.

„Du haſt Recht, Bruno," ſagt er leiſe, „und ich will nicht mit Dir in's Gericht gehen, denn wir ſind alleſammt ſchwache Menſchen, die einer lockenden Verſuchung nur zu leicht unterliegen können. Eine wunderbare Schickſalsfügung hat es gewollt, daß uns gerade dieſe unſelige Geldtaſche wieder zuſammenführen mußte, möchte uns dieſe Schickſalsfügung zum Heil gereichen! Vielleicht iſt es auch jetzt noch nicht zu ſpät für Dich, die Freundeshand zu ergreifen, welche Dir früher gefehlt

hat; vielleicht kannſt Du Dich auch jetzt noch aus dem Bann der Verſuchung losmachen, die Dich gefangen hält. Ich weiß ja nicht, wem Du Dich verſprochen haſt, und von welcher Art die Bande ſind, die Dich feſſeln; aber wenn es noch eine Möglichkeit für Dich gibt, mit Ehren zurückzutreten, wenn Du noch ein Mittel ausfindig machen kannſt, jenem edlen Mädchen das verlorene Lebensglück wieder aufzubauen, ſo bedenke Dich nicht, mein Sohn, auch wenn Du vielleicht auf einige von den falſchen Herrlichkeiten verzichten mußt, die Dich jetzt ſo unwiderſtehlich locken. Ich —"

Aber er kann nicht vollenden, denn Bruno iſt plötzlich mit einer energiſchen Bewegung emporgefahren und hat heftig ſeine Hand ergriffen.

„Kein Wort weiter, Vater! Du kannſt mir nichts ſagen, was mir in dieſem Augenblicke nicht mein eigenes Gewiſſen zuruft! Aber ich bin nicht im Stande, Dir ſchon jetzt eine Antwort zu geben. Gönne mir nur wenige Stunden Zeit! Noch heute ſollſt Du mein volles Geſtändniß empfangen, Du ſowohl, wie Marie; dann wird es in Eurer Macht liegen, mich zu verdammen oder mir zu verzeihen. Bis dahin aber darfſt Du ihr nichts von meiner Rückkehr verrathen."

Er wartet nicht erſt eine Erwiederung ab, ſondern er verläßt das Zimmer eilig, als können jede Minute der Verzögerung eine große Gefahr im Gefolge haben. Seine Augen blitzen und ſeine Bruſt hebt und ſenkt ſich in ſtürmiſchen Athemzügen. Aber auf ſeinem Antlitz liegt der Ausdruck einer unbeugſamen Entſchloſſenheit, und ein

Schimmer freudiger Genugthuung und Zuverſicht, wie ſie ſeine Bruſt ſeit langer Zeit nicht mehr erfüllt haben.

5.

Der Diener des Grafen Falkenried ſieht den fremden jungen Mann mit mißtrauiſchem Erſtaunen an, als derſelbe den Wunſch ausſpricht, der Comteſſe Leonie gemeldet zu werden. Aber das Beſtimmte und Dringende in Bruno's Auftreten veranlaßt ihn doch, ſeinem Erſuchen zu willfahren. Nach wenigen Minuten kehrt er zurück, um den Wartenden in einen Salon zu führen, der mit raffinirteſtem Luxus ausgeſtattet iſt. So viel er ſich auch bis dahin in den vornehmſten Kreiſen der Geſellſchaft bewegt haben mag, ſo iſt dem jungen Künſtler doch die Annehmlichkeit des Reichthums niemals in ſo blendender und verführeriſcher Geſtalt entgegengetreten, als gerade hier in dieſen prunkvollen Räumen, die vielleicht binnen Kurzem auch ihm als einem Mitgliede der Familie offen ſtehen würden, wenn er nicht mit dem feſten Entſchluß hierher gekommen wäre, dieſe glänzenden Zukunftsausſichten mit eigener Hand zu zertrümmern.

Eine geraume Weile bleibt er in dem prächtigen Gemache allein. Es könnte faſt den Anſchein gewinnen, als ob Leonie, die Bedeutung eines ſo außerordentlichen Schrittes, wie es dieſer Beſuch iſt, errathend, ihm Zeit laſſen wollte, ſich inmitten ſeiner verlockenden Umgebung eines Anderen zu beſinnen. Endlich hört er im Nebenzimmer das Rauſchen eines Frauenkleides, und gleich darauf ſieht er ſich dem ſchönen Mädchen gegenüber, das

er noch gestern mit so leidenschaftlicher Gluth zu lieben wähnte. Auch jetzt pocht bei ihrem Anblick sein Herz in rascheren Schlägen; aber es ist viel weniger ein Wiedererwachen jener gleich einem Feuerwerk verpufften Aufwallung der Sinne, als ein Gefühl begreiflicher Spannung, das ihn erregt. Leonie sieht blendender und verführerischer aus als je. Die einfache Morgentoilette, welche sie gewählt hat, hebt ihre schöne Erscheinung nicht minder wirksam hervor, als es gestern die kostbare Ballrobe gethan, und die Blässe ihres Gesichtes läßt die prachtvollen dunklen Augen nur noch glänzender und märchenhafter erscheinen.

Die Comtesse läßt die schweren Thürflügel hinter sich zufallen und macht einige rasche Schritte gegen den Künstler.

„Was ist geschehen, Bruno?“ kommt es hastig über ihre Lippen. „Was führt Dich hierher? Hast Du nicht bedacht, welche Gefahren Du damit für Dich und mich heraufbeschwörst?“

„Nein, Comtesse,“ erwiedert er, seine ganze Festigkeit zusammennehmend. „Ich bin vielmehr gekommen, eine Gefahr abzuwenden, die uns Beiden droht, und ich bitte Sie, mich für wenige Minuten ruhig anzuhören.“

Seine kühle Zurückhaltung und das förmliche „Sie“ in seiner Anrede sind ihr Beweis genug, daß ihre erste Befürchtung über den Zweck seines Erscheinens eine nur zu wohl berechtigte gewesen ist. Der harte Zug, welcher die Schönheit ihrer Züge zuweilen beeinträchtigt, tritt

Digitized by Google

mit beſonderer Schärfe hervor, und ihre Brauen ziehen ſich finſter zuſammen.

„Wenn ich Sie recht verſtehe, mein Herr, ſoll das ungefähr heißen: ich bin gekommen, mein gegebenes Wort zurückzufordern, weil ich zu feige bin, es zu halten. Iſt es nicht ſo?“

Bruno beißt ſich auf die Lippen, denn der geringſchätzige Ausdruck ihrer Worte trifft ihn wie ein Peitſchenſchlag. Aber er iſt feſt entſchloſſen, ſeine Ruhe zu bewahren, wie es ſich für Einen, der im Unrecht iſt, geziemt.

„Sie haben es nicht ganz getroffen, Comteſſe, wenn ich Ihnen auch in der Hauptſache nicht widerſprechen kann. Aber nicht Feigheit iſt es, die mich beſtimmt, ſondern die Erkenntniß, daß ich im Begriff war, ein Unrecht zu begehen, und mich an Ihnen, wie an Anderen, die mir theuer ſind, ſchwer zu verſündigen.“

„Alſo es iſt dennoch Dein Ernſt? Du haſt wirklich den Wunſch, mich im Stich zu laſſen, jetzt, nachdem ich Dir meine ganze Seele preisgegeben habe, nachdem ich mich Dir mit Allem, was ich bin und habe, angetragen! Haſt Du denn vergeſſen, daß Du mir geſchworen haſt, unſerer Abrede treu zu bleiben, was auch immer geſchehen möge?“

„Nein, ich erinnere mich deſſen nur zu gut, und darum ſtehe ich auch als ein Bittender vor Ihnen, nicht als Einer, der ein Recht hat, zu fordern! Sie allein können mich meines Schwures entbinden, können mir meine Freiheit zurückgeben, und ich hoffe —“

„Hoffe nichts!“ unterbricht ſie ihn heftig, indem ſie dicht vor ihn hintritt und ihre funkelnden Augen feſt in die ſeinigen bohrt. „Niemals werde ich Dich von Deiner Verpflichtung befreien! Hörſt Du — niemals! Und ich will doch ſehen, ob Du den Muth haſt, Dich ihr trotzdem zu entziehen! Glaubſt Du, daß man mit der Liebe und dem Vertrauen eines Weibes ſpielen könnte, wie mit der Argloſigkeit eines Kindes? Glaubſt Du, daß Du eine Comteſſe Falkenried nach Belieben aufnehmen und von Dir werfen könnteſt, nur weil ſie ein einziges Mal thöricht genug geweſen iſt, ihren Stolz und ihre Frauenwürde über ihrer Liebe zu vergeſſen?“

Betroffen und ſprachlos blickt Bruno auf die Zürnende. Auf einen ſo leidenſchaftlichen Widerſtand iſt er doch nicht gefaßt geweſen, und mit herzbeklemmender Furchtbarkeit drängt ſich ihm der Gedanke auf, daß es doch vielleicht ſchon zu ſpät ſein könnte für die Umkehr, die er beabſichtigt. Leonie mag den wechſelnden Ausdruck auf ſeinem Geſicht wohl mißdeutet haben, denn aus dem leidenſchaftlich zornigen Ton geht ſie plötzlich in den der zärtlichſten, hingebendſten Bitte über.

„Aber warum auch dieſe Scene, mein Freund! Ich begreife ja gut genug, was in Deinen Herzen vorgegangen iſt. Die Kühnheit und das Ungewöhnliche meines Vorſchlages ſind es, die Dich erſchreckt haben. Du glaubſt nach reiflicher Ueberlegung zu der Erkenntniß gekommen zu ſein, daß er unausführbar ſei, und ich begehe eine Thorheit, Dir deshalb zu zürnen. Glaubſt Du doch wahrſcheinlich an eine Entführung nach altmodiſchem Ge-

ſchmack mit dem ganzen Apparat von wuthſchnaubenden Vätern, blutdürſtigen Nebenbuhlern und polizeilichen Verfolgungen! Ich hatte eben geſtern nicht mehr Zeit genug, Dir zu ſagen, daß es nicht viel mehr als eine kleine Komödie iſt, welche wir da aufführen wollen. Nur um hundert kleinen Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu gehen, habe ich mich zu dieſem Handſtreich entſchloſſen. Mein Papa wird ſehr entrüſtet ſein — das unterliegt keinem Zweifel; äußerlich aber wird Alles in den beſten Formen ablaufen, und nach einem kleinen diplomatiſchen Notenwechſel wird man Dich, wenn auch mit etwas ſüßſaurer Miene, in meiner Familie willkommen heißen — unter der einzigen Bedingung wahrſcheinlich, daß wir unſere Hochzeitsreiſe nach dem Süden gleich auf zwei oder drei Jahre ausdehnen!“

Es hat ihr ſichtlich einige Anſtrengung gekoſtet, dieſen leichten, halb ſcherzhaften Plauderton anzuſchlagen, denn um ihre Lippen zuckt es noch wie in mühſam unterdrückter wilder Erregung, und auf dem Grunde ihrer Augen blitzt es zuweilen wie in ſtolzer Drohung auf. Bruno ſieht kaum etwas von alledem. Die Gegenſtände verſchwimmen vor ſeinen Augen, und in ſeinem Kopfe wirbelt es, ſo daß er ſeine Gedanken kaum noch zuſammenzufaſſen vermag. Die ſchwere, parfümirte Luft dieſes vornehmen Raumes liegt wie ein Alp auf ſeiner Bruſt.

„Ich beſchwöre Sie, Comteſſe,“ ſtößt er hervor, „es iſt ja unmöglich! Sie haben nicht bedacht, was ein ſolcher Schritt bedeutet! Ihr Ruf — die Ehre Ihres Hauſes — Ihres Vaters geſellſchaftliche Stellung —“

Digitized by Google

Mit einer ungeduldigen Bewegung ſchneidet ſie ihm das Wort ab.

„Du meinſt es vielleicht recht gut mit dieſen Einwendungen, aber ſie nehmen ſich ſonderbar genug aus in Deinem Munde. Doch genug davon! Auch die Demüthigungen, welche ſich die Liebe auferlegen kann, müſſen eine Grenze haben, und ich bin, wie ich glaube, dieſer Grenze nahe genug. Sprechen wir denn nicht weiter von dieſer Flucht! Ich denke nicht mehr daran!“

In einer Regung aufwallender Freude ergreift Bruno ihre Hand, die ſo heiß iſt, wie diejenige einer Fieberkranken.

„Wie danke ich Ihnen für dieſes Wort, Comteſſe! Sie wälzen eine Centnerlaſt von meiner Bruſt!“

Leonie zwingt ſich zu einem Lächeln. Ihre Hand zittert in der ſeinigen, aber ſie gibt ſich noch immer den Anſchein, ihn nicht ganz zu verſtehen.

„Du verdienſt es freilich kaum, daß ich Dir ein ſo ſchweres Opfer bringe, Du böſer, ſelbſtſüchtiger Mann,“ ſagt ſie leiſe, ohne einen Blick von ſeinem Antlitz zu verwenden, „aber ich weiß nicht, durch welche Zaubermittel Du mir's nun einmal angethan haſt! Wohlan, ich bin bereit, fein ordentlich auf dem geraden Wege zu bleiben und auf alle luſtigen Extravaganzen zu verzichten. Mein Papa iſt drinnen beim Frühſtück. Das iſt ſeine glücklichſte Stunde. Wenn überhaupt eine Ausſicht vorhanden iſt, ſeinen Widerſtand gleich beim erſten Anſturm zu beſiegen, ſo kann es nur um dieſe Stunde ſein. Du magſt mich hier erwarten, denn es wird freilich nicht gut ſein, wenn er ganz un-

vorbereitet von Deinem Antrag überraſcht wird! Ich hoffe doch" — und hier wurde ihre ſonſt ſo weiche Stimme plötzlich ſcharf und ſchneidend — „daß Du gegen dieſe Löſung keine neuen Einwendungen bereit haben wirſt."

Nun iſt der Augenblick der Entſcheidung gekommen. Wenn er jetzt nicht die Kraft gewinnt, das Wort auszuſprechen, das ihn auf ewig von dieſem ſchönen, ſtolzen Weibe trennen muß, wenn er jetzt ſchwach genug iſt, der Verſuchung zu unterliegen, ſo gibt es kein Zurück mehr für ihn, ſo iſt jede Brücke hinter ihm abgebrochen, die ihn noch mit der Vergangenheit verband. Schon hat Leonie die Thüre des Gemaches erreicht, während er noch immer ſchweigend daſteht, die Hände auf die Sammetlehne eines Seſſels geſtützt und mühſam nach Faſſung ringend.

Da fällt ſein irrender Blick auf einen Kupferſtich, der ihm gegenüber an der Wand hängt. Es iſt eine herrliche Nachbildung von Raphael's Madonna di San Siſto, und in ſeiner Erregung ſcheint es ihm, als ob die wunderbaren Augen der Maria ernſt und mahnend gerade auf ihn gerichtet wären. Und da ſteht es auch mit einem Male in voller, greifbarer Deutlichkeit vor ihm, das Bild jener Maria, der die erſten heißen Regungen ſeines Herzens gehört haben, jener Maria, die er noch immer mit der ganzen Kraft ſeiner Seele liebt, wie lange ihn auch eine unbegreifliche Selbſttäuſchung gleich einem dumpfen Traume gefangen gehalten haben mag. Und wie unter dem Zauberſtabe einer gütigen Fee iſt urplötzlich Alles von ihm abgethan, was ihm eben noch das Herz zuſam-

mengepreßt und den Mund verschlossen hatte. Er selbst weiß kaum, woher ihm plötzlich Muth und Beredtsamkeit kommen, und auch Comtesse Leonie blickt auf ihn wie auf eine Wundererscheinung, für welche ihr zunächst noch jegliches Verständniß fehlt. Rückhaltlos legt er ihr den Zustand seines Herzens dar. Er spricht von seiner niedrigen Herkunft und von den glücklichen Jahren seiner aufkeimenden Liebe für die Gespielin seiner Jugend. Ohne zu ahnen, wie tödtlich er sie mit jedem seiner Worte verletzen muß, schildert er ihr die Persönlichkeit Mariens mit all' der begeisterten Wärme, welche in diesem Augenblick sein ganzes Wesen durchströmt, und er schließt mit einem Appell an ihre Großmuth, ihm jenes schwere Unrecht zu vergeben, das er — einer lockenden, sinnbethörenden Versuchung unterliegend — an ihr, der Comtesse, begangen.

Starr und regungslos, wie aus weißem Marmor gemeißelt, steht Leonie an der Schwelle des Salons. Auch nicht das leiseste Zucken in ihrem bleichen Antlitz verräth, was in ihrem Herzen vorgeht; nur in ihren dunklen Augen lodert eine Flamme, die alles Andere eher prophezeit, als eine gütige Antwort. Aber sie läßt ihn bis zu Ende reden. Auch als sie längst die Gewißheit erlangt haben muß, daß er ihr unwiederbringlich verloren ist, läßt sie die Folterqualen, welche für sie in seiner feurigen Auseinandersetzung liegen, stumm über sich ergehen. Sie rührt sich nicht von der Stelle, als er in seiner selbstvergessenen Erregung einen Schritt auf sie zu macht, wie um ihre Hand zu ergreifen oder vor ihr nieder-

zuknien; aber es gleitet jetzt wie ein triumphirendes Aufleuchten über ihre Züge. Sie hat ein Geräuſch von Stimmen im Nebengemach vernommen, und blitzſchnell iſt ihr Racheplan gefaßt. In dem Augenblick, da ihr Bruno ſo nahe iſt, daß er ſie faſt berührt, ſtößt ſie mit einer haſtigen Bewegung die Thüre auf und ruft: „Iſt denn Niemand in der Nähe, mich vor der Zudringlichkeit eines Unverſchämten zu ſchützen?“

Bruno fährt zurück. Er hat ihre Abſicht durchſchaut und mit ihr zugleich die ganze Niedrigkeit ihres Charakters. Er fühlt ſich plötzlich dieſem Weibe gegenüber frei von aller Schuld, und dies Bewußtſein gibt ihm ſeine ganze Kaltblütigkeit zurück. In der That aber ſind ihm Kaltblütigkeit und Ruhe niemals nöthiger geweſen, als eben jetzt. Auf den Ruf der Comteſſe iſt mit wenigen raſchen Schritten Graf Erich v. Frankenſtein zwiſchen ſie und den Künſtler getreten; dunkle Zornesröthe färbt ſeine Wangen und ſeine Rechte zuckt unwillkürlich nach dem Gefäß des Säbels an ſeiner Seite.

„Hat der Bube es gewagt, Dich zu beleidigen, Leonie, ſo kommt er nicht lebendig über die Schwelle! Sage mir, was geſchehen iſt! Ich habe ein Recht, es zu erfahren.“

Aber noch ehe die Gräfin antworten kann, nimmt Bruno ſelbſt mit großer Gelaſſenheit das Wort: „Die gnädige Comteſſe muß mich vollkommen mißverſtanden haben, wenn ſie einen Grund zu haben glaubt, ſich über mein Benehmen zu beklagen. Ich kam hierher, um mich perſönlich zu entſchuldigen, weil ich einer gütigen Ein-

ladung der Comteſſe nicht Folge leiſten kann. Der Wunſch, meine Braut zu beſuchen, hindert mich daran. Ich würde es bedauern, wenn die Comteſſe das als eine Beleidigung empfände!"

Seine kalte Ruhe iſt Leonie ein Beweis dafür, daß ſie von ihm nicht auf Schonung zu rechnen haben wird, wenn ſie ihre erſte Abſicht noch weiter verfolgt, und als ſich Graf Erich mit einem erſtaunt fragenden Blick gegen ſie wendet, ſagt ſie darum mit einer verächtlich hochmüthigen Bewegung der Schultern und des ſchönen Kopfes: „In der That, ich muß den Herrn mißverſtanden haben, und ſeine mangelhafte Erziehung mag das einigermaßen erklären. Jedenfalls haben wir keine Urſache, uns länger mit ihm aufzuhalten!"

Aber das eiferſüchtige Mißtrauen des Grafen Erich iſt einmal geweckt, und der Zuſammenhang der ganzen Affaire iſt ihm zu unverſtändlich, als daß er ſich mit einer ſo unzureichenden Erklärung zufrieden geben ſollte.

„Und Deine Einladung?" fragt er. „Spricht er damit die Wahrheit? Zu wann und zu welchem Zweck könnteſt Du ihn eingeladen haben?"

Da gleitet wieder das alte verführeriſche Lächeln über ihr Geſicht, jenes Lächeln, deſſen unwiderſtehlichen Zauber Bruno zur Genüge an ſich ſelbſt hat erfahren müſſen, und indem ſie ſich zärtlich an die Schulter des ſchönen Reiteroffiziers anſchmiegt, ſagt ſie, mit weicher, gedämpfter Stimme zwar, doch laut genug, daß es auch Bruno hören kann:

„Es ſollte eine Ueberraſchung für Dich ſein, mein

Freund! Sein Auftreten sollte eine Programmnummer bilden in dem kleinen Konzert, mit welchem ich morgen die Feier unseres Verlobungsfestes zu verschönen gedachte."

6.

Eine sehr lange und sehr ernste Unterredung ist es gewesen, welche Bruno und sein Pflegevater mit einander geführt haben. Der junge Künstler hat ein ganz unumwundenes, reumüthiges Bekenntniß abgelegt, und der Buchhalter hat ein paarmal sehr bedenklich den Kopf geschüttelt. Nun aber ist es doch deutlich genug auf seinem freundlichen, biederen Antlitz zu lesen, daß sein Zorn verflogen ist, und daß er von ganzem Herzen bereit ist, seinem Pflegesohn zu verzeihen. Trotzdem scheint die Stimmung Bruno's schwermüthig und gedrückt.

„Anfänglich schien es mir so leicht," sagt er, „wieder vor Marien hinzutreten und ihr zu sagen: Sieh', mein Lieb, es war nur ein Mißverständniß, das uns getrennt hat. Wir haben in unverantwortlicher Verblendung einige schöne Jahre unseres Lebens geopfert; aber nun sind wir aus dem häßlichen Traume erwacht, und nicht eine einzige Stunde mehr wollen wir von unserem Glücke verlieren! So wollte ich zu ihr sprechen; aber jetzt erkenne ich wohl, daß ich niemals den Muth dazu haben werde. Sie kann mir's ja unmöglich verzeihen, daß erst Du, mein Vater, mir die Augen öffnen mußtet, um mich die wahren Beweggründe ihrer edlen Handlungsweise erkennen zu lassen, und Alles das, was inzwischen geschehen ist — nein, nein, ich verdiene ihre Liebe nicht mehr, und sie

thut recht daran, wenn sie mich mit kalter Verachtung zurückweist."

„Nun, sie braucht ja vielleicht nicht gleich Alles zu erfahren," meint der Buchhalter, indem er Bruno scharf ansieht, aber dieser schüttelt sehr energisch den Kopf.

„Das ist nicht Dein Ernst, mein Vater! Wie dürfte ich mir versprechen, jemals ihre Achtung und ihre Liebe wieder zu gewinnen, wenn ich ihr jetzt auch nur mit der kleinsten Lüge gegenübertreten wollte."

„Brav, mein Junge!" erwiedert Preppnow lächelnd, ihm auf die Schulter klopfend. „Ich sehe schon, Du bist auf dem rechten Wege, und da ist denn doch vielleicht noch nicht Alles verloren."

Er fängt an, von etwas Anderem zu sprechen; aber seiner Zerstreutheit ist es anzumerken, daß seine Gedanken nicht bei dem Gegenstand der Unterhaltung verweilen, und daß er irgend einen Plan in seinem Kopfe hin und her wälzt. Nach einer Weile schickt er sein Töchterchen mit einer geheimnißvollen Bestellung hinaus, und als sie wiederkehrt, fordert er Bruno auf, für eine kurze Zeit in die anstoßende Kammer einzutreten. Er möge sich da nur ganz ruhig verhalten, so lange er's eben ertragen könne, meint er mit einem pfiffigen Schmunzeln, und wenn er der Versuchung nicht widerstehen könne, zu lauschen, so möge er sich nicht wundern, wenn auch an ihm das alte Sprichwort vom Horcher an der Wand zur Wahrheit würde. Bruno ahnt wohl etwas von der Absicht seines Pflegevaters, und er hat große Lust, einen bescheidenen Widerspruch zu erheben, aber Jener schiebt ihn

ohne viele Umſtände mit ſanfter Gewalt durch die Kammerthüre, und dieſelbe hat ſich kaum hinter ihm geſchloſſen, als von der anderen Seite her Marie Martus in das Zimmer tritt.

Bruno's Jugendgeſpielin iſt trotz mancher gramvoll durchwachten Nacht, trotz der ſchweren Enttäuſchungen und der Freudloſigkeit ihrer Jugend noch immer von einer Schönheit und Anmuth, welche ſehr wohl jeden Vergleich aushalten kann mit den blendenden äußeren Vorzügen der ſtolzen Comteſſe v. Falkenried. Nur eine feine leichte Linie an den Mundwinkeln verräth, daß Schmerz und Trauer einen nur zu großen Theil dieſes jungen Menſchendaſeins ausgefüllt haben, ſonſt iſt der Ausdruck ihres Geſichtes ebenſo wie der Klang ihrer Stimme von jener ſanften, herzerwärmenden Freundlichkeit, wie ſie nur von wahrhaft edlen und harmoniſchen Naturen auszugehen pflegt.

„Ihre kleine Marie ſagt mir, daß Sie eine Mittheilung für mich hätten, lieber Herr Preppnow!“

„Allerdings, mein Kind! Ich würde Dich nicht herauf bemüht haben, wenn ich nicht glaubte, daß es einiges Intereſſe für Dich hat! Es iſt nämlich eine Nachricht gekommen von meinem Pflegeſohn Bruno — Du erinnerſt Dich ſeiner wohl noch?“

Mariens Wangen haben ſich plötzlich mit dunkler Gluth überzogen, und ſie ſchlägt verwirrt die Augen nieder, weil ſie ſich dieſes verrätheriſchen Zeugniſſes ihrer Empfindungen ſchämt.

„Es iſt freilich nichts Gutes,“ fährt der Buchhalter

mit angenommener Gleichgiltigkeit fort, indem er zugleich seine Stimme ein wenig hebt, damit der im Nebenzimmer jedes Wort der Unterhaltung vernehmen könne, „aber Du wirst Dich nicht sonderlich darum betrüben, denn gerade von Dir hat er doch kaum etwas Anderes verdient, als Groll und Verachtung."

Aber Marie sieht wirklich nicht aus, als ob Haß und Rachsucht in ihrem Herzen die Herrschaft gewinnen könnten. Nur Angst und Schrecken sind es, die sich auf ihrem lieblichen Antlitz ausprägen und mit zitternder Stimme fragt sie: „Um's Himmels willen, was ist's mit ihm? Es ist ihm doch nicht etwa ein Unglück widerfahren?"

„Nun ja, man wird es wohl so nennen müssen, wenigstens wenn ich recht unterrichtet worden bin. Er soll schwer krank und mutterseelenallein in einem hiesigen Hotel darniederliegen. Seine vornehme Freundschaft läßt ihn jetzt natürlich im Stich, und wir können selbstverständlich nicht daran denken, uns ihm aufzudrängen, da er uns ja deutlich genug gezeigt hat, daß er mit so armen Leuten nichts zu schaffen haben will."

Im Nebenzimmer wird ein Geräusch vernehmlich, wie wenn Jemand seine Hand auf den Griff der Thüre legt, um sie zu öffnen. Das junge Mädchen aber achtet nicht darauf, ebenso wenig wie sie noch daran denkt, durch geschickte Verstellung zu verbergen, was in ihrem Herzen vorgeht. In einer heißen Aufwallung verzweifelter Angst ergreift sie die Hand des Buchhalters.

„So dürfen Sie nicht sprechen, und es ist Ihnen auch nicht Ernst damit. Wenn Sie ihn jemals lieb gehabt haben,

kann es nicht Ihre Abſicht ſein, ihn jetzt in ſeinem Unglück, wo er der Liebe ſo ſehr bedarf, allein zu laſſen!“

„Nun, ich denke doch, er hätte mir Veranlaſſung genug dazu gegeben!“

„Thun Sie denn, was Sie verantworten können, Herr Preppnow. Ich aber werde mich dadurch nicht abhalten laſſen, meine Pflicht zu erfüllen, wie auch die Welt darüber urtheilen mag. Sagen Sie mir, wo ich Bruno finde, und wenn keine Würdigere da iſt, ihn zu pflegen, ſo will ich an ſeiner Seite bleiben, was auch die Zukunft über ihn und mich verhängt haben mag!“

Herr Preppnow ſtellt ſich ſehr erſtaunt, wenngleich es ihm ſchon ſchelmiſch um Mund und Augen zuckt.

„Aber um Alles in der Welt, liebes Kind, das klingt ja beinahe, als wenn der Undankbare noch immer einen Platz in Deinem Herzen hätte, obwohl Du ſelbſt, wie ich meine, ihm einſt ſein Wort zurückgegeben haſt.“

Marie kann die heiß emporſteigenden Thränen nicht länger zurückdrängen, und indem ſie die Augen mit der Hand bedeckt, ſagt ſie ſchluchzend: „Ach, ich weiß ja nicht, ob ich recht oder unrecht handle! Ich weiß nur, daß ich ſterben müßte unter der Laſt des Gedankens, ihn krank und verlaſſen zu wiſſen. Iſt es ſchlecht und unweiblich, daß ich ihn noch immer liebe, ſo will ich mich hundertmal lieber dieſes Unrechts ſchuldig machen, als daß ich ihn hilflos oder unter fremden, gleichgiltigen Menſchen ließe.“

Sie hat es nicht wahrgenommen, daß ſich während ihrer letzten Worte die Thüre der Kammer geöffnet hat,

und erſt, als ſich ein ſtarker Arm um ihren Nacken legt, als weiche, warme Finger mit ſanfter Gewalt ihre Hand vom Geſichte entfernen, bemerkt ſie, daß noch eine dritte Perſon anweſend iſt. Mit einem Aufſchrei will ſie ſich aus der Umſchlingung des vermeintlich fremden Mannes löſen, da flüſtert es in wohlbekannten Lauten dicht an ihrem Ohr: „Habe Dank für Deine goldenen Worte, mein geliebtes Mädchen, und ſei gegen den Geſunden nicht minder barmherzig und großmüthig, als Du es gegen den Kranken ſein wollteſt! O ſprich, iſt es denn Wahrheit, was ich noch immer nicht zu glauben, nicht zu hoffen wage — iſt es Wahrheit, daß Du mich noch immer liebſt?“

Marie antwortet nicht. Mit geſchloſſenen Augen, ſchwer athmend, liegt ſie in Bruno's Armen. Die raſch wechſelnden Eindrücke des furchtbarſten Schreckens und der höchſten Seligkeit laſſen ihr nicht Zeit, einen klaren Gedanken zu faſſen. Sie fühlt nur, daß ſie in dieſem Augenblick unſäglich, unermeßlich glücklich iſt.

— — — — — — — — — — — —

Und ſie hat dieſe widerſtandsloſe Hingabe auch in der Zukunft nicht zu bereuen. Die Mißverſtändniſſe und Verirrungen, welche ſie getrennt, ſind bald genug gelöst. Bruno hat ihr nichts verſchwiegen und Marie hat ihm Alles vergeben. Die ernſte Lehre aber, die ihm noch in der letzten Stunde, in der Stunde der höchſten Gefahr vom Schickſal ertheilt worden iſt, ſie iſt mit unverwiſchbaren Lettern in ſein Herz geſchrieben. Die, welche ihm in wahrer Liebe zugethan ſind, haben hinfort keine Ur-

ſache mehr, ſich über ſeinen Wankelmuth oder ſeine Undankbarkeit zu beklagen. Er hat den Plan ſeines Lebens von Grund aus umgeſtaltet. Statt der ruheloſen Wanderſchaft eines gefeierten Virtuoſen hat er eine ernſte Lehrthätigkeit an einem bedeutenden Konſervatorium aufgenommen, und wenn dieſelbe auch viel weniger einträglich und weniger reich an lärmenden äußeren Erfolgen iſt, ſo gewährt ſie ihm doch die Möglichkeit, ſich ganz und rückhaltlos den Seligkeiten ſeines jungen Eheglückes hinzugeben.

Nebenher findet er auch noch Anregung und Muße genug zur Vollendung ſeines lange geplanten und entworfenen erſten großen Werkes, eines Oratoriums, deſſen Titel, wie die Vertrauten des Komponiſten verrathen, „Die Verſuchung“ lauten wird. —

Aus der Comteſſe v. Falkenried aber iſt längſt eine Gräfin v. Frankenſtein geworden. Nur mit Verachtung erinnert ſie ſich noch des bürgerlichen Geigers, zu dem ſie ſich ſo tief herabgelaſſen und der ihre Liebe verſchmäht hat. Ob dieſe Erfahrung ſie heftig geſchmerzt oder nicht, ſieht man ihren ſtolzen Zügen nicht an.

Friedrich der Große und die Frauen.

Ein Beitrag zur Charakteriſtik des großen Königs.

Von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Am 17. Auguſt 1886 waren es hundert Jahre, daß Friedrich der Große die Augen für immer ſchloß, und alle Zeitungen des In- und Auslandes haben an jenem Tage Gelegenheit genommen, die Thaten und die Charaktereigenſchaften des Königs, Kriegshelden und Philoſophen einer eingehenden Würdigung zu unterziehen. Merkwürdiger Weiſe aber bleibt eine Seite ſeines Weſens faſt ſtets völlig unberührt: es iſt das Verhältniß, in dem der geniale Mann zu den Frauen ſtand.

Hört man von Friedrich dem Großen, ſo iſt man nur allzu geneigt, ſich ihn als Mann in bereits vorgerückten Jahren mit tief ernſtem, faſt menſchenfeindlichem Geſichtsausdruck, gebückt und den Krückſtock in der Hand vorzuſtellen, wie man ihn ſo vielfach abgebildet ſieht. Aber dieſer große Monarch hatte auch eine Jugend, und zwar eine recht wild bewegte Jugend, eine Sturm- und Drangperiode, in welcher er ſeinem jungen Blute ebenſo redlich ſeinen Tribut bezahlte, wie irgend ein anderer der Sterblichen, und in welcher er vor Allem dem weiblichen Geſchlechte keineswegs ſo kalt und gleichgiltig gegenüber ſtand, wie man es aus ſeinen reiferen Jahren erzählt.

Es ist eine ganze Reihe von zärtlichen Verhältnissen, die sich an seine Person knüpft, abgesehen von den mancherlei Beziehungen, die zum Theil ohne sein Zuthun, blos zum Zwecke einer standeswürdigen Vermählung eingegangen wurden. Die reiche Memoiren-Literatur jener Zeit hat uns manche interessante Einzelheiten zu diesem Kapitel überliefert, die wenig bekannt sein dürften und deren Wiederauffrischung gerade jetzt, wo wir die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages gefeiert haben, zur Vervollständigung des Charakterbildes Friedrich's des Großen am Platze sein dürften.

Es war im Februar 1728, als Friedrich, sechzehn Jahre alt, von seinem Vater mit zum Karneval nach Dresden an den Hof des Kurfürsten August II. genommen wurde, ein Ausflug, der auf den jugendlichen Prinzen von geradezu berauschendem Eindruck war. Man denke sich das überaus einfache, bis in's Kleinste geregelte und strenge Hauswesen Friedrich Wilhelm's I. und daneben den glänzenden, üppigen Hof August's des Starken! Was Wunder, wenn der junge Prinz, der jetzt eigentlich zum ersten Male einen Blick in die große Welt that, sich begierig in den Strudel der Lustbarkeiten stürzte, die ihn auf allen Seiten so verführerisch umgaben. Trotz der höchst strengen, einseitigen und pedantisch-steifen Erziehung, die ihm sein Vater zu Theil werden ließ, war Friedrich doch ein lebenslustiger und feuriger junger Mann.

Und so erlebte denn der junge Prinz hier in Dresden seinen ersten Liebesroman. Eine Gräfin Orczelska war es, eine natürliche Tochter August's II., die ihm Herz

und Sinne im Sturm gefangen nahm. Wir wissen nicht viel von ihr, doch muß sie von blendender Schönheit und eine vollendete Weltdame gewesen sein. Sie hatte es dem jungen Prinzen so angethan, daß er glaubte, nicht von ihr lassen zu können. Aber der Karneval ging vorüber, und Friedrich Wilhelm schied nicht von Dresden, ohne seinen Sohn mit sich zu nehmen. Ein eifriger Briefwechsel zwischen den Liebenden mag dann wohl der Trennung gefolgt sein, und als einige Monate nachher der sächsische Hof in Berlin seinen Gegenbesuch abstattete, erschien auch die Gräfin mit im kurfürstlichen Gefolge. Im Geräusche der Festlichkeiten, die nothwendig mit einer solchen Visite verbunden waren, fand auch der Prinz hinreichend Gelegenheit, seiner so strengen Aufsicht zu entschlüpfen und mit der Geliebten den eifrigsten Verkehr zu unterhalten. Wie lange indeß nach der Abreise die Verbindung mit dem Fräulein Orczelska noch fortdauerte, wissen wir nicht. Bekannt ist dagegen, daß Friedrich, vielleicht um seine Gedanken von der für ihn völlig aussichtslosen Liebschaft abzulenken, sich bald darauf einem ziemlich ungebundenen Lebenswandel ergab und dadurch den ersten Anlaß zu dem Zerwürfniß mit seinem Vater bot, da der Prinz kaum heimlich etwas vornehmen konnte, was sein Vater nicht in Erfahrung gebracht hätte.

Bekanntlich war dem Könige Friedrich's Neigung zur Musik und Poesie, seine französische Haartracht ꝛc., seine nachlässige Haltung, sein ganzes Wesen, das er für unmännlich erklärte, zuwider, und der zukünftige Thronfolger in Allem anders, als er ihn haben wollte. Was ihn

aber mehr als dies aufbrachte, war die mit einem Male hervorgetretene Neigung des Prinzen zu Liebesabenteuern. Dies führte zu sehr ernsten Auseinandersetzungen und zu Scenen der unerquicklichsten Art zwischen Vater und Sohn, ja das Mißfallen des Königs an dem jungen Prinzen steigerte sich allmählig zu förmlichem Haß.

In dieser Zeit nämlich war zwischen dem preußischen und englischen Hofe ein Doppelheirathsprojekt aufgetaucht, das namentlich von Friedrich's Mutter eifrigst betrieben ward. Friedrich sollte mit seiner Cousine, der englischen Prinzessin Emilie, und der Prinz von Wales mit Friedrich's ältester Schwester Friederike Emilie vermählt werden, ein Plan, den der König anfangs selber billigte, von den ihn aber seine Günstlinge, der österreichische Gesandte Graf v. Seckendorf und der Minister v. Grumbkow, gänzlich zurückbrachten. Lord Hotham, welcher englischerseits die Unterhandlungen führte, verdarb die Sache selbst durch die ungeschickte Art, wie er die Vorgenannten um das Vertrauen des Königs zu bringen suchte, wogegen diese wieder in Friedrich Wilhelm den Glauben zu wecken verstanden, England habe nur die Absicht, Preußen zu einer englischen Provinz zu machen und eine solche Partei um ihn her zu bilden, daß er nicht mehr Herr im eigenen Hause sei. Dies wirkte um so mehr, als Friedrich Wilhelm ohnedies auf seinen Schwager Georg durchaus nicht günstig zu sprechen war. Der englische Gesandte erfuhr vom Könige eine sehr derbe Abfertigung und das Heirathsprojekt wurde ad acta gelegt. Als man nun dem Könige hinterbrachte, der Kronprinz habe schriftlich er-

klärt, daß er nie eine andere als eine engliſche Prinzeſſin heirathen werde, und in dieſer Angelegenheit nach London geſchrieben, legte er demſelben dies als ſchweres Verbrechen aus. Es kam zu heftigen Auftritten zwiſchen Beiden, ja der König ließ ſich zu thätlichen Mißhandlungen ſeines Sohnes hinreißen.

Friedrich ſchrieb endlich ſeiner Mutter, daß er eine ſolch' unwürdige Behandlung nicht länger ertragen könne, und bat ſie, ihm die Erlaubniß zu einer längeren Reiſe auszuwirken. Der König aber verweigerte dies, und ſo faßte endlich der Prinz jenen verhängnißvollen Entſchluß, die Flucht zu ergreifen. Er hatte die Abſicht, ſich nach England zu wenden, mit deſſen Hof er auch, nachdem die Heirath aufgegeben war, in freundlichem Verkehr blieb. Namentlich unterhielt er mit der Prinzeſſin Emilie, die das erhaltene Eheverſprechen überhaupt ſehr ernſt nahm, ſich nie vermählte und zeitlebens ſein Bild in einem Medaillon auf dem Herzen getragen haben ſoll, nach wie vor einen lebhaften Briefwechſel.

Inzwiſchen war bereits ein neuer Heirathsplan für den Prinzen aufgetaucht. Grumbkow und Seckendorf ſuchten eine Verbindung der damals kaum vierzehnjährigen Maria Thereſia, der älteſten Tochter Kaiſer Karl's VI., die ſpäter eine ſo hervorragende Gegnerin Friedrich's werden ſollte, mit dem Prinzen von Preußen zu vermitteln. Wer weiß, ob Friedrich, der durch den Zwieſpalt mit ſeinem Vater der Verzweiflung nahe war, ſich nicht dieſem Vorſchlag gefügt hätte, nur, um vielleicht aus Berlin fort zu kommen, wenn nicht die ſchöne Oeſterreicherin ſelbſt

einen Strich durch das Konzept gemacht hätte. Maria Thereſia hatte nämlich ſo viel Ungünſtiges über den preußiſchen Kronprinzen gehört, daß ſie beſtimmt die Erklärung abgab, dieſen nicht zu heirathen. Man unterließ darauf auch alle weiteren Verſuche, und die Prinzeſſin reichte bekanntlich 1736 dem Großherzog von Toskana, Franz Stephan von Lothringen, der am kaiſerlichen Hof erzogen worden war, ihre Hand.

Die oben erwähnte Abſicht des Prinzen, ſich dem unerträglichen Verhältniß zu ſeinem Vater durch die Flucht zu entziehen, war indeß nicht aufgegeben. Auf einer Reiſe nach dem Rhein, auf welcher Friedrich ſeinen Vater begleiten mußte, ſollte ſie zur Ausführung kommen, und es waren bereits alle Vorbereitungen dazu getroffen, als der König, der ſchon längſt Verdacht geſchöpft hatte, durch einen aufgefangenen Brief Friedrich's an ſeinen Freund Katte den ganzen Plan erfuhr. Friedrich Wilhelm gerieth außer ſich vor Wuth. Der Prinz, welcher damals Oberſtlieutenant des Leibregiments war, wurde nach Weſel transportirt, dort zum Verhör vor den König gefordert und vollſtändig wie ein Verbrecher behandelt.

„Ihr ſeid nichts als ein feiger Deſerteur, der keine Ehre hat!" ſchrie ihn der König an. — „Ich habe," entgegnete der Kronprinz, „ſo viel Ehre wie Sie, und nichts weiter gethan, als was Sie an meiner Stelle auch gethan hätten. Sie haben mich nicht wie Ihren Sohn, ſondern wie einen Sklaven behandelt!" . . . In ſeinem Zorne hätte ihn der Vater durchbohrt, wäre ihm nicht der General v. Moſel in den Arm gefallen.

In Küſtrin finden wir dann den Prinzen wieder. Während ſein Freund Katte für die Beihilfe, die er zu dem Fluchtverſuch geleiſtet, mit dem Tode büßen mußte und vor den Augen des Prinzen hingerichtet wurde, kam Friedrich mit der bloßen Ausſtoßung aus dem Heere und einem ſtrengen Arreſt davon.

Zu den mancherlei Beſchuldigungen, welche gegen den Prinzen vorgebracht wurden, gehörte auch die, daß er mit der ſchönen Doris Ritter, der Tochter des Kantors in Potsdam, ein Liebesverhältniß unterhalten habe. Trotz der ſcharfen Unterſuchung ſtellte ſich indeſſen weiter nichts heraus, als daß er ſich zuweilen beim Flötenſpiel von ihr auf dem Klavier hatte begleiten laſſen, und daß ſie einige kleine Geſchenke von ihm angenommen hatte. Nichtsdeſtoweniger befahl der König, das arme ſechzehnjährige Mädchen vor dem Rathhauſe, vor ihres Vaters Hauſe und an allen Stadtecken auszupeitſchen und hierauf zeitlebens nach Spandau in's Spinnhaus zu bringen. Der Kantor, ihr Vater, wurde obendrein ſeines Amtes entſetzt. Erſt nach drei Jahren, als Friedrich wieder vollſtändig zu Gnaden angenommen war, und die immer ſchmerzhafter auftretende Gicht den König allmählig mürbe zu machen begann, begnadigte er die unglückliche Doris.

Friedrich's Gefangenſchaft in Küſtrin wurde zwar nach einigen Wochen etwas erleichtert, aber erſt, als er ſich zu dem Gelöbniß verſtand, „bei Verluſt der Krone und Kur in Zukunft blindlings den väterlichen Willen zu befolgen," durfte er ſich im Bereiche der Stadt und Feſtung bewegen und erhielt einen kleinen Hofſtaat.

Wie gedrückt ſich der junge Prinz unter dieſen demüthigenden Zwangsmaßregeln fühlen mußte, kann man ſich leicht vorſtellen. Der freie Verkehr mit der Frauenwelt, der ihm Bedürfniß war, fehlte ihm ſehr und er ſuchte Erſatz, wo er nur konnte. In der erſten Zeit war es die ſchöne Tochter des Kammerdirektors Hille, vielleicht das einzige Mädchen, das mit dem Gefangenen in Berührung kam, und dem er ſich mit unverkennbarer Zuneigung zu nähern ſuchte. Zu einem wirklichen Liebesverhältniß mit ihr kam es freilich nicht, das war aber wohl weniger ihm zuzuſchreiben, als dem ſtrengen Vater, unter deſſen Aufſicht der Kronprinz als jüngſter Kriegs- und Domänenrath arbeitete, und der eine ſo ausſichtsloſe Liebelei unter keinen Umſtänden aufkommen laſſen mochte.

Als dann Friedrich etwas mehr Freiheit erlangte, war es wiederum ſein Erſtes, Umgang mit geiſtvollen Frauen zu ſuchen. Auf dem Schloſſe Tamſel bei Küſtrin lebte damals eine Frau v. Wreech, die durch ihren Geiſt und ihre Schönheit den Prinzen ſo bezauberte, daß er jede Stunde, die er nur erübrigen konnte, in ihrer Geſellſchaft verbrachte.*) Dieſes neue Verhältniß, das auch dem Könige kein Geheimniß blieb, gab wohl auch mit den Anſtoß, daß

*) Sie war bedeutend älter als der Prinz. Später, in ſeinem hohen Alter, begegnete Friedrich einer Enkelin von ihr, der Gräfin Sophie v. Schwerin, welche ganz den Liebreiz der Erſcheinung von der Großmutter geerbt hatte, und bei deren Anblick der betagte König ſo entzückt war, daß er ihr ſagte: „Wäre ich fünfzig Jahre jünger, ich würde Ihnen meine Krone zu Füßen legen.“

Friedrich Wilhelm jetzt sofort wieder die Heirath seines Sohnes zu betreiben anfing. Nachdem sich die englischen wie die österreichischen Vermählungspläne vollständig zerschlagen hatten, war die Wahl des Königs auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gefallen, die Nichte der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin des letzten Habsburgers, Karl's VI.

Friedrich, dem vor Allem die Aussöhnung mit seinem Vater am Herzen lag, zeigte sich sofort damit einverstanden, obwohl er die ihm zugedachte Lebensgefährtin bis dahin noch gar nicht gesehen hatte, und erklärte, die Bevern'sche Prinzessin heirathen zu wollen, vorausgesetzt, „daß sie weder einfältig noch widerlich sei;" freilich, bemerkte er gegen Grumbkow, werde er sie nie lieben können.

Am 4. Februar 1732 schrieb der König an seinen Sohn u. A.: „Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein ... Die Prinzessin ist nit häßlich auch nit schön ... Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles, und comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu!"

Gegen Ende Februar 1732 sah Friedrich die ihm bestimmte Braut zum ersten Male, als sie eben erst die Blatternkrankheit überstanden hatte und die rothen Flecken davon noch im Gesichte trug. Der Eindruck auf den

Digitized by Google

Prinzen war natürlich kein sonderlich günstiger; aber da sie dem Könige zusagte, ließ er sie sich gefallen. Am 10. März fand die feierliche Verlobung statt. Jetzt bot Oesterreich Alles auf, dieselbe rückgängig zu machen und dafür nach dem Wunsche König Georg's II. die Vermählung mit einer englischen Prinzessin zu Stande zu bringen, aber Friedrich ließ sich nicht bewegen, sein einmal gegebenes Wort zu brechen, und so wurde am 12. Juni 1733 zu Salzdahlum, einem Lustschlosse des Herzogs von Braunschweig, die Vermählung vollzogen.

Schon im Jahre zuvor war der Kronprinz ganz begnadigt und in das Heer wieder aufgenommen worden. Die Neuvermählten gingen zunächst nach Ruppin, dann aber nach dem nahe gelegenen Städtchen Rheinsberg, dessen altes Schloß der König für 50,000 Thaler gekauft und nach den Wünschen des Sohnes hatte umbauen und einrichten lassen. Man weiß, mit welchem Eifer sich hier der Kronprinz der Ausübung seines militärischen Berufes hingab und im Uebrigen seinen Neigungen in künstlerischer und wissenschaftlicher Richtung nachging.

Was seine Gemahlin anbetrifft, so gewann sie bald seine volle Hochachtung, nie jedoch seine Liebe. Elisabeth Christine besaß zwar jugendliche Frische und Sanftmuth, allein ihre Schüchternheit war nicht dazu angethan, Friedrich's Herz zu gewinnen. Da er indeß ein inniges Verhältniß von vornherein nicht erwartet hatte, so ward ihm der Mangel auch weniger fühlbar. Im Verkehr mit geistreichen Freunden und mit dem Studium der Literatur und Philosophie beschäftigt, verlebte er hier eine Reihe

glücklicher Jahre, während er zugleich seine Stellung als Regimentskommandeur so vortrefflich ausfüllte und sich allen Verwaltungsangelegenheiten mit solchem Verständniß widmete, daß ihn der König endlich als würdigen Nachfolger anerkannte. Friedrich war allerdings in der letzten Zeit ein wesentlich Anderer geworden, die herben Erfahrungen hatten ihn ernster, männlicher und besonnener gemacht. Das Wohlgefallen am schönen Geschlecht erhielt er sich aber auch jetzt noch, wenn ihm auch durch die veränderten Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade Zurückhaltung geboten war. Er schrieb darüber u. A. an Voltaire: „Die Frauen verbreiten unaussprechlichen Reiz über den Umgang, und sind, auch abgesehen von aller Galanterie, unentbehrlich für die Gesellschaft. Ohne sie ist jede Unterhaltung matt."

Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich den Königsthron. Bis dahin hatte er mit seiner Gemahlin allem Anscheine nach ganz zufrieden gelebt, obwohl es ihm nicht erwünscht sein konnte, daß die Ehe kinderlos blieb. Sobald er aber König geworden, trat zwischen ihm und Elisabeth Christine eine förmliche Trennung ein, indem er seinen Aufenthalt in Sanssouci nahm, während die Königin das Schloß Schönhausen bezog. Die Trennung war nach Arnim's Angaben eine so vollkommene, daß Friedrich auch die Residenz seiner Gemahlin nur ein einziges Mal besuchte, nämlich im Jahre 1744 bei der Verlobung seiner Schwester Luise Ulrike mit dem Könige Adolph Friedrich von Schweden. Später, nach dem Tode seiner Mutter, überließ er ihr auch den Palast Monbijou in Berlin, sah sie

aber, auch wenn er in seine Hauptstadt kam, nur sehr selten. In der Karnevalszeit speiste er zuweilen bei ihr, machte ihr dann aber blos die üblichen Verbeugungen beim Eintreten, Niedersetzen und Aufstehen, ohne bei Tafel ein Wort mit ihr zu sprechen. Uebrigens hielt er jedoch mit großer Strenge darauf, daß ihr keine der ihr als Königin gebührenden Ehrenbezeugungen vorenthalten blieb, wie er sich denn auch selbst im Uebrigen jederzeit tadellos gegen sie benahm. Er nennt sie in seinen Briefen stets vertraulich „meine Frau", läßt ihr immer genaue Berichte über seine militärischen Angelegenheiten zugehen und versäumt nicht, ihrer auch sonst mit Zusendung von allerlei Eßwaaren aus seiner „Wirthschaft", Wildpret, Würste, Fische ꝛc. an die königliche Hofhaltung zu gedenken.

In Sanssouci führte Friedrich ein förmliches Junggesellenleben, und außer der Gattin des Marquis d'Argens, seines langjährigen Freundes, durfte keine Dame daselbst wohnen, allein dem schönen Geschlechte blieb der König nach wie vor gewogen. Freilich war es nur eine kleine Zahl von Damen, mit denen er Verkehr unterhielt, und die namentlich an der sogenannten Confidenztafel theilnehmen durfte. Diese letztere fand gewöhnlich bei der Prinzessin Amalie, der unvermählt gebliebenen Schwester Friedrich's, statt, und hier werden Frau v. Trouſſel, Fräulein v. Tettau und die Gräfin v. Dönhoff genannt, die sich der Bevorzugung des Königs zu erfreuen hatten.

Aber keine von ihnen konnte sich rühmen, einen so mächtigen, bezaubernden Eindruck auf den Monarchen ge-

Digitized by Google

macht zu haben, als Signora Barbarina Campanini, eine italienische Tänzerin, die allerdings durch ihre Schönheit und ihren Geist Jeden in Entzücken versetzte, der sie kennen lernte. Die Art und Weise, wie sie nach Berlin kam und dort Furore machte, ist interessant genug, um etwas eingehender dabei zu verweilen. Es sind viele falsche Nachrichten von ihr verbreitet, und erst dem Hofrath Schneider, welchem für seine „Geschichte der Oper und des königlichen Opernhauses in Berlin" die Benutzung des geheimen Kabinetsarchivs zu Gebote stand, verdanken wir zuverlässige Angaben über das Leben dieser gefeierten Ballerina und ihr Verhältniß zu dem Könige.

Es war im November 1743, als Friedrich den Befehl gab, die in ganz Italien berühmte und damals in Venedig lebende Tänzerin für Berlin zu engagiren, was auch ohne Schwierigkeiten geschah. Allein als sie den Kontrakt erfüllen sollte, erklärte sie, nicht nach der preußischen Hauptstadt kommen zu können. Und warum nicht? Signora hatte inzwischen einen jungen Lord Namens Stuart de Mackenzie kennen gelernt und angeblich geheirathet, mit dem sie nun nach Paris und dann nach London wollte. Alle Drohungen, daß der König auf diese Weigerung nicht eingehen werde, nützten nichts, so daß Friedrich, der in der That in solchen Angelegenheiten keinen Spaß verstand, sich veranlaßt sah, durch den preußischen Gesandten Dohna von der Republik Venedig die unverzügliche Auslieferung der Barbarina zu verlangen. Als sich nun aber die Republik dessen weigerte, ließ der König in seinem Zorn die Equipagen des venetianischen

Gesandten Capello, welcher eben auf einer Reise durch Preußen begriffen war, mit Beschlag belegen, bis man seine Aufforderung respektirte. Der Senat von Venedig meldete darauf, daß die widerspenstige Tänzerin bereits verhaftet sei und ausgeliefert werden solle, nur möchte sie in Berlin nicht länger zurückgehalten werden, als ihr Kontrakt laute. Die Republik werde sie bei Nacht aus Venedig fortbringen lassen und unter militärischer Bedeckung einer Kompagnie Kavallerie bis an die österreichische Grenze liefern, wo man sie in Empfang nehmen solle. Und so geschah es. In Palma nuova wurde die Barbarina in einer verschlossenen Kutsche an einen Vertrauensmann des Grafen Dohna, der sie dort erwartete, überantwortet. Das war übrigens nicht so einfach, denn bereits vor der venetianischen Eskorte war Lord Stuart mit zahlreicher Dienerschaft in Palma nuova eingetroffen und bot Alles auf, den Agenten zu bestechen. Als dies nicht gelang, wurde die Tänzerin „vor Liebe und Chagrin" krank und der Engländer folgte dem Weitertransporte bis Wien, wo Barbarina in dem Hotel des preußischen Gesandten abgeliefert wurde. Diesem bot der Lord eine Kaution von 100,000 Thalern, wenn er seine Gemahlin so lange frei lasse, bis er die Entbindung von ihrem Kontrakt am preußischen Hofe erwirkt haben werde. Graf Dohna ließ sich auch darauf nicht ein, konnte es aber nicht hindern, daß Lord Stuart, wenn auch auf anderem Wege, der Gefangenen nach Berlin folgte. Dort war sein Erstes, in einem Briefe an den König um die Freigebung der ihm angeblich angetrauten Tänzerin zu bitten. Man

weiß indeß nicht, was darauf erfolgte; nur soviel ist gewiß, daß Signora Barbarina vorläufig in Berlin verblieb, ohne daß von Lord Stuart weiter die Rede war; es scheint demnach, daß die Familie des Letzteren das ihr unliebsame Verhältniß zu der Tänzerin beanstandet, und der König dem Lord das weitere Verweilen in Berlin verboten habe.

Allzu großen Kummer scheint sich übrigens die schöne Tänzerin über diesen Verlust nicht gemacht zu haben. Sie fand sich vielmehr ziemlich rasch in ihre neuen Verhältnisse, und das dürfte allerdings zu einem wesentlichen Theile dem überaus günstigen Eindruck zuzuschreiben sein, welchen die gefeierte Ballerina gleich bei ihrem ersten Auftreten in Berlin nicht nur auf das gesammte Publikum, sondern auch auf den König machte. Ihre außerordentliche Schönheit, von der die noch jetzt in den königlichen Schlössern aufbewahrten Gemälde Zeugniß ablegen, entzückte den Monarchen ebenso, wie ihr Benehmen bei der Unterhaltung, die er gleich nach dem Debüt mit ihr anknüpfte. Alles Vorgefallene war, wie Hofrath Schneider angibt, vergeben und vergessen, Barbarina wurde der erklärte Liebling des Königs.

Nichtsdestoweniger aber bewahrte Friedrich ihr gegenüber seine volle Würde und zeigte die größte Unparteilichkeit, wenn es galt, über die Pflichten der Tänzerin zu entscheiden. Im Sommer 1748 wollte sie Berlin verlassen, ohne ihre Schulden bezahlt zu haben. Der König, davon in Kenntniß gesetzt, dekretirte aber, daß sie bezahlen oder arretirt werden müsse, und da sie ersteres nicht so-

Digitized by Google

fort that, ließ dem zu Folge der Polizeipräsident von Berlin so lange ihre Wohnung bewachen, bis sie sich bequemte, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Barbarina reiste darauf nach England, kehrte aber schon zu Anfang des nächsten Jahres wieder nach Berlin zurück. Dies hatte einen ganz bestimmten Grund. Sie hatte die Bekanntschaft eines vornehmen Herrn, des geheimen Raths v. Cocceji, eines Sohnes des Großkanzlers, gemacht, und dieser wollte sie zu seiner Gemahlin erheben. Die Eltern des Bräutigams waren aber durchaus nicht damit einverstanden und hatten die Hilfe des Königs dagegen angerufen. Friedrich gewährte diese auch und ließ den heirathslustigen Geheimrath verhaften und auf das Schloß Alt-Landsberg bringen, um ihn aus den Augen der „verführerischen Kreatur" zu rücken, wie der König die schöne Tänzerin wiederholt selbst bezeichnete. Eine gewisse Ursache zu solchem Eingreifen hatte Cocceji allerdings dadurch gegeben, daß er sich durch seine Leidenschaft für die Ballerina eines Abends im Theater zu einer brutalen Handlung hinreißen ließ. Während sie nämlich auf der Bühne tanzte, und er dicht daneben in einer Loge saß, warf sie nach seinem Dafürhalten einem neben ihm sitzenden Rivalen allzu freundliche Blicke zu. Darüber wüthend, vergaß sich der Geheimrath in seiner Eifersucht so weit, daß er seinen Nachbar plötzlich ergriff, emporhob und zu der Tänzerin auf die Bühne trug, was ihm bei seiner herkulischen Körperkraft, dem schwächlichen Nebenbuhler gegenüber, ein Leichtes war. Der Held bekam darauf, wie schon erwähnt, Arrest, ließ sich aber dadurch doch

nicht abhalten, ſpäter die Geliebte wirklich zu heirathen. Trotz aller Bewachung verließ das Paar anfangs 1751 Berlin, um ſich auswärts zu ihrem Bunde den Segen der Kirche zu holen. Nach der Hauptſtadt zurückgekehrt, trat Barbarina ganz öffentlich als Freifrau v. Cocceji auf, und der König, an welchen die darüber entrüſtete Familie des Großkanzlers auf's Neue appellirte, wußte nichts Anderes dagegen zu thun, als daß er den Herrn v. Cocceji nach Glogau verſetzte und ihm wie ſeiner Frau die Rückkehr nach Berlin verbot.

Das Verhältniß des Königs zu ſeiner Gemahlin Eliſabeth Chriſtine blieb ſtets daſſelbe. Sie lebte nach wie vor völlig von ihm getrennt, allein er erwies ihr doch, wie ſchon oben erwähnt, ſtets die größte Achtung, bezahlte ohne Widerrede die Anleihen, die ſie zuweilen machte, und zeigte, wenn ſie erkrankte, die beſorgteſte Theilnahme. Daß er ſie wirklich achtete, ergibt ſich auch aus dem Teſtament, das er ſelbſt am 8. Februar 1769 aufſetzte. Nach der Beſtimmung, ſie ſolle außer ihren bisherigen Einkünften jährlich 10,000 Thaler, zwei Faß Wein, Holz und Wildpret für ihre Tafel erhalten, fährt er fort: „Da ſich übrigens kein ſchicklicher Ort findet, ihr denſelben zur Reſidenz anzuweiſen, ſo mag es Stettin dem Namen nach ſein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine anſtändige Wohnung im Berliner Schloſſe frei zu laſſen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweiſen, die ihr als der Wittwe ſeines Oheims und als einer Fürſtin, die nie vom Tugendpfade abgewichen, gebührt!“

Das Neueste über das „Reich der Mitte".

Nach den Berichten eines Chinesen.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Die Chinesen für ein schlaffes Volk, für eine stumpfsinnige, im Dunkel der Vergangenheit begrabene und gegen die Zukunft durchaus gleichgiltige Rasse zu halten, die gerade gut genug ist, als Zielscheibe schlechter Witze zu dienen, ist unter den Abendländern seit Jahrhunderten gang und gäbe.

Ehemalige Reisebeschreibungen und gelehrte Schilderungen, deren Verfasser leider nur zu oft nach dem Muster jenes bekannten reisenden Engländers verfuhren, der im Gasthause eines Ortes von einem rothköpfigen und unhöflichen Kellner bedient wurde, und dafür bei seiner Abreise in sein „Tagebuch" schrieb: „Die Bewohner dieser Stadt haben rothe Haare und sind sehr grob," — Reiseberichte aller Art, welche sich bis auf unsere Zeit fast ausnahmslos darin gefielen, dem staunenden Europa die ungeheuerlichsten Dinge aus dem „Reich der Mitte" als verbürgte Wahrheiten aufzutischen, haben es auf dem Gewissen, daß sich über die sozialen Zustände, das Fa-

Digitized by Google

milienleben und die Denkweise des chinesischen Volkes bei uns die absonderlichsten und verschrobensten Vorstellungen eingenistet haben.

Daß die Chinesen das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und den Kompaß weit früher als wir kannten, die Erfinder des Seidenzeuges und des Porzellans, im Uebrigen jedoch eine, in jeder Hinsicht verkommene Nation seien, die sich von Reis, Ratten und Hundefleisch nähre und ihren Gästen Schlangeneier und Eidechsenbraten vorsetze — das war so ziemlich Alles, was man bis vor Kurzem in weiteren Kreisen über China und die Bewohner des himmlischen Reiches wußte. Wohl wurde hie und da darauf hingewiesen, daß China das historisch älteste Land der Erde und im Besitze der ältesten und zuverlässigsten Ueberlieferungen bezüglich des Menschengeschlechtes sei, und man wunderte sich gelegentlich, daß die Gelehrten den Hieroglyphen der Egypter mit beinahe fanatischem Eifer nachstöberten, während sie die sicherlich ebenso bedeutsamen Urkunden der weit älteren chinesischen Geschichte gänzlich vernachlässigten; wohl erinnerte man sich, daß die philosophischen Grundlehren der Chinesen denen der großen Weisen des klassischen Griechenlands vorhergingen, daß die Kunst in China blühte zu einer Zeit, da Homer noch nicht geboren war, Athen noch seiner Gründung harrte und die alten Germanen vielleicht noch nicht einmal auf Bärenhäuten lagen, trotz alledem aber blieb das ungeheure chinesische Reich das unbekannteste unter allen Ländern der Erde, ein Buch mit sieben Siegeln.

Erst vor wenigen Jahren drangen Berichte in die

Oeffentlichkeit, deren wohlbegründete Wahrheiten alle so beharrlich gehegten Vorurtheile zu erschüttern begannen, und erst vor Kurzem trat endlich zum ersten Male ein Chinese selbst, der ebenso geistvolle wie gelehrte und mit den Sitten auch der abendländischen Welt sehr genau vertraute General Tscheng-Ki-Tong nämlich, der Militär-Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris, auf den Plan, um die abendländischen Begriffe über sein Vaterland und seine viel geschmähten Landsleute aufzuklären. Er steht in seinem, in französischer Sprache geschriebenen, kürzlich auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke über „China und die Chinesen“ nicht an, zu behaupten, daß die chinesischen Staatseinrichtungen „liberaler, gerechter und ersprießlicher“ sind, als die des Abendlandes, weil jene altehrwürdigen Institutionen im Gegensatz zu unserer modernen Civilisation allein gewähren, was sie versprechen, nämlich den Frieden und die Gleichheit.

Bleibe diese Behauptung nun auch dahingestellt, und gestehen wir zu, daß der patriotische Verfasser uns die Einrichtungen seines Vaterlandes nur von der schönsten Seite zeigt, so enthält das Buch doch so interessante Aufklärungen, so grundlegende Auskünfte über Geschichte und Dichtkunst, Religion und Philosophie, Familie und Ehe, über das Leben, die Sitten und Gebräuche des Reiches der Mitte überhaupt, daß wir unseren Lesern zu dienen glauben, wenn wir denselben das Wichtigste daraus in kurzen Strichen mittheilen.

Es gibt vier Klassen von Bürgern in China. Sie werden nach den Vorzügen und Ehren, welche die Ge-

Digitized by Google

bräuche und Geſetze des Landes jeden einzelnen von ihnen zuweiſen, unterſchieden. Dieſe Klaſſen beſtehen aus den Gelehrten, den Ackerbauern, den Handwerkern und den Kaufleuten, und dieſe abſteigende Linie charakteriſirt die ſoziale Rangordnung China's. Die Gelehrten nehmen die erſte Stelle ein, die Ackerbauer als nährende Klaſſe die zweite, die Handwerker genießen ebenfalls auf Grund ihrer Kunſtfertigkeit eine ziemlich hohe Achtung, die Klaſſe der Kaufleute iſt die niedrigſte. Die beiden erſten Klaſſen bilden die Ariſtokratie des Geiſtes und der Arbeit. Die Gelehrten, die Vertreter der Wiſſenſchaft, der höchſten und edelſten Bethätigung des menſchlichen Geiſtes, „weil ſie die Menſchen befähigt zu regieren" — wie Tſcheng-Ki-Tong ſich ausdrückt — wählt man zu Staatsbeamten. Bei alledem iſt die chineſiſche Rangordnung nicht auf „Anciennität", ſondern ausſchließlich auf perſönliches Verdienſt gegründet, derart, daß die ärmſten und niedrigſten Söhne des himmliſchen Reiches eine Anwartſchaft auf die höchſten Aemter und Ehren der kaiſerlichen Regierung beſitzen. Denn alle Individuen, welche jenen vier Klaſſen angehören, dürfen an den öffentlichen Wettarbeiten und Prüfungen, nach denen die mit Aemtern und Würden verknüpften Grade beſtimmt werden, theilnehmen. An die Kandidaten wird dabei nur eine Anforderung geſtellt, nämlich die, etwas Tüchtiges zu wiſſen, wobei es durchaus gleichgiltig iſt, wo und wie dieſes Wiſſen erworben wurde, denn China hat keinen öffentlichen Unterricht. Die Studien werden vielmehr innerhalb der Familie betrieben. Die wohlhabenden Familien halten Hauslehrer; in jedem

Dorfe China's jedoch können auch die unbemitteltſten Eltern ihre Kinder in die Schule ſchicken, und zwar gibt es Tages- und Nachtſchulen.

Die Gelehrtengrade, die von den Prüfungen abhängen, und ſich auf Literatur, Poeſie und Philoſophie, Geſchichte und Staatswiſſenſchaften erſtrecken, zerfallen in das Baccalaureat, das Licenciat und das Doktorat. Die Doktorwürde betreffende Examina werden nur in der Hauptſtadt Peking abgelegt. Diejenigen, welche dieſe letzte Prüfung beſtanden haben, müſſen ſich dann noch eines Examens in Gegenwart des Kaiſers unterziehen, und werden dann je nach ihren Leiſtungen in vier Klaſſen eingetheilt. Die erſte enthält nur vier Mitglieder, welche ohne Weiteres in die Akademie aufgenommen werden, zugleich auch in das kaiſerliche Collegium der Han-lin, der erhabenſten Körperſchaft, aus welcher gewöhnlich die Miniſter gewählt werden. Die zweite umfaßt die Kandidaten für die Akademie, die ſich ihnen erſt nach einer neuen Prüfung öffnet. Aus der dritten werden die Beamten der Miniſterien ernannt, aus der vierten endlich die Unterpräfekten und die mit dieſen in gleichem Range Stehenden. Das Leben eines „Gelehrten“ beſteht in China alſo in einer Kette von öffentlichen Prüfungen und in einem ehrgeizigen Streben nach einem neuen Grade, denn mit jedem höheren Grade iſt gleichzeitig eine Zunahme von Anſehen und Vermögen verbunden. „Nicht aber der kahle Scheitel macht das Verdienſt“, meint Tſcheng-Ki-Tong ironiſch bei dieſer Gelegenheit, in Hinblick auf das hochciviliſirte Europa.

Digitized by Google

Jeder Erfolg bei den Prüfungen wird in China als eine der Familie des Gelehrten widerfahrene Ehre betrachtet, und die Festlichkeiten in der Familie sind in diesen Fällen ebenso glänzend wie bei den Hochzeiten. Der Auserwählte wird im Triumph umhergeführt, ein Musikcorps und seine Freunde, rothe Banner tragend, geben ihm das Geleit. Die Bevölkerung des Heimathsdorfes oder Städtchens begrüßt ihn mit den lebhaftesten Beifallsrufen. An den Wänden seines Hauses sind Zettel angeklebt, auf denen der errungene Erfolg öffentlich bekannt gemacht wird. Die zur Feier der Erlangung der Doktorwürde inscenirten Feste tragen sogar den Charakter öffentlicher Lustbarkeiten, an denen sich die ganze Vaterstadt des Auserwählten betheiligt.

Man begreift den ungeheuren Einfluß dieser Wettbewerbungen auf die chinesischen Sitten erst recht, wenn man bedenkt, daß bei keinem Volke der Welt das Gefühl für die Familie so außerordentlich entwickelt ist, wie bei den Chinesen, daß alle Ehren des emporgekommenen Sohnes selbst auf die Vorfahren zurückstrahlen, insofern die Eltern des siegreich aus den Prüfungen Hervorgegangenen denselben Rang erhalten und dieselbe Achtung genießen, wie er selbst. Es kann also in China niemals vorkommen, daß ein durch eigene Verdienste emporgekommener Sohn sich seiner Eltern und der niedrigen Stellung derselben schämte, weil Vater und Mutter gleichzeitig mit dem Sohne im Range steigen und derselben Ehren theilhaftig werden. „O," bricht Tscheng-Ki-Tong in gerechtem Stolze

darüber aus, „unsere Vorfahren kannten das menschliche Herz genau und ihre Gesetze waren wahrhaft weise."

Der mit einer Charge im Staatsdienst verknüpfte Adel ist eine Art Amtsadel, der sich nicht auf die Nachkommen, wohl aber auf die Vorfahren überträgt. Die Kinder des Beamten dagegen, wie hoch auch seine Stellung sei, haben auf keinerlei Vorrechte Anspruch. Diese höchst charakteristische Sitte der rückwirkenden Kraft der Adelsverleihung enthüllt einen tiefgehenden Unterschied in den Lebensanschauungen des Orients und des Abendlandes.

Seit den frühesten Zeiten ist der Geist der Familienzusammengehörigkeit von überwiegendem Einfluß auf das ganze Leben und Denken der Chinesen gewesen. Das patriarchalische System herrscht noch heutigen Tages in den chinesischen Familien. Die Familie ist die Grundlage, auf welcher das ganze politische und soziale Leben China's sich aufbaut, wie der Ahnenkultus die eigentliche Grundlage des sittlichen Lebens ist. Es gibt keine höhere und volksthümlichere Pflicht, und keine, die dem Chinesen tiefer in's Herz gewachsen wäre, als die Verehrung der Vorfahren. In jeder Familie sind die Namen derselben auf Täfelchen geschrieben, welche zugleich auch die Titel und Verdienste des Verstorbenen erwähnen. Diese Täfelchen sind der Abstammung gemäß aufgehängt, so daß sie eine Art Stammbaum darstellen. Je nach dem Vermögen der Familie kann das Denkmal der Vorfahren sich zu einem prächtigen Tempel erweitern, in dem an bestimmten Tagen des Frühlings und Herbstes alle Mitglieder der Familie zusammentreffen. Dieser feierliche Kultus, der von glück-

lichſtem Einfluß iſt, exiſtirt überall in China, in den beſcheidenſten, wie in den reichſten Familien; er bildet geradezu die Ehre der Familie. Nicht ſelten dienen dieſe Tempel, die gewöhnlich auf dem Lande ſtehen, als Schulräume oder als Sommeraufenthalt für die Familie. Man verſammelt ſich darin ſehr oft, ſo bei Hochzeitsfeierlichkeiten und zur Zeit der öffentlichen Prüfungen, und dieſe Gebräuche ſind in allen Provinzen China's dieſelben. In jedem Dorfe ſieht man den Vorfahren geweihte Kapellen, wie denn der Kaiſer ſeine hervorragendſten Beamten nicht durch Errichtung einer Statue, ſondern durch einen Tempel ehrt, in welchem ſeine Nachkommenſchaft den Ahnenkultus pflegt.

Bezüglich der Organiſation der Familie beſteht zwiſchen dem von circa 400 Millionen Menſchen bewohnten Reich der Mitte und unſerem Erdtheil mit ſeinen circa 330 Millionen Einwohnern ein ſehr weſentlicher und bemerkenswerther Unterſchied.

Alle Glieder der chineſiſchen Familie ſind gehalten, ſich gegenſeitig Beiſtand zu leiſten und gemeinſam zu leben. Die chineſiſche Geſchichte berichtet von einem alten Miniſter, Namens Tſchang, der eine nicht weniger als neun Generationen umfaſſende Familie unter ſeinem Dache vereinigte. Und dieſes Beiſpiel wird den Chineſen als Muſter hingeſtellt, dem ſie nachſtreben ſollen. Alle Einkünfte fließen in eine und dieſelbe Kaſſe, und jedes Familienmitglied legt ſeine Einnahmen darin nieder, ohne daß zwiſchen dem Mehr oder Weniger ein Unterſchied gemacht wird. Im Falle von Krankheit oder Arbeitsloſigkeit des Einzelnen,

wie auch bei zunehmendem Alter, ſteht die Familie ihm helfend zur Seite. Dem älteſten Mitgliede gebührt die Leitung, der man ſich in allen Stücken unterwirft; von ihm werden alle Schriftſtücke im Namen der Familie unterzeichnet.

Jede Familie hat ihre Statuten, durch welche die Lebensweiſe und die Beſitzverhältniſſe derſelben geregelt werden. Dieſelben bilden eine Art geſchriebenes Recht. Liebe zu der Familie und Achtung vor ihren Satzungen: darauf iſt die ganze Erziehungsmethode der Chineſen zugeſpitzt, und hierin findet ſich die Erklärung, daß alle dieſe Gebräuche ſich unerſchütterlich aufrecht erhalten. „Die Familie, aus der wir hervorgehen,“ ſagt Tſcheng-Ki-Tong, „hat vierzig Jahrhunderte des Friedens hinter ſich, und jede dahinſterbende Generation erhöht das Anſehen derſelben. Man wundere ſich alſo nicht, daß der Familienſinn in China ſo mächtig iſt.“

Der Kaiſer iſt der Schlußſtein in dem gewaltigen Gebäude der chineſiſchen Völkerfamilie; er iſt das Haupt aller Familien, der Patriarch, dem Alle unbedingte Treue und Ergebenheit ſchuldig ſind. Hieraus erklärt ſich auch, daß es das höchſte Ziel des Ehrgeizes für den Chineſen iſt, der Staatsverwaltung anzugehören.

Was das Fundament der Familie, die Ehe anbelangt, ſo gelten alte Junggeſellen und Jungfern für ſeltene Erſcheinungen in China, und die Eheloſigkeit wird allen Ernſtes als ein Laſter betrachtet. Es bedarf ganz beſtimmte Gründe, um ſie zu entſchuldigen.

Die Chineſen heirathen meiſtens ſchon vor dem zwan-

zigsten Jahre. Nicht selten sieht man jedoch schon sechzehnjährige Jünglinge junge Mädchen von vierzehn Jahren heirathen und Letztere sind oft mit dreißig Jahren schon Großmütter. Vergeblich würde man die Ursachen dieser Sitten in klimatischen Verhältnissen suchen, sie sind nur eine Folge der chinesischen Familieneinrichtungen und des Ahnenkultus. Im Norden und Süden China's, in den Regionen der tropischen Gluthen, wie der sibirischen Kälte sind diese Sitten die gleichen. In allen Provinzen des unermeßlichen Reiches verheirathet man sich jung. Lange Zeit, bevor die Kinder das heirathsfähige Alter erreichen, haben die Eltern schon ihre Wahl getroffen, den befreundeten Eltern ihre Absichten mitgetheilt, und sich über die Ausführung des Planes unter der Hand geeinigt. Die Eltern nämlich sind es, welche in China den Kindern geeignete Lebensgefährtinnen wählen. Vollständig unbekannt ist den Chinesen das „Hofmachen" oder „Courschneiden", denn diese „Ritterdienste" sind ihnen durch ihre Lebensweise ganz unmöglich gemacht. Der Frau wird in China nicht dasselbe Recht, sich zu „amüsiren", zugestanden, wie in Europa. Sie macht wohl Besuche bei ihren Freundinnen oder empfängt ihrerseits solche, die Anwesenheit von Männern ist bei diesen Zusammenkünften jedoch nicht gestattet. Ebenso kommen die Männer sehr häufig zusammen, allein jedoch und außerhalb des Familienkreises statten sie den Damen keine Besuche ab.

Im Prinzip werden die Verbindungen zwischen Familien von gleicher sozialer Stellung geschlossen. „Ungleiche Ehen" kommen allerdings auch vor, bilden jedoch die Aus-

Digitized by Google

nahme. Ist die Wahl der Lebensgefährtin vollzogen, so bringen die Eltern des Bräutigams ihre offizielle Werbung an, und hierauf folgt die Ceremonie der Verlobung, bei welcher Gelegenheit von den Eltern die Heirathsverträge ausgetauscht werden. Standesbeamte sind in China eine unbekannte Größe; die Familienhäupter vertreten ihre Stelle. Nun erst sendet der Verlobte seiner Braut, je nach dem Vermögen der Familie, zwei goldene oder silberne Armbänder als Verlobungsgeschenk, welche durch einen rothen Faden, das Symbol des ehelichen Bündnisses, mit einander verbunden sind. Einige Zeit später schickt der Bräutigam unter glänzenden Ceremonien die Brautgeschenke in's Haus der Braut, welche ihrerseits darauf ihrem Zukünftigen einen Anzug oder, falls derselbe schon Beamter ist, die Uniform seines Ranges übersendet, welche Kleidungsstücke von dem Verlobten an seinem Hochzeitstage getragen werden. In dem nämlichen Jahre, in welchem die Uebersendung der Brautgeschenke stattfand, muß immer die Hochzeit gefeiert werden. Frühmorgens am Tage der Hochzeit wird die Braut unter Musik, Feuerwerk und Festgepränge abgeholt und in einer von der Familie des Bräutigams gespendeten Sänfte dem Bräutigam unter besonderen Ceremonien, deren Beschreibung hier zu weit führen würde, zugeführt. Noch verschleiert begibt sie sich in das Frauengemach, wo ihr Bräutigam im Festkleide sie erwartet. Bei diesem Zusammentreffen sehen sich die Gatten zum ersten Male in ihrem Leben.

Nach dieser Zusammenkunft werden sie von zwei, schon länger verheiratheten und mit männlicher Nachkommen-

schaft gesegneten Personen, welche die Heirathsältesten oder „das glückliche Paar“ heißen, in den Salon zurückgeführt, in dessen Mitte „im Angesicht des Himmels“ ein mit Wein, Früchten und einer Räucherpfanne bedeckter Tisch steht. Vor diesem Tische knieen die Neuvermählten nieder, um die Erde zu preisen, daß sie sie ernährt, den Kaiser, daß er sie beschützt, und die Eltern, daß sie sie erzogen haben. Hierauf wird die junge Frau von ihrem Gatten den Mitgliedern seiner Familie und seinen anwesenden Freunden vorgestellt.

Während der ganzen Dauer der Ceremonie, die weder einen religiösen noch civilen Charakter trägt, wie denn auch weder ein Priester noch ein öffentlicher Beamter dabei zugegen ist, sowie auch während des folgenden Festessens wird die Musik ununterbrochen fortgesetzt.

Bei einem Gastmahl in China werden, beiläufig bemerkt, keine Reden gehalten; zu Beginn desselben erheben sich die Gäste von ihren Sitzen und trinken auf die Gesundheit des Gastgebers, worauf dieser sie einladet, zuzugreifen. Gegen Ende des Mahles bringt der Wirth die Gesundheit der Gäste aus, und entschuldigt sich dabei nur, ihnen so wenig geboten zu haben.

Den ganzen Abend nach jenem Hochzeitsessen bleiben die Thüren des Hauses geöffnet, und alle Vorübergehenden haben das Recht, in die Wohnung einzutreten und sich die Neuvermählte anzusehen. Dieselbe steht im Salon und wird durch einen Tisch mit zwei brennenden Lichtern vom Publikum getrennt.

Am Tage nach der Hochzeit hat die junge Gattin ihrer-

seits die Aufgabe, ihren Gatten in ihre Familie einzuführen, wo sich dieselben Ceremonien wiederholen.

Auch in China ist die Ehescheidung zwar gesetzlich gestattet, durch das Herkommen dagegen verurtheilt. Ein besonderer, im Abendlande unbekannter Ehescheidungsgrund besteht in dem bis zur Beschimpfung getriebenen Ungehorsam gegen die Eltern des einen oder des anderen Gatten. Und übrigens steht dem Manne das Recht zu, sein untreues Weib zu tödten. Ganz besonders verpönt ist die Ehescheidung in den Kreisen der Aristokratie, in denen man unter allen Umständen gegenseitige Nachgiebigkeit vorzieht, ehe man es zu einem öffentlichen Skandal über die Geheimnisse des intimen Lebens kommen läßt. Aus zwei Gründen sind die Ehescheidungen in China außerordentlich selten. Einmal verheirathet sich das chinesische Mädchen ohne Mitgift, denn die Frauen erben nicht, und Geld und Frau stehen in keinerlei Beziehungen zu einander, und sodann gebietet das Interesse der Frau, den Frieden um jeden Preis zu wahren und die Scheidung zu vermeiden, weil sie nichts weiter besitzt, als die mit ihrer Eigenschaft als Gattin verknüpften Ehren. Die Ehe verleiht ihr sämmtliche Vorrechte des Gatten, ja sie darf sogar die Uniform seines Ranges tragen; schließlich findet sie ihren Trost in ihren Kindern und der Hoffnung, welche sie auf deren Zukunft setzt, insofern sie durch dieselben geehrt und geadelt und dadurch dereinst wohl für die Verachtung ihres Mannes entschädigt werden kann.

Mit vielem Spott zerstört Tscheng-Ki-Tong das bei uns tief eingewurzelte Phantasiegebilde, welches sich unter

der chinesischen Frau ein groteskes, verkümmertes Wesen vorstellt, das ohne allen Einfluß und kaum zu gehen im Stande sei. Sie genießt im Gegentheil in ihrem Reiche, dem Haushalte, eine Autorität, deren sich die europäischen Frauen nicht rühmen dürfen. Sie kann beispielsweise den Gatten in allen Lagen vertreten, wo es sich um Familienakte handelt; das Gesetz gestattet ihr, zu kaufen und zu verkaufen, die gemeinschaftlichen Güter zu veräußern, Handelsgeschäfte abzuschließen, die Kinder zu verheirathen und ihnen eine beliebige Aussteuer zu bewilligen. „Mit einem Wort," sagt Tscheng-Ki-Tong, „sie sind frei," wenn ihnen auch Anstand und Sitte verbieten, öffentliche Vergnügungen aufzusuchen, in Männergesellschaft das große Wort zu führen, kurz, zu leben, wie die europäische „Dame" zu leben gewohnt ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit China's ist, daß es daselbst weder Rechtsanwälte noch Notare gibt, und trotzdem sind dort die Eigenthumsverhältnisse, Urkunden und Kontrakte, mit einem Worte Alles, was sich auf die Geschäfte bezieht, vollständig geregelt, was für die Friedfertigkeit und Gerechtigkeitsliebe der Chinesen ein glänzendes Zeugniß ablegt.

Wir müssen es uns versagen, hier noch weiter auf die Ausführungen Tscheng-Ki-Tong's einzugehen. Jedenfalls gewinnt man aus dem Angeführten die Ueberzeugung, daß sämmtliche Einrichtungen China's nur ein Ziel im Auge haben, nämlich die Aufrechthaltung des sozialen Friedens, weshalb jede Gelegenheit, denselben — etwa durch Einführung moderner Neuerungen — zu stören,

Digitized by Google

beinahe ängſtlich gemieden wird. Die Chineſen ſind ein originales Volk, das den Ruhm beanſprucht, Niemanden jemals nachgeahmt zu haben. Eine chineſiſche Civiliſation gibt es nur in China. Und ſo begreift man ganz wohl, daß die maßgebenden Kreiſe des gewaltigen Reiches der Mitte jeder von außerhalb importirten Neuerung argwöhniſch gegenüber ſtehen und beſtrebt ſind, altehrwürdige Sitten und Ueberlieferungen, welche dem Volke ſeit Jahrtauſenden zum Heil und Frieden gereichten, aufrecht zu erhalten, während eine Erſchütterung derſelben Umwälzungen nach ſich ziehen müßte, deren Folgen völlig unüberſehbare ſind — für China ſelbſt ſowohl, als für die abendländiſche Welt.

Ein Diebſtahl und ſeine Folgen.

Ein Kulturbild aus dem Mittelalter.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Am Ende des 15. Jahrhunderts war Breslau zwar keine freie Stadt, denn ſie gehörte der ungariſchen Krone, durch ihren Handel aber zählte ſie zu den reichſten Emporen, man konnte ſie ſogar mit Recht den Handelsmittelpunkt des Oſtens nennen. Ging doch der ganze Handel von Polen und Rußland, ja indirekt von Aſien

Digitized by Google

über dieſe Stadt, deren Bürger trotz beſtändiger Kriege und Fehden ſich doch zumeiſt in blühenden Verhältniſſen befanden.

Um im Königreich Polen Geſchäfte abzuſchließen, begab ſich im Jahre 1478 der Breslau'ſche Bürger Johann Rintfleiſch nach Plock, einer heute noch bedeutenden Handelsſtadt an der Weichſel. Rintfleiſch hatte von Plock aus mehrfach Reiſen weiter in das Innere unternommen, vor Allem um Gelder einzukaſſiren, und hatte daher größere Summen in dem Felleiſen, das er in der Verwahrung ſeines Wirthes in Plock zurückließ, wenn er nach auswärts fuhr. Dieſer Wirth, ein durchaus ehrlicher Mann, meldete nun eines Tages dem wiederum von einer Geſchäftsreiſe zurückkehrenden Rintfleiſch mit Thränen und Beſchwörungen, daß während ſeiner Abweſenheit aus dem Felleiſen eine größere Summe Geldes abhanden gekommen ſei, und daß man von dem Diebe noch keine Spur habe. Rintfleiſch glaubte den Betheuerungen des Wirthes, betreffend deſſen Unſchuld, und machte ſich mit ihm gemeinſam an die Ermittelung des Diebes. Dieſe gelang in überraſchend kurzer Zeit, denn ein Stallknecht der Herberge hatte den Diebſtahl begangen und konnte dem Rath der Stadt als Miſſethäter zur Aburtheilung übergeben werden.

Nun wurde in jener Zeit gerade der Hausdiebſtahl wegen des groben Vertrauensbruches und ſeiner Gemeingefährlichkeit ſehr ſtreng beſtraft, und die Rathmannen von Plock verurtheilten den Dieb zum Hängen.

Dies Urtheil war gerecht, ſeine Ausführung aber

führte zu einer Ungerechtigkeit, die durch ihre Folgen für viele Tauſende verhängnißvoll wurde. Es war nämlich weder in Plock, noch in der Nachbarſchaft ein Henker vorhanden, weil die Städte aus Armuth keinen Scharfrichter beſolden konnten. Nun hatte aber das polniſche Geſetz für ſolchen Fall die ſonderbare Beſtimmung, daß der Kläger ſelbſt an dem Delinquenten das Urtheil zu vollziehen habe, und es wurde daher von Rechtswegen erklärt, daß Rintfleiſch ſich dazu bequemen müſſe, den verurtheilten Stallknecht eigenhändig aufzuknüpfen.

Es war das eine Zumuthung, die geradezu fürchterlich war, denn Derjenige, der das Amt eines Henkers verrichtete, wurde ſammt ſeiner Familie für immer ehr- und rechtlos und aus der bürgerlichen Gemeinſchaft ausgeſtoßen. Ging doch die Scheu vor dem Scharfrichter damals ſo weit, daß er nicht innerhalb der Stadt wohnen durfte, daß er eine beſondere Kleidung tragen mußte und daß ſchon ſeine Berührung, ſei es auch nur eine zufällige, ſchändete. Nun forderte man von Rintfleiſch, der einem der vornehmſten Breslau'ſchen Bürgergeſchlechter angehörte, er ſolle ſich gewiſſermaßen bürgerlich ſelbſtmorden, ganz abgeſehen von der Unannehmlichkeit, die für ihn darin liegen mußte, einen Menſchen an den Galgen zu hängen.

Rintfleiſch weigerte ſich natürlich ganz energiſch, das Urtheil an dem Diebe zu vollziehen, worauf ihm erklärt wurde, daß dann nach dem vortrefflichen polniſchen Geſetz der Dieb verpflichtet ſei, ihn, den Kläger ſelbſt, an den Galgen zu hängen, dafür aber ſtraffrei würde. Der arme Handelsherr hatte alſo nur die Wahl, von dem Diebe

gehängt oder bürgerlich todt zu werden. Er wählte das Letztere, vollzog gezwungen die Hinrichtung an dem Diebe und kehrte, gebrochen an Seele und Leib von dem fürchterlichen Ereigniß, nach Breslau zurück. Hier schloß er sich gänzlich von der Welt ab, indem er sein Haus nicht mehr verließ, und starb schon nach wenigen Monaten an Gram und Herzeleid.

Zwanzig Jahre waren seit diesem traurigen Vorfall, der auf die Rechtsverhältnisse jener Zeit ein sonderbares Licht wirft, vergangen, als die Konsuln der Stadt einen der Söhne des Verstorbenen, Namens Christoph Rintfleisch, zum Beisitzer des Manngerichts wählten, das auf dem königlichen Hofe zu Breslau die Rechtsstreitigkeiten der adeligen Vasallen entschied. Allein die Mitglieder des Gerichts, theils aus Adeligen und theils aus vornehmen Bürgern bestehend, erklärten sofort, daß sie den Sohn eines „unehrlichen" Mannes nicht zum Richtergenossen annehmen könnten, und verweigerten Christoph Rintfleisch den Eintritt in den Gerichtshof. Der Verfehmte wendete sich nunmehr mit einer Beschwerde an den König. Dieser war damals der in Ofen residirende Wladislaw, der im Jahre 1490 dem mächtigen Matthias von Ungarn als Herrscher gefolgt war. Wladislaw war im Gegensatz zu der Klugheit und Herrscherkraft seines Vorgängers von einer Gutmüthigkeit, die eigentlich Schwäche war. Auf alle an ihn gerichteten Fragen und Vorschläge hatte er stets nur die Antwort: „Gut!", weshalb er von den Ungarn der König Bene, von den Böhmen der König Dobre genannt wurde. Es muß diese Schwäche Wladislaw's

hier beſonders erwähnt werden, um zu verſtehen, wie das im Folgenden Erzählte möglich wurde.

Auf die Beſchwerde des Chriſtoph Rintfleiſch ordnete der König eine Unterſuchung an und ließ beim Rath der polniſchen Stadt Plock Erkundigungen über den Vorfall mit Johann Rintfleiſch einziehen. Der Rath fertigte eine Urkunde aus, in welcher erklärt wurde, daß der Breslauer Bürger nicht anders habe handeln können, da er vor der durch das Geſetz feſtgeſtellten Wahl ſtand, entweder den Dieb zu hängen, oder ſelbſt von dieſem gehängt zu werden. Der König erließ darauf im Jahre 1502 (de dato Ofen am Donnerstag des Sankt Baſilius) einen Sentenzbrief, durch welchen Chriſtoph Rintfleiſch ſammt ſeiner Familie und allen Angehörigen für ehrlich, würdig und tüchtig zu allen Aemtern und Ständen erklärt, und Jeder, der dieſem Spruche ſich widerſetzen würde, zu einer Strafe von hundert Mark fein Silber verurtheilt wurde. Die Breslau'ſche Mark hatte einen Silberwerth von jetzt 27 bis 30 deutſchen Reichsmark, die angedrohte Strafe war alſo für damalige Geldverhältniſſe eine ſehr hohe. Trotzdem leiſteten die Herren vom Manngericht wenigſtens paſſiven Widerſtand gegen die Aufnahme des „Unehrlichen", indem ſie ein ganzes Jahr lang keine Gerichtsſitzung hielten. Sie ſchienen damit ihren Zweck erreicht zu haben, denn Chriſtoph Rintfleiſch trat in der That nicht in das Gericht ein.

Wahrſcheinlich um dem Geſchmähten und deſſen Familie eine Genugthuung zu gewähren, wählten ihn die Konſuln Breslau's im Jahre 1507 zum Schöppen. Dieſes

Amt war ein bedeutend wichtigeres und höheres, als das eines Beisitzers im Manngericht, dafür aber war auch der Widerstand, der gegen die Amtsfähigkeit des „Unehrlichen" erhoben wurde, ein um so größerer. Die anderen Schöppen weigerten sich, Christoph Rintfleisch als Amtsgenossen anzuerkennen, die Kaufleute und Handwerker weigerten sich, einen „Unehrlichen" zum Richter zu nehmen, ja die ganze Bevölkerung der Stadt gerieth über die Ernennung in solche Aufregung, daß fast eine Revolution ausbrach, und die Konsuln sich gezwungen sahen, einen anderen Schöppen zu wählen und in das Amt einzuführen.

Der schwache Wladislaw ergrimmte jetzt darüber, daß man seinen Befehlen solchen Widerstand zu leisten wagte, er beschloß, die angedrohte Strafe von hundert Mark feinen Silbers über Breslau zu verhängen. Das war eine Handlung, die ebenso ungerecht, als in ihren Folgen traurig war, denn gerade die Vertreter der Stadt, die Konsuln, bemühten sich, den Willen des Königs durchzusetzen und Christoph Rintfleisch wieder „ehrlich" zu machen. Das Schlimmste aber war, daß der König die Einziehung der Strafe dem Herzog Bartholomäus von Münsterberg übertrug, der ein alter Feind der Stadt Breslau, außerdem aber ein notorischer Freund und Gönner der adeligen Räuber und Wegelagerer war.

Das unter dem König Matthias kaum unterdrückte Raub- und Fehdewesen erstand nämlich unter dem schwachen Wladislaw auf's Neue, so daß die Statthalter des Königs, der beständig von Ofen aus regierte, nicht im Stande

Digitized by Google

waren, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen. Der Neid des Adels gegen die reich und mächtig gewordenen Städter trug viel zu der Vermehrung dieſes Unheils bei. Viele der entlaſſenen Kriegsleute bemächtigten ſich feſter Burgen und Schlöſſer, traten in Verbindung mit benachbarten Edelleuten und plünderten unter deren Theilnahme, ja wohl ſelbſt unter Begünſtigung einzelner Fürſten, wie eben Barthel von Münſterberg's, die reiſenden Kaufleute aus. Der Rath der Stadt Breslau ließ dieſe Straßenräuber, wenn ſie in ſeine Hände fielen, hängen und köpfen, vermehrte aber hierdurch nur deren Grauſamkeit, denn dieſe hieben jetzt aus Rache den Ausgeplünderten noch Hände und Füße ab. Schon im Jahre 1505 hatte die Stadt Breslau 200 Reiter in ihren Sold genommen, welche die Straßen rein hielten und das Räubergeſindel einfingen. Die Stadt behandelte die Gefangenen ohne Rückſicht auf deren Stand und ließ im Jahre 1506 vier Adelige köpfen und deren Knechte mit glühenden Zangen reißen und rädern. Dieſe Maßregeln der Stadt erfreuten ſich des Beifalls des Königs, der ihr hundert Reiter zu Hilfe ſendete. Letztere Maßregel hatte indeß nur zur Folge, daß eine ganze Anzahl von Städten und Adeligen, auf deren Gebiet die Räuber verfolgt worden waren, der Stadt Breslau Abſagebriefe zuſendeten, trotzdem der König den Landfrieden des Königs Matthias mit Hinzufügung von Artikeln erneuert hatte.

So war die Stadt Breslau überall von Feinden umgeben, als Bartholomäus von Münſterberg den königlichen Befehl erhielt, von ihr die Strafe von hundert Mark

seinen Silbers einzuziehen. Allerdings hatte ihm König Wladislaw ausdrücklich verboten, gegen die Stadt Gewalt zu gebrauchen, bevor er, der König, hierüber die letzte Entscheidung getroffen habe; aber Bartholomäus kümmerte sich nicht um das Verbot, sondern beschloß, die Gelegenheit zu benützen, um sich an der Stadt Breslau für frühere Unbill schadlos zu halten. Er war nämlich ein Enkel des unglücklichen Königs Georg, der gerade durch den Abfall der Stadt Breslau am schwersten geschädigt worden war, und beschloß, seinen Großvater zu rächen; außerdem hatte die Stadt einige der Wegelagerer hingerichtet, die unter dem speziellen Schutze des Bartholomäus standen. Da die Stadt Breslau sich weigerte, die ihr ungerechter Weise auferlegte Buße zu zahlen, brachte der Herzog ein Heer — allerdings sehr langsam — zusammen, indem er das ganze Raubgesindel des Landes an sich heranzog. Aber auch Breslau blieb nicht müßig, sondern vermehrte seine Söldner und schloß mit den königlichen Städten Striegau, Löwenberg, Jauer, Hirschberg und Bunzlau einen Bund gegen die Räuber und Wegelagerer. Im Jahre 1512 sendete der Herzog von Münsterberg der Stadt Breslau den Absagebrief, und es kam zum Kriege.

Der Herzog von Münsterberg eröffnete die Feindseligkeiten damit, daß er der Breslau'schen Gesandtschaft, die nach Ungarn zum Könige zog, um demselben wie alljährlich die Beschwerden und Wünsche der Stadt vorzutragen, auflauerte, um sie niederzuhauen. Die Gesandtschaft war aber von einem so wohlbewaffneten Gefolge begleitet, daß der Herzog den Angriff nicht wagte.

Am 14. Oktober erſchien er vor dem Städtchen Canth, das von Breslau'ſchen Söldnern beſetzt war, und lagerte ſich dort mit ſeinem aus ungefähr tauſend Mann beſtehenden Heere, einer Armee, die für damalige Verhältniſſe nicht klein war. Schon nach einigen Tagen verſuchte er das Schloß, welches die Citadelle der Stadt bildete, zu ſtürmen, wurde jedoch von der tapferen Beſatzung energiſch zurückgewieſen. Am nächſten Tage machte die Beſatzung einen Ausfall und griff ihn im offenen Felde an. In dreiſtündigem Gefecht wurde die Armee des Herzogs vollſtändig geſchlagen, ſie hinterließ eine große Anzahl von Todten und Gefangenen und außerdem drei Paniere, die mit großem Gepränge nach Breslau gebracht und in den Hauptpfarrkirchen zur Erinnerung aufgehängt wurden.

Der Krieg nahm jetzt eine neue und noch viel traurigere Geſtalt an. Der Herzog ließ ſich nicht mehr auf eine Schlacht ein, ſondern rächte ſich, indem er das Stadtgebiet verheerte, Dörfer, die dem Rath gehörten, niederbrannte, und die Einwohner in ſehr unfürſtlicher Art mißhandelte. Höchſt ehrenwerth erſcheint dieſem Betragen gegenüber das Verhalten des Rathes der Stadt Breslau. Er befahl den Anführern ſeiner Söldner zwar, die feindlichen Krieger überall anzugreifen und zu „verſtricken", aber Frauen, Jungfrauen und Kinder zu ſchonen, den Bauern kein Vieh wegzunehmen und vor Allem nicht zu brennen.

Am merkwürdigſten verhielt ſich bei dieſer Angelegenheit König Wladislaw. Derſelbe hatte die Strafe über die Stadt verhängt, und dieſe weigerte ſich, dieſelbe zu

bezahlen, sie widersetzte sich also der Majestät und deren Befehlen und war eigentlich eine Rebellin. Man muß indeß die damaligen Unterthanen- und Regentenverhältnisse nicht mit dem heutigen Maßstabe messen wollen. Besaß doch die Stadt Breslau ein uraltes Privileg schon vom König Johann her, das von allen seinen Nachfolgern, auch von Wladislaw, bestätigt worden war, und nach welchem die Stadt berechtigt war, Befehle, die vorhergehenden, zum Besten der Stadt erlassenen Verfügungen entgegen waren, nicht zu befolgen. Immerhin aber hatte die Stadt dem vom Könige beauftragten Herzog von Münsterberg bewaffneten Widerstand geleistet und dadurch indirekt auch den König beleidigt. Wladislaw aber beglückwünschte die Stadt Breslau zu ihrem Siege und erklärte, der Herzog solle seinen ganzen Zorn fühlen, weil er Gewalt gegen die Stadt gebraucht, ohne die Entscheidung des Königs abzuwarten.

Wenige Wochen später erfolgte aber ein neuer Erlaß des Königs, durch welchen Breslau und den Bundesstädten die weitere Kriegsführung gegen den Herzog untersagt und diesem freies Geleit und Absolution zugesichert wurde. Brachte dieser zweite königliche Erlaß schon Verwirrung genug in die Gemüther und in die politischen Verhältnisse, so wurde das Unheil noch größer, als der Herzog Bartholomäus von Münsterberg seinerseits sich durch den königlichen Erlaß nicht abhalten ließ, im Gebiet der Bundesstädte weiter zu morden, zu sengen und zu brennen, während diese ihm keinen Widerstand leisten sollten.

Ja, der königliche Erlaß, der gewissermaßen das Trei-

ben des Herzogs billigte und erlaubte, hatte zur Folge, daß noch mehr Abenteurer und Räuber zum Heere des Münſterbergers ſtießen, und die Lage der Städte wurde eine ganz verzweifelte. Man flehte den König um Zurücknahme des Erlaſſes an, um ſich wenigſtens gegen die Räuber, die jetzt durch das freie Geleit geſchützt waren, vertheidigen zu können. Die Breslauer brachten ſelbſt gegen den Oberlandeshauptmann Kaſimir v. Teſchen im königlichen Rath zu Ofen eine förmliche Klage an, daß er durch ſeine Nachläſſigkeit, ſeinen böſen Willen und ſeine beſtändige Abweſenheit die Verwüſtung des Landes durch den Herzog verſchuldet habe. Kaſimir war über dieſe Klage ſo ergrimmt, daß er auf Verhaftung der Breslauſchen Abgeordneten antrug. Der König war nicht abgeneigt, dem Antrag Folge zu leiſten, und ganz ungeheuerliche neue Verwickelungen wären dadurch entſtanden, aber der Markgraf von Brandenburg trat für die Breslauer ein.

Nur durch einen Zufall lösten ſich die verworrenen Verhältniſſe noch in ziemlich glimpflicher Weiſe. Herzog Bartholomäus von Münſterberg kam im Jahre 1515 bei einer Reiſe nach Preßburg dadurch um's Leben, daß das Donauſchiff, auf dem er ſich befand, mit Mann und Maus ſank. Die Breslauer feierten das glückliche Ereigniß, entſprechend der Rückſichtsloſigkeit der damaligen Zeit, durch ein Tedeum und traten bald darauf mit dem Oberlandeshauptmann Kaſimir v. Teſchen und den Bundesgenoſſen des Verſtorbenen in Unterhandlung. Auf einem zu Breslau abgehaltenen Fürſtentage wurde dann der allgemeine Landfriede erneuert und der Städtebund als überflüſſig aufgelöst.

Digitized by Google

So war denn so viel unschuldiges Blut geflossen, so viel Werth und Eigenthum vernichtet, so viele Bauern ruinirt worden, lediglich weil im Jahre 1478 jener Stallknecht in Plock den verhängnißvollen Diebstahl verübt hatte. Und was war erreicht worden? Die Chronik meldet uns nicht einmal, ob nun endlich die Familie Rintfleisch wieder „ehrlich" wurde oder nicht.

Ein trauriges Spiegelbild aber der rechtlichen und politischen Verhältnisse bieten uns vorstehende Zeilen, die wohl in keinem Leser den Wunsch nach der Wiederkehr der „guten alten Zeit" wecken dürften.

Die Geheimnisse der Geberdensprache des Italieners.

Ethnographische Skizze

von

F. Arndt.

(Nachdruck verboten.)

Jedem Italien bereisenden Nordländer fällt bald auf, wie lebhaft der Italiener während seiner Gespräche gestikulirt, wie Kopf, Arme und Beine fast ständig in Bewegung sind. Diese Bewegungen sind so charakteristisch, daß er oft durch sie allein das ausdrückt, was er sagen will, ohne sich der Sprache bedienen zu müssen, und es

iſt daher von großem Intereſſe, die ſo ausgebildete Mimik und Geberdenſprache der Italiener zu beobachten, in deren Geheimniſſe die folgenden Zeilen den Leſer einführen ſollen.

Nachdem ich ſchon eine Zeit lang in Rom theils allein, theils in lieber Geſellſchaft in Natur- und Kunſtgenüſſen geſchwelgt hatte, kam eines Sonntags Morgen Freund G., ein geborener Italiener, um mich zum Frühkaffee abzuholen. Langſam ſchlenderten wir durch die Straßen der ewigen Stadt. In einer ſchmalen Gaſſe vor Piazza Navona ſah mein Freund nach einem Fenſter im erſten Stock hinauf, an dem ein junger Mann ſtand. Mein Freund machte ihm ein Zeichen mit der Hand, worauf der junge Mann ſeine ſämmtlichen Finger ausgeſpreizt ſich vor's Geſicht hielt.

„Was machen Sie ſich da für myſtiſche Zeichen?" fragte ich.

„Das werde ich Ihnen gleich erklären," erwiederte mein Freund, indem wir weiter gingen. „Ich habe den jungen Mann, mit dem ich ſehr befreundet bin, eingeladen, uns zu begleiten. Wie ich mich erinnere, gibt man bei Ihnen in Deutſchland einen derartigen Wink mit nach aufwärts gerichteten Fingern, was aber hier in Italien nur einen Gruß bedeuten würde; die Finger nach unten, nach der flachen Hand zu gerichtet, gilt hier als Aufforderung, herunter zu kommen. Carluccio darf aber meiner Einladung nicht Folge leiſten, er iſt nämlich mitten im Examen, und ſein Vater hält ihn ſehr ſtreng, er ſoll ſich nicht zerſtreuen, ſeine Gedanken nicht vom Studium

ableuken. Indem Carluccio alle seine Finger ausgespreizt sich vor's Gesicht hielt, wollte er sagen, er sehe durch's vergitterte Fenster eines Gefängnisses und dürfe nicht herunterkommen."

Da ich früher wohl schon von dem außerordentlichen Talent der Italiener für Mimik und mimische Darstellungen gehört, aber nie gewußt hatte, daß sie auch im gewöhnlichen Leben oft das gesprochene Wort durch Geberden ersetzen, drückte ich meinem Freunde meine Verwunderung darüber aus.

Er sah, wie lebhaft ich mich dafür interessirte, und fuhr deshalb fort: „Unterhalten sich zwei Freunde oder Bekannte mit einander, geschieht es nur ausnahmsweise blos mit der Zunge, ihre Worte werden vielmehr fast stets von den Bewegungen ihres Körpers begleitet; selbst bei einer Unterhaltung über ganz gleichgiltige Dinge sind die Finger und Hände mit thätig. Ist jedoch der Gegenstand der Unterhaltung aufregender Natur oder von Wichtigkeit, sind Beide lebhaft dabei interessirt, so sind ihre Gestikulationen um so schneller und feuriger, der Kopf und der ganze Oberkörper, ja alle Gliedmaßen sind in Bewegung; der Fremde, der zufällig Zeuge einer solchen Unterredung ist, glaubt, daß Beide sich in rasende Wuth hineingeredet, er hält sie wegen ihrer konvulsivischen Bewegungen geradezu für verrückt. Und doch sind Beide nicht aus den Schranken der Höflichkeit herausgetreten, die Bewegungen der Finger, das Zucken der Achseln, das Zusammenpressen der Lippen, Alles geschieht nach bestimmten Regeln, jede Geberde hat ihre bestimmte Bedeutung."

Digitized by Google

Während wir unſeren Kaffee ſchlürften, ſetzte mein Freund ſeine mich höchlichſt intereſſirenden Belehrungen fort, und ich ſollte bald Gelegenheit haben, ſie durch praktiſche Beiſpiele illuſtrirt zu ſehen. Wir brachen auf und mein Freund G. ſchlug mir vor, bei dem ſchönen Wetter einen Spaziergang in's Freie zu machen. Unterwegs wolle er ſich nach dem Befinden eines erkrankten Freundes erkundigen, vor deſſen Hauſe wir ohnedies vorbei mußten.

„Treten Sie mit ein," ſagte er zu mir, „Sie werden da Gelegenheit haben, Ihre begonnenen Studien in der Mimik fortzuſetzen und mit eigenen Augen zu ſehen, wie hier zu Lande die Geberde das geſprochene Wort erſetzt."

Ein alter Diener öffnete die Thüre, ich folgte meinem Freunde und ſah, wie dieſer eine Bewegung mit dem Kopfe nach der gegenüber liegenden Thüre zu machte und gleichzeitig fragende Blicke darauf richtete. Ich vermuthete, daß jene Thüre in das Krankenzimmer führte, und mein Freund flüſterte mir zu: „Wie befindet ſich der Patient? habe ich damit ausgedrückt."

Der Diener legte zuerſt den Finger auf die Lippen, eine allbekannte Geberde zum Zeichen des Schweigens, die namentlich zur Anwendung kommt, wenn die Krankenſtube nahe bei liegt. Dann ſtreckte er die Hand aus, die Fläche der Hand nach unten, die Finger etwas ſeitwärts gerichtet, und bewegte ſie ſo von einer Seite zur andern. Nun empfahl ſich mein Freund mit einem ſtummen Kopfnicken und wir traten wieder auf die Straße heraus.

„Welchen Beſcheid hat der Diener Ihnen gegeben?" fragte ich. „Wie befindet ſich der Kranke?"

„So leidlich," erwiederte mein Freund. „Für alle Stadien der Krankheit gibt es bei uns mimiſche Ausdrücke. Hätte zum Beiſpiel der Diener die Hand mehr bewegt und namentlich am Handgelenk, als beſchreibe er damit eine krumme Linie in der Luft, ſo bedeutet dies, daß der Zuſtand des Kranken wechſelt, auf und nieder geht. Ein Schütteln mit dem Kopfe und ein tiefes Stöhnen zeigt an, daß der Zuſtand ſehr gefährlich iſt; werden beide Hände ſowie der Kopf nach unten gehalten und lebhaft hin und her bewegt, iſt keine Hoffnung mehr auf Geneſung; werden ſie dagegen in die Höhe gehoben, ebenſo der Kopf, ſo deutet dies auf eine entſchiedene Beſſerung hin.

Neben dieſen Geſtikulationen ſpielt freilich der Ausdruck des Geſichtes wie der Augen die wichtigſte Rolle. Will man zu wiſſen thun, daß der Kranke ſchläft, lehnt man den Kopf auf die rechte Hand und ſtützt die linke Hand unter den rechten Ellenbogen; hebt man den kleinen Finger und zeigt damit nach oben und ſagt dabei: ‚Er iſt ſo —', heißt es: er iſt zum Skelett abgemagert. Macht man mit der Hand das Zeichen des Kreuzes in der Luft, ſo ſagt man damit, daß Alles zu Ende, der Kranke aus dem Leben geſchieden iſt. Das Zeichen mit dem Kreuz bedeutet auch das Mißlingen irgend einer Angelegenheit, das Fehlſchlagen eines Projekts, den Verluſt eines Prozeſſes, mit einem Wort das Ende alles Irdiſchen."

Mein Freund beſchrieb es mir jetzt nicht nur in Worten, ſondern machte alle dazu erforderlichen Geſtikulationen mit dem Kopf und den Händen mit. Obwohl es recht

belebt auf der Straße war und wir vielen Leuten begegneten, fiel es Niemand auf, daß mein Freund beim Sprechen so lebhaft gestikulirte. Man ist eben in Italien an die Geberdensprache gewöhnt.

„Je mehr Sie nach dem Süden kommen," sagte er zuletzt, „desto mehr werden Sie darüber staunen, wie wir die wichtigsten, verwickeltsten Angelegenheiten blos durch die Geberdensprache ordnen, zum Abschluß bringen. Der Neapolitaner, der so viel lebhafter und feuriger ist, als der Römer, drückt sich auch in seinen Bewegungen weit leidenschaftlicher aus, ich habe während meines öfteren dortigen Aufenthaltes ganz merkwürdige Scenen erlebt."

In den nächsten Tagen fuhr ich nach Neapel und suchte alsbald einen mir befreundeten Neapolitaner auf.

Dieser führte mich gleich am nächsten Vormittag nach der Villa Nazionale, von wo man den herrlichsten Ausblick auf die blauen Fluthen des Golfs, die farbenprächtigen Höhenzüge und den dampfenden Vesuv hat. Wir gingen mehrmals auf und ab, und ich hatte für nichts Anderes Auge, als für dies paradiesische Erdenfleckchen. Endlich bemerkte ich, daß zwei Fremde, Engländer oder Amerikaner, immer vor uns hergingen. Dicht hinter ihnen sah ich einen kleinen Knaben, einen echt neapolitanischen Betteljungen, verwildert, schmutzig, mit struppigen Haaren, einem zerlumpten Hemd als einzige Bekleidung, barfüßig, aber mit schönen klugen Augen und einem sehr intelligenten Gesichtsausdruck. Dann sah ich auch, daß er wunderliche Grimassen und Geberden machte, und nun fiel mir gleich ein, ich könne hier meine mimischen Studien fortsetzen.

Digitized by Google

Beim Weitergehen richtete ich es so ein, daß ich dem Knaben in's Gesicht sehen konnte. Er faßte Daumen und Zeigefinger so zusammen, daß sie die Form eines Hufeisens bildeten, fuhr sich mit den Spitzen der beiden Finger quer über den Mund, zuerst von oben nach unten, dann gerade entlang, von einem Mundwinkel zum andern, mit großer Schnelligkeit zwischen beiden Bewegungen abwechselnd. Wohl hundertmal machte er dieselbe Bewegung.

Als mein Freund bemerkte, wie ich den Betteljungen mit meinen Blicken verfolgte und mir den Sinn seiner Gestikulationen zu enträthseln suchte, sagte er: „Diese Geberden bedeuten, daß der Magen vergittert oder versiegelt ist, daß der Arme seit lange nichts zu essen gehabt hat. Unermüdlich in ihren Gestikulationen, lassen diese Burschen höchst selten eher nach, als bis sie etwas bekommen haben; dem Fußgänger, den sie ansprechen, folgen sie auf Schritt und Tritt weite Strecken Weges, den Equipagen jagen sie mit der Geschwindigkeit des gehetzten Wildes nach, klettern womöglich auf den Wagenschlag, halten sich mit der linken Hand daran fest, während die rechte ihre Wünsche verdolmetscht."

Während dessen war ein alter, nicht weniger schmutzig und zerlumpt aussehender Bettler an uns herangekommen; beim ersten Blick sah man ihm die Noth und den Hunger an. Er schlug sich fortwährend mit der flachen Hand an die Hüften, ich gab ihm ein Almosen, das wohl reicher war, als er erwartet hatte, denn er schien recht befriedigt von dannen zu gehen.

Digitized by Google

„Ich glaube, der Arme hatte wirklich Hunger, und Ihr Almoſen iſt in die rechten Hände gekommen," ſagte mein Freund. „Sich mit der flachen Hand auf die Hüften ſchlagen, ſoll bedeuten, daß die beiden Seiten einander begegnen, oder daß ſie ſchwach ſind, weil etwas zwiſchen ihnen fehlt. Da Hunger das Kind der Armuth iſt, wird die Armuth durch dieſelben Geberden ausgedrückt."

Jetzt ſchlug mir mein Freund vor, durch die Merzellina nach der bekannten Reſtauration „Trattoria della Scoglio" am Abhange des Poſilipp zu gehen, um dort zu frühſtücken. Die beiden Fremden und der Bettelknabe nahmen denſelben Weg; vor der Reſtauration blieben Erſtere ſtehen und der eine der Fremden warf dem Knaben eine — wie es uns ſchien — ſehr kleine Münze zu; der Knabe nahm die Münze von der Erde auf, legte ſie auf ſeine flache Hand und trat vor den Almoſenſpender hin, daß dieſer jede ſeiner Bewegungen ſehen konnte. Auf einen Wink meines Freundes paßte ich nun genau auf und ſah, wie der Knabe die flache Hand, auf der die kleine Münze lag, an ſeinen Mund brachte und mit einem ſatiriſchen Blick auf den Almoſenſpender die Münze von der flachen Hand herunterblies.

Mein Freund erläuterte das alſo: „Eine Perſon oder eine Sache anblaſen gilt als der ſchärfſte Ausdruck der Verachtung, das Herunterblaſen der Münze von der flachen Hand ſoll beweiſen, daß die Gabe zu leicht iſt, zu geringen Werth hat. Auch der Bettel hat hier zu Lande ſeinen mimiſchen Ausdruck; iſt das Almoſen, das ſich Einer erbettelt, zu gering ausgefallen, ſo thut er ſeine Unzufrieden-

Digitized by Google

heit nicht etwa in lauten Worten kund, ſondern deutet ſie nur ſymboliſch an."

Als ich an einem der nächſten Abende meinen Freund beſuchte, kamen wir wieder auf die Mimik zu ſprechen, über die er mir noch folgende Eröffnungen machte.

„Erkundigt ſich beiſpielsweiſe Einer bei dem Anderen, ob ein Dritter, der auch zugegen, reich iſt, ſo richtet er zuerſt einen fragenden Blick auf dieſen und gibt dann Jenem durch einen Wink zu erkennen, was er von ihm wiſſen will, wobei er ſich entweder auf ſeine Taſche klopft oder mit der Spitze ſeines Zeigefingers und Daumens die Bewegung des Geldzählens macht. Die Auskunft ‚ſehr reich' wird durch einige heftige Bewegungen des Kopfes, oder durch einen leiſen Pfiff, oder ein leiſes Ziſchen ausgedrückt. Wird vielleicht die weitere Frage geſtellt, wie Jener zu dem Gelde gekommen iſt, ſo reibt ſich der Antwortende mit dem Daumen die Stirn von einer Seite zur andern, womit er andeutet, daß Jener ſein Geld durch Intelligenz und Fleiß, im Schweiße ſeines Angeſichts erworben hat. Hebt er indeß die Hand nicht bis an die Stirn, ſondern hält ſich die Backe zwiſchen dem Daumen und den geſchloſſenen Fingern, dabei die Hand hin und her ſchüttelnd, gibt er damit zu verſtehen, daß Jener ſein Vermögen durch vielleicht nicht immer ganz reinliche Spekulation erworben hat. Noch ſchlimmer lautet die Auskunft, wenn er ſeinen Daumen, wie einen Haken gekrümmt, unter ſein Kinn legt und dann in den Mund ſteckt, denn dies beſagt, daß Jener ein Wucherer iſt. Oder die beiden geballten Fäuſte werden ſtark auf die

Digitized by Google

Bruſt gedrückt, ein ſymboliſches Zeichen für den Geiz. Endlich werden die Finger einer nach dem andern eingezogen und die Hand geſchloſſen. Damit wird Diebſtahl und Raub bezeichnet.

Schließlich ſind noch die Zeichen zu erwähnen, die den Verluſt des Vermögens durch Spiel andeuten. Derjenige, der dieſe Auskunft gibt, legt ſeine linke geſchloſſene Hand vor die Bruſt, als halte er etwas feſt zwiſchen Daumen und Zeigefinger, gleichzeitig ſcheint er mit denſelben Fingern der ebenfalls geſchloſſenen rechten Hand etwas nicht ohne Schwierigkeit herauszuziehen; dieſe Geberde bedeutet die Kniffe, welche die Spieler anwenden, wenn ſie eine Karte aus ihrer Hand ziehen. Die Bezeichnungen für gut und ſchlecht ſind übrigens am ſchwierigſten zu charakteriſiren, weil ſie ſehr viel von dem Geſichtsausdruck abhängen. Das verneinende Schütteln des Fingers mit dem Ausdruck der Abneigung im Geſicht bedeutet ‚ſchlecht‘; die Hand in die Höhe und den Kopf nach rückwärts geworfen mit einem lang gedehnten ‚Ah!‘ bedeutet ‚gut‘. Jede Leidenſchaft und deren Folgen: Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung, haben ihre deutlichen Zeichen, ebenſo Zeit und Raum. Außerdem gibt es aber noch eine Unzahl anderer mimiſcher Zeichen, die nur der Augenblick eingibt, die jedoch ſofort verſtanden werden.“

Soweit mein Freund. Je länger ich in Italien war, je mehr ich nach dem Süden hinunter kam, deſto mehr lernte ich das mimiſche Talent der Italiener bewundern. Vornehme und Geringe, Reiche und Arme bringen dies

Digitized by Google

Talent mit auf die Welt. Es ist offenbar, daß ein Volk, welches buchstäblich eine Sprache in seinen Fingerspitzen hat, sich bei jeder Veranlassung, auch unter allen Umständen, wo es nicht in Worten geschehen dürfte, auszudrücken und zu verständigen vermag. Beispielsweise hat in Sicilien die Mimik eine solche Ausbildung und allgemeine Anwendung erreicht, daß sie die Sprache fast unnütz macht, denn dort können lange und schwierige Unterhaltungen einzig und allein durch Zeichen geführt werden.

In seinen Reiseschilderungen aus Sicilien erzählt z. B. Alexander Dumas: „Ich hatte viel von der Fertigkeit der Sicilianer gehört, sich durch Geberden aus weiter Entfernung vollkommen verständigen zu können, hatte aber bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, diese eigenthümliche Kunst der Sicilianer zu beobachten; erst heute ward sie mir in der Oper. Der Tradition zufolge soll die Mimik der Sicilianer aus der Zeit des Tyrannen Dionisius stammen, der alle Versammlungen und selbst öffentliche Vorträge bei Todesstrafe verbot und dadurch seine Unterthanen nöthigte, sich ein Ersatzmittel für die Wortsprache auszubilden. Im Zwischenakt der Oper ward ich auf die verschiedenen stummen Dialoge aufmerksam, die sich zwischen dem Parterre und den Logen entspannen. Ganz besonders interessirte mich unser junger Begleiter Arani, der nahe am Orchester einen Freund entdeckt hatte, den er seit mehreren Jahren nicht gesehen und der ihm durch mimischen Ausdruck, mitunter von Handbewegungen unterstützt, eine Menge höchst interessanter Mittheilungen machte, wie mir schien.

Als der Akt wieder angegangen war, frug ich Arani, ob ich wohl, ohne eine Indiskretion zu begehen, um eine Mittheilung des eben gepflogenen Dialogs bitten dürfte.

„O, warum das nicht!“ ſagte Arani. „Es ſind weiter keine großen Geheimniſſe dabei. Derjenige, mit dem ich mich unterhielt, iſt einer meiner Jugendfreunde, den ich ſeit zwei und einem halben Jahre nicht geſehen habe. Er erzählte mir ſoeben, daß er ſich in Neapel verheirathet und gleich nach der Hochzeit mit ſeiner jungen Frau eine Reiſe durch Deutſchland und Frankreich angetreten habe. In Paris habe er die Niederkunft ſeiner Frau abgewartet, leider ſei das Kind ſehr bald geſtorben. Geſtern iſt er mit dem Dampfboot angekommen, ſeine Frau iſt noch etwas angegriffen von der Reiſe und der Seekrankheit und iſt nicht mit in's Theater gegangen.“

„Mein Beſter,“ ſagte ich, „wenn Sie wollen, daß ich Ihnen das Alles glauben ſoll, dürfen Sie für's Erſte nicht von meiner Seite weichen, damit ich ſicher bin, daß Sie ſich nicht mit Ihrem Freunde verſtändigen, und dann ihn im nächſten Zwiſchenakt im Foyer erſuchen, uns mit Worten zu wiederholen, was er Ihnen ohne Worte erzählt haben ſoll.“

„Sehr gern,“ antwortete Arani lachend.

Nach Schluß des zweiten Aktes gingen wir in's Foyer, wo wir den Freund antrafen, und dieſer wiederholte auf Wunſch Arani's das Nämliche, was mir Arani zuvor als eine Ueberſetzung ſeiner Geberdenſprache mitgetheilt hatte, auch nicht der kleinſte Umſtand war anders. Es grenzte an's Wunderbare.

Digitized by Google

Etwa sechs oder sieben Wochen später erlebte ich noch ein zweites Beispiel solcher mimischen Virtuosität. Es war in Neapel, ich ging mit einem jungen Syrakusaner bei einer Schildwache vorüber. Mein Begleiter und der Soldat schnitten sich gegenseitig drei oder vier Grimassen, die ich zu anderer Zeit gar nicht einmal bemerkt haben würde, wenn nicht eben jene Erfahrung meine Aufmerksamkeit auf derlei Dinge rege erhalten hätte.

„Armer Teufel," murmelte mein Begleiter, als wir vorüber waren.

„Wen meinen Sie?" frug ich.

„Nun, jenen neapolitanischen Grenadier. Mir war im Vorübergehen, als ob mir das Gesicht bekannt sei, und ich frug ihn, woher er sei. Er sagte mir, er sei ein geborner Syrakusaner und kenne mich ganz gut. Ich frug ihn, wie es ihm in neapolitanischen Diensten gehe, er antwortete, es gehe ihm so schlecht, daß er fest entschlossen sei, bei der nächsten Mißhandlung von Seiten seiner Vorgesetzten zu desertiren. Ich habe ihm zu verstehen gegeben, wenn er jemals zu diesem Schritt gezwungen sein sollte, könne er auf mich rechnen. Der arme Kerl nahm es dankbar an und ich zweifle nicht, daß ich ihn eines schönen Morgens oder Abends bei mir eintreten sehen werde."

Etwa drei oder vier Tage darauf waren wir Abends bei dem Syrakusaner, als ihm gemeldet wurde, ein Mann, der seinen Namen nicht nennen wolle, verlange ihn zu sprechen. Unser Wirth ging darauf hinaus.

„Nun, hatte ich es nicht gesagt," rief er beim Wiedereintreten, „daß der arme Mensch desertiren werde?"

„Ah! Der Soldat von neulich hat Sie beim Wort genommen?"

„Ganz natürlich, er war es. Vor einer Stunde hat sein Sergeant ihn mit der Faust in's Gesicht geschlagen, er ihm dafür den Pallasch durch den Leib gerannt und ist glücklich entsprungen. Da er aber keine besondere Neigung verspürt, sich erschießen zu lassen, hat er mich um einige hundert Franken angesprochen. Uebermorgen ist er in den kalabresischen Bergen und in acht oder vierzehn Tagen in Sicilien." —

Ueberdies wird mit Gewißheit behauptet, daß alle Vorbereitungen zu der sicilianischen Vesper (30. März 1282) blos durch Zeichen getroffen worden sein sollen, daß bei der Verschwörung, an der die ganze Insel sich betheiligte, nicht eine Silbe gewechselt, ja sogar Tag und Stunde des blutigen Gemetzels, in dem alle Franzosen niedergemacht wurden, nur mit den Augen, nur mit dem Austausch von Blicken und einigen wenigen Zeichen festgesetzt worden seien.

Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Geberdensprache des heutigen Italieners noch dieselbe ist, wie im Alterthum, wie sie die Klassiker der alten Römer schildern. Der moderne Italiener drückt seine Gedanken durch dieselben Gestikulationen aus, wie seine Vorfahren vor etlichen tausend Jahren, und die in dem berühmten vatikanischen Terenz befindlichen gemalten Figuren stellen ganz dieselben Bewegungen dar, wie sie dem Italiener des 19. Jahrhunderts eigen sind.

Digitized by Google

Der Wühler im Pelzrock.

Ein Bild aus der Thierwelt.

Von

Louis Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Zu den kleineren Säugethieren, die einen großen Theil ihres Lebens in der Erde verbringen, indem sie sich unter ihrer Oberfläche Gänge graben, dürften die wilden Kaninchen in unseren sandigen Distrikten, die Feldmaus in unseren Getreidefeldern und vor Allem der Maulwurf in unseren Gärten und Wiesen als die am weitesten bekannten zu zählen sein. Und wer sollte nicht diesen letztgenannten kleinen, ungestalten Wühlhuber kennen, nicht schon die kleinen Maulwurfshügel beobachtet haben, die er die ganze schöne Jahreszeit hindurch oft zum großen Verdruß unserer Landwirthe und Gartenbesitzer unermüdlich emporstößt? Da das Leben dieses Thieres dem Leser gar manches Interessante zu bieten vermag, wollen wir uns heute damit beschäftigen.

Unser Maulwurf (talpa europaea L.) ist über den größten Theil von Mittel- und Nordeuropa verbreitet. Er ist leicht an dem gedrungenen, walzenförmigen Leibe, der unmittelbar in den durch einen Rüssel verlängerten Kopf übergeht, sowie an den vier kurzen, fast wagerecht

abſtehenden Beinen zu erkennen, deren vordere durch ihre gewaltigen, ſchaufelartigen Grabwerkzeuge ſich auszeichnen. Seine Hinterpfoten ſind ſchmal und geſtreckt und der Schwanz äußerſt kurz. Das äußere Ohr fehlt ganz, und die kleinen Augen bekommt man, wenn man ſie nicht durch das Zurücklegen der ſie umgebenden Kranzhaare aufſuchen will, nur dann zu ſehen, wenn das Thier in's Waſſer geworfen wird, wobei ſich dann die Augenhärchen wie Strahlen um einen Mittelpunkt aufrichten und die glänzenden, mohnkerngroßen Augen erkennen laſſen. In den dünnen, langgeſtreckten Kiefern ſitzen vorn oben ſechs und unten acht ſchmalere, feine Schneidezähne, hinter denen zu beiden Seiten die verhältnißmäßig ſehr hervorragenden, ſcharf zugeſpitzten Eckzähne und die ſcharfzackigen Backzähne ſich anſchließen. Dieſes ſo ſcharf ausgeprägte Gebiß charakteriſirt den Maulwurf als echten Fleiſchfreſſer, und wer daſſelbe nur ein einziges Mal mit klarem Blick betrachtet hat, wird auch für immer von der irrigen Anſicht bekehrt ſein, daß dieſes Thier auf eine vegetabiliſche Koſt angewieſen ſei. Sein Kleid beſteht aus einem feinen, ſammetartigen Pelze, deſſen kurze, weiche Härchen einen Metallglanz beſitzen, wie wir ihn bei keinem Säugethier ſonſt weiter finden. Seine gewöhnliche Farbe iſt bläulich-ſchwarz, unten mehr ſchieferfarbig; doch wie man hier und da zuweilen einen weißen Sperling zu ſehen bekommt, ſo kann man auch dann und wann einen weißen, bunten oder braunen Maulwurf beobachten.

Er hält ſich am liebſten in fetter, lockerer Erde auf, in einem Boden, der feucht genug iſt, ihm hinreichenden Vor-

rath seines vorzüglichsten Nahrungsmittels, der Regenwürmer zu verschaffen, der aber doch nicht so viel Wasser enthält, daß der Maulwurf dadurch Gefahr liefe, in seiner unterirdischen Arbeit gestört zu werden, oder gar in seiner Höhle oder in seinen Laufgräben zu ertrinken.

„Unter allen einheimischen unterirdischen Thieren," sagt Blasius, „bereitet sich der gemeine Maulwurf am kunstreichsten und mühsamsten seine Wohnungen und Gänge. Er hat nicht allein für die Befriedigung seiner lebhaften Freßlust, sondern auch durch die Einrichtung seines Baues für Sicherheit gegen Gefahren mancher Art zu sorgen. Am kunstreichsten und sorgsamsten ist seine eigentliche Wohnung, sein Lager, eingerichtet. Gewöhnlich befindet es sich an einer Stelle, die von außen schwer zugänglich ist, unter Baumwurzeln, unter Mauern u. dergl., und meist weit entfernt von den täglichen Jagdrevieren. Mit dem Jagdreviere, in welchem die täglich sich vermehrenden Nahrungsröhren sich mannigfaltig verzweigen und kreuzen, ist sie durch eine lange, meist ziemlich gerade Laufröhre verbunden.

Die eigentliche Wohnung zeichnet sich an der Oberfläche meist durch einen gewölbten Erdhaufen von auffallender Größe aus. Sie besteht im Innern aus einer rundlichen, reichlich 3 Zoll (circa 8 Centim.) weiten Kammer, die zum Lagerplatz dient, und zwei kreisförmigen Gängen, von denen der größere, in gleicher Höhe mit der Kammer, dieselbe ringsum in einer Entfernung von ungefähr 10 Zoll einschließt, und der kleinere, etwas oberhalb der Kammer, mit dem größeren ziemlich parallel

Digitized by Google

verläuft. Aus der Kammer verlaufen gewöhnlich drei Röhren ſchräg nach oben in die kleinere Kreisröhre und aus dieſer, ohne Ausnahme abwechſelnd mit den vorhergehenden Verbindungsröhren, 5 bis 6 Röhren ſchräg abwärts in die größere Kreisröhre. Von dieſer aus erſtrecken ſich ſtrahlenförmig und ziemlich horizontal nach außen, und ebenfalls wieder abwechſelnd mit den zuletzt genannten Verbindungsröhren etwa 8 bis 10 einfache oder verzweigte Gänge nach allen Richtungen hin, die aber in einiger Entfernung meiſt bogenförmig nach der gemeinſamen Laufröhre umbiegen. Auch aus der Kammer abwärts führt eine Sicherheitsröhre in einem wieder anſteigenden Bogen nach der gemeinſamen Laufröhre. Die Wände der Kammer und der zu der Wohnung gehörigen Röhren ſind ſehr feſt und dicht zuſammengeſtampft; die Kammer ſelbſt iſt zum Lager ausgepolſtert mit weichen Blättern von Gräſern, Laub und Moos, die alle von der Oberfläche der Erde geholt ſind. Kommt dem Maulwurf Gefahr von oben, ſo ſchiebt er dies weiche Lagerpolſter zur Seite und entflieht nach unten; ſieht er ſich von unten oder von der Seite bedroht, ſo bleiben ihm die Verbindungsröhren zu der kleineren Kreisröhre theilweiſe offen. Die Wohnung bietet ihm zu Schlaf und Ruhe unter allen Umſtänden Sicherheit dar und iſt deshalb auch ſein gewöhnlicher Aufenthalt, wenn er nicht auf Nahrung ausgeht. Sie liegt ein bis zwei Fuß unter der Erdoberfläche. Die Laufröhre iſt weiter als die Körperdicke, ſo daß das Thier ſchnell und bequem in derſelben vorwärts kommen kann; ihre Wände ſind durch Zuſammenpreſſen von auffallender

Feſtigkeit und Dichtigkeit. Sie dient nur zu einer möglichſt raſchen Verbindung mit den täglichen Jagdrevieren und wird nicht ſelten auch von andern unterirdiſchen Thieren, wie Mäuſen, Kröten ꝛc. benutzt, die ſich aber ſehr zu hüten haben, dem Beſitzer in ihr zu begegnen. Solche Laufröhren ſind nicht ſelten 100 bis 150 Fuß lang. Das Jagdgebiet liegt meiſt weit von der Wohnung ab und wird tagtäglich im Sommer und Winter in den verſchiedenſten Richtungen durchwühlt und durchſtreift."

Den zum Leben nöthigen Sauerſtoff empfängt der Maulwurf, trotz ſeiner Abgeſchloſſenheit, von der durch die aufgeworfenen Schollen eindringenden atmoſphäriſchen Luft in hinreichender Menge, und um ſeinen Durſt mit Waſſer zu ſtillen, legt er beſondere Gänge an, die in der Nähe von Waſſergräben oder Bächen ausmünden, oder gräbt auch nach neueren Berichten beſondere Schächte, in denen ſich Regenwaſſer ſammelt. Wir ſind jedoch überzeugt, daß er weniger vom Durſt gequält werden mag, als dies bei andern Thieren der Fall iſt, indem gerade die animaliſchen Stoffe, welche ſeine Hauptnahrung bilden, auch reich an Waſſertheilen ſind. Gewiß aber iſt, daß die ganze Art der Anlegung ſeines Baues einen nicht geringen Grad von Intelligenz verräth, welche noch mehr zu Tage tritt, wenn wir ſein ſonſtiges Leben und Treiben genauer beobachten.

Trotz ſeiner plumpen Geſtalt läuft er doch ſchon auf der Oberfläche des Bodens ſo raſch dahin, daß man faſt Mühe hat, ihn lebend zu ergreifen. Drunten in der Erde aber, in ſeiner wahren Heimath, zeigt er ſeine Tüchtigkeit

Digitized by Google

in vollem Maße. Da leitet ihn sein bewundernswürdiger Naturſinn mit größter Sicherheit, da zeigt er ſich als einen ebenſo liſtigen Schleicher, wie als einen wilden, muthigen und furchtloſen Kämpfer, der in ſeinen Laufgängen dahinſaust, wie ein trabendes Pferd. Auch im Waſſer präſentirt er ſich uns als einen gar vortrefflichen Schwimmer, der nicht blos breite Flüſſe, ſondern ſogar ſchmale Meeresarme zu durchſchwimmen vermag. Bruce hat beobachtet, daß einſt an einem Juni-Abend mehrere Maulwürfe bei Edinburg über 500 Fuß weit durch das Meer nach einer Inſel geſchwommen ſind, um ſich daſelbſt eine neue Heimath zu gründen. Braucht man ſich da noch über die koloſſale Verbreitung dieſes Thieres zu wundern? Und wie dieſes Vorrücken nach und nach in der fruchtbaren Ebene ſtattgefunden, ſo hat er allmählig auch ſeine Jagdreviere hinauf auf die Gebirge verlegt.

„Man hat öfters gefragt," berichtet Tſchudi, „wie kommt der Maulwurf auch in das hochgelegene Becken des Urſernthales, das doch rings Stunden weit von Felſen und Flühen, von einem Schneegebirgskranze umſchloſſen und durch den Schöllenengrund vom Unterlande geſchieden iſt? Unſeres Erachtens darf man ſich nicht denken, es habe irgend einmal ein keckes, vom Inſtinkte geleitetes Maulwurfspaar die Stunden weite Wanderung aus den Matten des unteren Reußthales unternommen und ſich dann in der Höhe bleibend angeſiedelt. Die Einwanderung bedurfte vielleicht Jahrhunderte. Sie ging wohl unregelmäßig, langſam, ruckweiſe von unten über die Grasplätzchen und humusreichen Stellen der Felſenmauern nach

oben, mit vielen Unterbrechungen und Seitenmärſchen, im Winter oft auf den nackten Steinen unter der Schneedecke fort, und ſo gelangten die erſten Maulwürfe wahrſcheinlich von den Steinbergen her in das Thal, in deſſen fetten Gründen ſie ſich raſch genug vermehren mochten." Bis zum Oberengadin jedoch ſind ſie bis heute noch nicht vorgedrungen.

In Bezug auf die Nahrung des Maulwurfs iſt man früher lange im Unklaren geweſen, indem die Einen meinten, daß ſeine Koſt eine aus pflanzlichen und thieriſchen Stoffen gemiſchte ſei, Andere dagegen den armen Wicht als reinen Pflanzenfreſſer verdächtigten. Dieſe Beſchuldigung hatte ihm viele Feinde zugezogen und lange Zeit war man beſtrebt, ihn auszurotten. Aller Schaden, welchen Regenwürmer, Engerlinge oder Maulwurfsgrillen verurſachten, wurde ihm aufgehalst; er war der Sünder, der allüberall unter den Pflanzen Unheil anrichtete, der ihnen die Wurzeln abbiß und dadurch ihren Tod herbeiführte. Es iſt eine Thatſache, daß die große Volksmaſſe dem Unvernünftigen, dem Unwahrſcheinlichen, ja dem ganz Unmöglichen ſtets mehr Glauben ſchenkt, als den vernünftigſten Beweisführungen. Wir haben ſchon oben darauf hingewieſen, daß die Organiſation ſeines Gebiſſes dem Maulwurf gar nicht geſtattet, ſich von Pflanzenwurzeln zu nähren, und bei allen vorgenommenen Sektionen desſelben hat man in ſeinem Magen niemals das Vorhandenſein von Pflanzenſtoffen konſtatiren können. Auch alle Verſuche, welche man in dieſer Hinſicht mit ihm in der Gefangenſchaft angeſtellt hat, beſtätigen, daß er nur auf

Digitized by Google

Fleiſchkoſt angewieſen iſt und lieber ſtirbt, ehe er Pflanzenſtoffe zu ſich nimmt.

„Um die Maulwürfe beim Freſſen zu beobachten,“ ſagt Lenz in ſeiner Naturgeſchichte, „habe ich mehrmals lebendige in Kiſten gethan. Gibt man ihnen wenig Erde hinein, ſo müſſen ſie wohl obenauf bleiben, und da ſie eben ſo ungeheuer gefräßig ſind, wie die Spitzmaus, ſo machen ſie auch, wenn ſie ſonſt geſund ſind, wenig Umſtände und langen zu. Sie freſſen todte Mäuſe und kleine Vögel, auch anderes Fleiſch, ſelbſt gekochtes, doch nicht ſo gern, Schmetterlinge, Fliegen, Mehlwürmer, Käfer, Tauſendfüße, Schnecken, Blindſchleichen, kleine Ringelnattern, Fröſche; aber Brod, Semmel, Möhren, überhaupt Pflanzenkoſt niemals. Vorzüglich gern mag der Maulwurf Regenwürmer.“ Auch Flourens und Oken haben mit dem Maulwurf eine ganze Reihe Verſuche gemacht, ohne nur ein einziges Mal beobachten zu können, daß er auch in der größten Noth nach Pflanzenkoſt Verlangen zeigte. Ja, als Erſterer einmal mehrere in einen Kaſten zu Wurzeln und Blättern von Salat, Kohl ꝛc. geſperrt hatte, ſtarben ſie alle vor Hunger, ohne dieſe Stoffe nur angerührt zu haben.

Mit den Eigenſchaften eines Vielfraßes vereinigt der Maulwurf die heiße Gier des Tigers und verhältnißmäßig eine noch weit größere Kraft als die des Löwen und einen wahren Heldenmuth. Wer jemals ein paar Männchen mit einander hat kämpfen ſehen, wird nie wieder das Feuer ihrer Wuth und die Größe der Todesverachtung vergeſſen, mit der ſie über einander herfielen. Die

meiſten dieſer heftigen Kämpfe auf Leben und Tod geſchehen zur Zeit der Paarung. Da die Zahl der Männchen die der Weibchen wohl um das Doppelte übertreffen mag, und letzteren gewöhnlich gleichzeitig von mehreren Freiern der Hof gemacht wird, ſo liegt es auf der Hand, daß unter ſolchen kampfeswüthigen Bewerbern nur der zuletzt Ueberlebende die Braut heimführt.

Eine lobenswerthe Eigenſchaft des Maulwurfs iſt ſeine ungemeine Sauberkeit; mag die Erdart, durch welche er ſich hindurchwühlt, ſein, welche ſie wolle, ſein weiches Pelzchen ſieht immer ſchmuck aus, wie geſtriegelt und gebügelt, was ſeinen Grund jedenfalls in der äußeren Beſchaffenheit ſeiner Sammethärchen hat. Dieſe ſind ganz eigenthümlich geſtaltet; an ihrem Urſprung zart und fein, verdicken ſie ſich nach der Mitte hin und ſpitzen ſich dann nach dem Ende allmählig zu. Auch halten die Härchen keine beſtimmte Lage ein, ſondern laſſen ſich leicht nach allen Richtungen hin drücken, wodurch eine Anlagerung von Schmutz unter den Haaren nicht gut möglich iſt. Dieſe zarten Sammetfellchen verwendete man bei uns ſonſt zur Ausfütterung von Blaſerohren, und heute noch verfertigen die Ruſſen daraus kleine Beutelchen, mit denen ſie bis nach China Handel treiben.

Bezüglich der Fortpflanzung unſeres Wühlers berichtet A. Müller Folgendes: „In einiger Entfernung von der Burg richtet ſich der Maulwurf eine einfache, aber große Kinderſtube ein, in welcher trockenes Gras, Getreidehalme, Laub und Wurzeln die Unterlage für die Jungen bilden. Die Lage der Stube wird da gewählt, wo zwei oder mehr

Gänge sich kreuzen. Das Weibchen, welches von schlankerem Wuchs als das Männchen ist, wirft 3 bis 5 Junge, die, lange Zeit sehr unbeholfen, noch im Neste verweilen, wenn sie schon halbwüchsig sind. Mit rührender Liebe und Zärtlichkeit versorgt sie die Mutter; selbst der Vater ist behilflich im Zutragen von Nahrung, wenn er es für nöthig hält. In Gefahr werden die Jungen von der Mutter im Maule an einen sicheren Ort geschleppt und eiligst verborgen. Davon überzeugt sich nicht selten der pflügende Landmann, wenn er ein Nest mit jungen Maulwürfen aus der Erde pflügt."

Der Maulwurf hält keinen Winterschlaf, wie so mancher andere Insektenjäger. Da fällt es ihm freilich oft recht schwer, seine Bedürfnisse zu befriedigen, weil die Thiere, von denen er lebt, vor der Kälte sich immer tiefer und tiefer in die Erde zurückziehen und verbergen. Er ist daher genöthigt, wenn er nicht verhungern will, ihnen zu folgen und sein Jagdgebiet immer mehr in die Tiefe zu verlegen. Bisweilen geschieht es auch, daß er mitten im Winter im frischen Schnee Erdhaufen aufwirft und unmittelbar über dem gefrorenen Boden unter dem weichen Schnee dahin läuft und größere Wanderungen macht.

Was die Sinne des Maulwurfs anlangt, so ist der Geruch und das Gefühl ausgezeichnet entwickelt. Der Geruch leitet ihn und unterstützt ihn bei Aufsuchung seiner Beute. Brehm brachte einen Maulwurf in eine Kiste, die etwa einen halben Fuß hoch mit Erde angefüllt war; dann drückte er, nachdem das Thier in die Tiefe hinabgestiegen war, die Erde etwas fest und legte feingeschnit-

Digitized by Google

tenes rohes Fleiſch in eine Ecke. Schon nach wenig Minuten hob ſich an dieſer Stelle die Erde, die rüſſelartige, biegſame Schnauze kam zum Vorſchein und das Fleiſch wurde verzehrt. Mittelſt des Gefühls empfindet er die leiſeſte Erſchütterung des Bodens, und wenn man ihn überrumpeln will, hat man ſich vor dem Feſtauftreten ungemein in Acht zu nehmen. Brehm meint zwar, daß dieſe Erſchütterungen durch das Gehör wahrgenommen würden, dies iſt jedoch weniger gut denkbar, weil die kleinen Ohren des Thieres durch eine Deckfalte ziemlich dicht geſchloſſen ſind. Weniger entwickelt iſt ſein Geſicht; doch weiß er auch dieſes zu gebrauchen, um beim Durchſchwimmen eines Waſſers mit ſeinen kleinen Augen das jenſeitige Ufer zu erſpähen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß der Maulwurf durch Vertilgen ſo großer Maſſen von Regenwürmern, Engerlingen, Maulwurfsgrillen und anderen ſchädlichen Geziefers großen Nutzen ſtiftet, und es würde nicht zu rechtfertigen ſein, ſeine Verfolgung auch da zu betreiben, wo der von ihm angerichtete Schaden nur unbeträchtlich iſt. Auf Wieſen und Feldern, ſowie in Wäldern, wenn er nicht in deren Schonungen läſtig wird, ſollte er bei nicht zu reichlichem Vorkommen mehr als ein Gaſt gehegt als verfolgt werden. Die auf den Wieſen aufgeworfenen Erdhaufen, welche dem Grasmähen hinderlich werden, ſind mit leichter Mühe umzuſtoßen und zu ebnen, wobei die gute Erde zugleich als Düngmittel benutzt werden kann. Ein Anderes iſt's freilich, wenn der kecke Burſche auch in unſere Gärten eindringt und uns durch ſeine Wühlereien

Digitized by Google

in Rabatten und Beeten beläſtigt und ſchädigt. Dann befinden wir uns im Zuſtande der Nothwehr und müſſen ihn durch unter die Hauptgänge eingegrabene Töpfe, durch Erſchießen oder Aushacken in dem Augenblicke, wo er aufſtößt, oder auch durch Eingraben von Dornen und Scherben zu vernichten ſuchen. Doch im Uebrigen iſt der Maulwurf ein nützliches Thier, das viel mehr geſchont werden ſollte, als es geſchieht.

Mannigfaltiges.

Die Großmutter zweier Königinnen. — Im Jahre 1646, wenige Monate nach der Flucht König Karl's I. nach Schottland, kam ein junges Landmädchen nach London, um ſich daſelbſt einen Dienſt als Magd zu ſuchen. Die Stellungen waren damals knapper, als gegenwärtig, und ſo kam es, daß auch Charlija, ſo nannte ſich das Mädchen, nach vierzehntägigem Umherirren in der Themſeſtadt noch nicht gefunden hatte, was ſie wünſchte. Ihre kleine Baarſchaft war ſchon faſt gänzlich aufgezehrt und ſie begann bereits zu verzweifeln, als ihr auf der Straße ein Brauherr begegnete, dem ihre traurige Miene auffiel. Nachdem ſie ihm den Grund ihrer Betrübniß mitgetheilt, bot er ihr an, für ihn Bier auszutragen. Sie nahm ſeinen Vorſchlag an und trat bald nachher als Magd in ſeinen Dienſt. Da ſie hübſch war und ſich durch ein ſittliches Betragen, wie auch durch

Sanftmuth auszeichnete, verliebte ſich ihr Dienſtherr in ſie und heirathete ſie, ſtarb jedoch ſchon nach kaum einjähriger Ehe und ließ ſie als kinderloſe Wittwe, zugleich aber auch als Erbin eines beträchtlichen Vermögens zurück. Charlija verkaufte die Brauerei und übertrug die Regulirung ihrer Angelegenheiten dem angeſehenen Rechtsgelehrten und Rathgeber des Königs, Edward Hyde. Dieſer, welcher ſpäter zum Grafen v. Clarendon ernannt wurde, verliebte ſich in ſeine Klientin und vermählte ſich mit ihr. Die Folge dieſer Verbindung war eine Tochter, welche ſpäter die Gemahlin Jakob's II. und die Mutter der Königinnen von England, Maria und Anna wurde. Auf dieſen Schickſalswechſel bezieht ſich der Ausſpruch, welchen die Königin Maria einſt im Parlamente that: „Meine Großmutter verſtand zu dienen, ich aber verſtehe zu herrſchen.“ Hm.

Ein Elephanten-Gelage. — Bei den von Germanicus in dem Cirkus zu Rom gefeierten und von Aelian beſchriebenen Spielen, wurden auch zwölf zahme Elephanten vorgeführt, welche durch langjährige Dreſſur bis zu einem Grade von Intelligenz ausgebildet waren, der ganz Rom in Erſtaunen ſetzte. Sie erſchienen in bunte Gewänder gekleidet und führten ſelbſtſtändig eine Pantomime auf. Dann führten ſie mit wechſelnden Gruppirungen einen Tanz auf, wobei ſie mit ihren Rüſſeln Blumen ausſtreuten. Doch bald zeigten ſie zum allgemeinen Ergötzen der Zuſchauer den Höhepunkt ihrer Bildung. In der Mitte des Cirkus wurden Tafeln aufgeſtellt, auf welchen in prächtigen Silberſchalen Brod und Früchte, ſowie in goldenen Bechern edle Weine prangten. Um die Tafeln herum aber wurden niedrige Sitze, mit goldgeſtickten purpurfarbigen Polſtern gerückt. Auf den einladenden Wink des Führers näherten ſich jetzt die Elephanten, ſechs männliche und ſechs weibliche, jene in die Rittertoga, dieſe in weibliche Gewänder gekleidet, den Tiſchen. Sittſam und nicht ohne Grazie ſetzten ſie ſich in bunter Reihe nieder, und

auf ein gegebenes Zeichen reckten sie ihre Rüssel, gleich Händen über die Tafel hin. Ohne die geringste Spur thierischer Begierde ergriffen sie die Speisen und ließen sich dieselben wohl schmecken. Hierauf leerten sie in gleicher Weise die Becher, die sie sodann scherzend in die Reihen der Zuschauer schleuderten. J. Wl.

Eine höchst eigenthümliche Sitte, die sich aus uralter Zeit bis auf die gegenwärtigen Tage erhalten hat, besteht unter den Eingeborenen in Australien. Dort ist nämlich die Aufnahme der Mädchen nach ihrer Verheirathung unter die Frauen mit einem feierlichen Akt verbunden, der freilich durchaus nichts Angenehmes hat. Die Ceremonie, welche dabei stattfindet, beschränkt sich darauf, daß der betreffenden jungen Frau von einem älteren Weibe ein Stück des kleinen Fingers an der linken Hand abgebissen wird. Jede Neuvermählte muß sich anstandshalber dieser Prozedur unterwerfen. K.

Der Bootbau in seiner Vollendung. — In England wetteifern bekanntlich alle Sportsmänner in übertriebenster Weise betreffs der Vorzüglichkeit ihrer Boote, Utensilien, Hilfsapparate u. s. w. Ein Schiffsbaumeister in London zeigte jüngst seine Boote in einer Reklame mit dem Bemerken an, daß sie so peinlich genau abgewogen seien, daß die Ruderer sich ihr Haar mit äußerster Sorgfalt auf der Mitte des Kopfes scheiteln müßten, wenn die Boote nicht umschlagen sollten. Kl.

Ein Normanne. — Als König Hakon Jarl von Norwegen auf der Jagd mit seinem Sohne einmal in einer Schneehütte im Hochgebirge übernachten mußte, rollte sein Sohn einen Eisklumpen herbei, um ihn als Kopfkissen zu benutzen. König Hakon Jarl stieß ihn aber sofort wieder hinweg und rief grimmig: „Bursche, willst Du ein Weichling werden?" W. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Herm. Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN.
JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9584

Filmed by Preservation 1992

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9584

Filmed by Preservation 1992